Art. 127 k
(5

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Fünften Bandes erſtes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1824.

Inhalt.

An Lord Byron	S.	5.
Einzelnes	—	7.
Chriſtus-Kind, nach Carl Marat	—	16.
Hagar nach Guercino . . .	—	18.
Voyage pittoresque en Sicile v. Oſterwald	—	19.
Franzöſiſche Steindrücke . .	—	22.
Voyage en Italie par Isabey .	—	23.
Royal Coronation . . .	—	25.
Famiglie celebri	—	27.
Ancient unedited Monuments by Millingen	—	29.

Art. 127 k (5,1

Kunſt und Alterthum.

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Fünften Bandes erſtes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1824.

Wb 167/1722

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An
Lord Byron.

Ein freundlich Wort kommt eines nach
dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stun-
den;
Es ruft uns auf zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuſs gebun-
den.

Wie soll ich dem, den ich so lang be-
gleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne sagen?
Ihm der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen.

Wohl ſey ihm doch, wenn er ſich ſelbſt empfindet!
Er wage ſelbſt ſich hoch beglückt zu nennen,
Wenn Muſenkraft die Schmerzen überwindet,
Und wie ich ihn erkannt mög' er ſich kennen.

Einzelnes.

Indem ich mich zeither mit der Lebensgeſchichte wenig und viel bedeutender Menſchen anhaltender beſchäftigte, kam ich auf den Gedanken: es möchten ſich wohl die einen in dem Weltgewebe als Zettel, die andern als Einſchlag betrachten laſſen; jene gäben eigentlich die Breite des Gewebes an, dieſe deſſen Halt, Feſtigkeit, vielleicht auch mit Zuthat irgend eines Gebildes. Die Scheere der Parze hingegen beſtimmt die Länge, dem ſich denn das Uebrige alles zuſammen unterwerfen muß. Weiter wollen wir das Gleichniß nicht verfolgen.

Auch Bücher haben ihr **Erlebtes** das ihnen nicht entzogen werden kann.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nicht die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Dieſe tiefſchmerzlichen Zeilen wiederholte ſich eine höchſt vollkommene, angebetete Königinn in der grauſamſten Verbannung, zu gränzenloſem Elend verwieſen. Sie befreundete ſich mit dem Buche das dieſe Worte und noch manche ſchmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Troſt; wer dürfte dieſe ſchon in die Ewigkeit ſich erſtreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?

Mit dem größten Entzücken ſieht man im Apollo-Saal der Villa Aldobrandini zu Fraskati, auf welche glückliche Weiſe Domenichin die Ovidiſchen Metamorphoſen mit der ſchicklichſten Oertlichkeit umgiebt; dabey nun erinnert man ſich gern, daß die glücklichſten Ereigniſſe doppelt ſelig empfunden werden, wenn ſie uns in herrlicher Gegend gegönnt waren, ja, daß gleichgültige Momente durch würdige Localität zu hoher Bedeutung geſteigert wurden.

Poeſie wirkt am meiſten im Anfang der Zuſtände, ſie ſeyen nun ganz roh, halbkultivirt, oder bey Abänderung einer Cultur, beym Gewahrwerden einer fremden Cultur, daß man alſo ſagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus ſtatt.

Mannräuſchlein nannte man im ſiebzehnten Jahrhundert gar ausdrucksvoll die Geliebte.

Liebes gewaſchenes Seelchen iſt der verliebteſte Ausdruck auf Hiodenſee.

Das Wahre iſt eine Fackel, aber eine ungeheure; deßwegen ſuchen wir alle nur blinzend ſo daran vorbey zu kommen, in Furcht ſogar uns zu verbrennen.

Die Klugen haben mit einander viel gemein. Aeſchylus.

Das eigentlich Unverſtändige ſonſt verſtändiger Menſchen iſt, daß ſie nicht zurecht zu legen wiſſen was ein Anderer ſagt, aber nicht gerade trifft wie er's hätte ſagen ſollen.

Ein Jeder, weil er ſpricht, glaubt auch über die Sprache ſprechen zu können.

Man darf nur alt werden um milder zu ſeyn; ich ſehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der Handelnde iſt immer gewiſſenlos, es hat niemand Gewiſſen als der Betrachtende.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihnen umkommen ſolle, wie der römiſche Pöbel zu fordern pflegte.?

Den Timon fragte jemand wegen des Unterrichts ſeiner Kinder. Laßt ſie, ſagte der, unterrichten in dem was ſie niemals begreifen werden.

Es giebt Perſonen denen ich wohl will, und wünſchte ihnen beſſer wollen zu können.

Der eine Bruder brach Töpfe, der andere Krüge. Verderbliche Wirthſchaft!

Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinſieht, als wenn ſie noch ginge; ſo blickt man auch wohl einer Schönen ins Geſicht, als wenn ſie noch liebte.

Der Haß iſt ein actives Mißvergnügen, der Neid ein paſſives; deßhalb darf man ſich nicht wundern, wenn der Neid ſo ſchnell in Haß übergeht.

Der Rhythmus hat etwas Zauberiſches, ſogar macht er uns glauben, das Erhabene gehöre uns an.

Dilettantiſmus, ernſtlich behandelt, und Wiſſenſchaft, mechaniſch betrieben, werden Pedanterey.

Die Kunſt kann niemand fördern als der Meiſter. Gönner fördern den Künſtler, das iſt recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunſt gefördert.

Deutlichkeit iſt eine gehörige Vertheilung von Licht und Schatten. Hamann. Hört!

Shakeſpeare iſt reich an wunderſamen Tropen, die aus perſonificirten Begriffen entſtehen, und uns gar nicht kleiden würden, bey ihm aber völlig am Platze ſind, weil zu ſeiner Zeit alle Kunſt von der Allegorie beherrſcht wurde.

Auch findet derſelbe Gleichniſſe wo wir ſie nicht hernehmen würden; z. B. vom Buche. Die Drucker-Kunſt war ſchon über hundert Jahre erfunden, demohngeachtet erſchien ein

Buch noch als ein Heiliges, wie wir aus dem damaligen Einbande ſehen; und ſo war es dem edlen Dichter lieb und ehrenwerth; wir aber broſchieren jetzt alles und haben nicht leicht vor dem Einbande noch ſeinem Inhalte Reſpect.

Herr von Schweinichen iſt ein merkwürdiges Geſchichts- und Sittenbuch; für die Mühe die es koſtet es zu leſen, finden wir uns reichlich belohnt; es wird für gewiſſe Zuſtände eine Symbolik der vollkommenſten Art. Es iſt kein Leſe-Buch, aber man muß es geleſen haben.

Der thörigſte von allen Irrthümern iſt, wenn junge gute Köpfe glauben ihre Originalität zu verlieren, indem ſie das Wahre anerkennen was von Andern ſchon anerkannt worden.

Die Gelehrten ſind meiſt gehäſſig, wenn ſie widerlegen; einen Irrenden ſehen ſie gleich als ihren Todtfeind an.

Die Schönheit kann nie über ſich ſelbſt deutlich werden.

Sobald man der ſubjectiven, oder ſogenannten ſentimentalen Poeſie, mit der objectiven, darſtellenden, gleiche Rechte verlieh, wie es denn auch wohl nicht anders ſeyn konnte, weil man ſonſt die moderne Poeſie ganz hätte ablehnen müſſen; ſo war voraus zu ſehen, daß, wenn auch wahrhafte poetiſche Genies geboren werden ſollten, ſie doch immer mehr das Gemüthliche des inneren Lebens als das Allgemeine des großen Weltlebens darſtellen würden. Dieſes iſt nun in dem Grade eingetroffen, daß es eine Poeſie ohne Tropen giebt, der man doch keineswegs allen Beyfall verſagen kann.

Bildende Kunſt.

Mit Ehren iſt in einem frühern Hefte des Kupferſtechers Giovita Garavaglia gedacht worden; derſelbe hat gegenwärtig durch ein Blatt nach Carlo Maratti, das neugeborne Chriſtkind, den kleinen Johannes und zwey ſchwebende Engelsköpfe mit Flügeln darſtellend, ſeine große Geſchicklichkeit auf's neue bewährt. In Formen und Falten erkennt man den Styl des Maratti wieder, der Ausdruck aber iſt beſonders geiſtreich und es mag wenige Kupferſtiche mit belebtern Köpfen geben als eben dieſer. Das Chriſtkind hat zwar kindliche doch würdige Züge und viel Ernſt im Ausdruck; die Engel ſchauen mit unſchuldiger Freude auf daſſelbe; Johannes ſcheint in bewunderndem Erſtaunen

verloren und legt die Hände zuſammen, als wolle er den Heiland anbeten. Verſtändig hat der Kupferſtecher die Farben ſeines Vorbildes beachtet, ſo wie die Abſtufung von Hell und Dunkel, wodurch eine ſchöne gefällige Wirkung des Ganzen ſich ergeben. Der Grabſtichel iſt zart und glänzend zugleich; der Charakter der verſchiedenen Stoffe meiſterlich dargeſtellt; zumal verdienen das krausgelockte Haar am heiligen Johannes und die Flügel des einen Engels als wohlgelungen bemerkt zu werden.

Der ganzen Zunft Mayländiſcher Kupferſtecher muß man es nachrühmen, daß ſie ſich nicht allein um ſchönen Stich bemühen und ſolchen als Hauptſache anſehen, ſondern ihrer Kunſt beſſern Zweck verfolgend zugleich trachten die Vorbilder treulich überzutragen, beſonders verwenden ſie auf die Köpfe, deren Züge Geiſt und Ausdruck löbliche Sorgfalt.

Dieſe Betrachtungen ſind theils von dem ſo eben erwähnten ſchönen Blatte des G. Gavaglia veranlaßt worden, theils gelten ſie auch von einem andern erſt kürzlich erſchienenen und kaum weniger verdienſtlichen, nach der berühmten Vertreibung der Hagar von Guercino, welche gegenwärtig eine Zierde der Mayländiſchen Gemäldeſammlung iſt, geſtochen von S. Ceſi. Betrachtet man den Fleiß, die zierlichen zarten Striche, ſo läßt die Ausführung wenig zu wünſchen übrig; die Köpfe beſonders ſind mit geiſtreicher Treue behandelt, vorzüglich gut iſt der ſo ſchöne und ausdruckvolle Kopf der thränenvergießenden Hagar gerathen. Da dieſes treffliche Werk des Guercino ſchon früher auch von R. Strange in Kupfer geſtochen worden, ſo benutzten wir die Gelegenheit beyde Blätter mit einander zu vergleichen. Der Engländer hat ſichs weit weniger angelegen ſeyn laſſen das Eigenthümliche des Vorbildes zu übertragen, es giebt ſogar vernachläſſigte, völlig un-

bedeutende Stellen in ſeinem Blatt; aber er hat mit mehr maleriſchem Sinne gearbeitet mehr Tag und Heiterkeit hineingebracht: denn, ſollten wir etwas an dem neuen Stich von Ceſi ausſetzen wollen, ſo wäre ſolches das im Ganzen herrſchende Düſtere, wir vermiſſen die Klarheit des Gemäldes, die Gegenſätze von Hell und Dunkel, die entſchieden angegebenen Licht- und Schattenmaſſen.

Schon im vorigen Stück S. 120 u. f. iſt Nachricht ertheilt von den drey erſten Lieferungen der Voyage Pittoresque en Sicile, herausgegeben zu Paris v. Oſterwald. Seitdem iſt ſie nun ſchon bis zur neunten Lieferung fortgeſetzt und, was bey ſolchen Werken nicht immer der Fall zu ſeyn pflegt, die Kupfertafeln haben in den ſpätern Lieferungen noch eben ſo viel Kunſtverdienſt als wir an denen der drey erſten zu loben uns veranlaßt gefunden. Da der Leſer aus jener Anzeige die Einrich-

tung des Werks bereits kennt, ſo wird es hinreichend ſeyn, bloß die am beſten gerathenen Proſpecte aus jeder Lieferung namhaft zu machen. In der vierten Lieferung alſo ſind folgende Blätter, theils des anziehenden Gegenſtandes, theils der ſchönen Ausführung wegen zu bemerken: das Benedictinerkloſter zu Sciacca, nach einem Entwurf des Grafen Forbin von Hegui (Hegi) geätzt, und die Anſicht von den Ruinen der Tempel des Herkules, des Jupiter Olympius, der Concordia und der Juno Lucina zu Agrigent nach Caſſas, geätzt von Thales Fielding. In der fünften Lieferung empfehlen ſich die Abbildungen von der Quelle Cyane am Hafen von Syracuſa und die vom Innern des Hafens von Palermo, jene nach Forbin von Newton Fielding, dieſe nach Huber, geätzt von Hegui und eins der klarſten und kräftigſten Blätter des ganzen Werks. In der ſechſten Lieferung befriedigt am meiſten das Grabmal des Theron bey Agrigent, nebſt weiterer Ausſicht über

das Ufer und auf die Meeresfläche, nach Caſſas Entwurf von Villeneuve gemalt, und geätzt von Thales Fielding. Unter den Blättern der ſiebenden Lieferung gebührt der Vorzug ohne Zweifel dem, welches die Eingangstreppe und einige Gewölbe der Catacomben unter der Kirche St. Giov. zu Syrakuſa darſtellt, nach Forbins Entwurf von Le Saint gemalt und von Paul le Grand geätzt; es macht viel Effect, iſt eins der kräftigſten und klarſten. In der achten Lieferung hat die Anſicht vom Tempel zu Segeſt, nach einer Skizze von Caſſas von Perin gemalt und von Hegui geätzt, wohl am meiſten Intereſſe. In der neunten der ſchöne Proſpect des ſteilen Vorgebirgs St. Aleſſio von einem Schloß gekrönt, nach Caſſas von Romny gemalt, und von Thales Fielding geätzt. Die Ausſicht von der Ziegengrotte am Aetna, nach dem Entwurf des Grafen Forbin von G. Lory gemalt, ebenfalls von Th. Fielding geätzt, und ferner der reiche Proſpect

über die Ebene von Palermo, die Stadt und den Hafen nach dem Monte Pelegrino hin, nach Forbins Skizze von Huber gemalt und von Hegui geätzt.

Im vorletzten Stück von Kunſt und Alterthum, dem zweyten des vierten Bandes, iſt, auf Bericht kunſtverſtändiger Freunde, von dem Fortſchritte des Steindrucks in Frankreich Gutes gemeldet, und einiges vorzüglich Gelungene dieſer Art näher angedeutet worden. Seitdem haben wir bey eigener Anſchauung wahrhaftig lobenswürdiger Steindrucks-Blätter, von franzöſiſchen Künſtlern verfertigt, uns zu erfreuen Urſache gehabt.

Unter dieſen war das Bildniß der berühmten Schauſpielerinn Dlle Mars, peint par Gerard, dessiné par H. Grevedon, de l'imprim. lithogr. de Delpech, eines der vorzüglichſten zu nennen. An zarter zierlicher Behandlung läßt ſich dieſes Blatt allerdings

den beſſern Hamburger Steindrücken verglei-chen, und wenn es ihnen an Kraft und ſorg-fältiger Vollendung des Einzelnen nachſteht, ſo mag ſolches weder dem Zeichner noch der li-thographiſchen Technik beyzumeſſen ſeyn, ſon-dern von der leichten, mehr allgemeine Wir-kung als ausführliches Detail bezielenden Be-handlung des Originalgemäldes von Gerard herrühren.

Voyage en Italie par I. Isabey en 1822. Trente Dessins lithographiés par lui, in drey Lieferungen, jede von zehn Blät-tern in Folio. Sie ſchmeicheln dem Auge durch zarte Ausführung, maleriſchen Effect und ver-ſtändig beachtete Luftperſpective. Es ſind Ge-genſtände verſchiedener Art, wie ſie der Künſt-ler auf Reiſen gelegentlich in ſein Taſchenbuch zeichnete, z. B. eins der coloſſalen Weihwaſ-ſergefäße in der St. Peterskirche zu Rom, das Grabmal Virgils bey Neapel, das Gefängniß

des Taſſo u. ſ. w. Geiſtreich kann man dieſe Blätter alle nennen, indeſſen iſt das Weichliche, Sanfte zuweilen bis zum Unbeſtimmten getrieben, und in landſchaftlichen Darſtellungen hat die geringe Fertigkeit des Künſtlers im Baumſchlag das Characteriſtiſche beeinträchtigt. Schöner Effect, Kraft und Klarheit finden ſich vorzüglich an dem die Brücke von Neſſo am Comerſee darſtellenden Blatt No 7, eben ſo auch an dem Blatt No. 2, einen Bogen aus dem Coliſeum zu Rom nachbildend. Ueberhaupt möchten die Blätter welche Architekturgegenſtände enthalten den meiſten Beyfall zu erwarten haben. No 9. Hof und Treppe der Gefängniſſe zu Florenz, No. 11. Anſicht vom Innern der St. Markuskirche zu Venedig, No. 23. Proſpect vom Ponte della Carraja zu Florenz, No. 24. die Anſicht vom Caſtell del Uovo zu Neapel, und No. 25. der verfallende Palaſt der Königinn Johanna, am Pauſilipp. Zumal erſcheint das Blatt No. 24. vor allen heiter, deutlich, belebt von niedlichen Figuren;

es iſt ungemein viel Bewegung und wahrer Tag in demſelben.

Part I. of the August ceremonial of the Royal coronation of his most excellent Majesty George the fourth. Lond. 1823.

Alle Perſonen welche bey der Krönungsfeyerlichkeit des gegenwärtig regierenden Königs Georg IV. in England Stellen bekleideten, oder ſonſt weſentliche Verrichtungen hatten, ſind in dieſem Werk genau in dem Coſtume dargeſtellt in welchem ſie wirklich beym Aufzug zum Krönungsact erſchienen, und man hat ſich Mühe gegeben auch die Portraitähnlichkeit beyzubehalten. So zählen wir auf den ſechs Blättern, aus welchen dieſer erſte Theil des Werks beſteht, fünf und dreyßig ſolcher Figuren, alleſammt ſorgfältig, mit bewunderns würdigem Farbenglanz, ausgemalt. Am meiſten Fleiß iſt auf die Köpfe gewendet und in Betracht der Wahrheit und Mannigfaltigkeit der Züge, welche

man an denſelben wahrnimmt, läßt ſich ganz unbedenklich behaupten: ſie müßten den Perſonen welche ſie darſtellen ſollen, ähnlich ſeyn. Die Figuren ſind ungefähr ſieben Zoll Pariſer Maaß hoch, und über denſelben iſt die nöthige Erklärung, wie auch die Namen der figurirenden Perſonen, mit goldner Schrift in reicher ebenfalls goldner Einfaſſung gedruckt.

Nicht billig würde es ſeyn ſtrenge Forderungen der Kunſt an ein ſolches Werk geltend machen zu wollen, da der Zweck deſſelben nicht eigentlich iſt kunſtgerecht aufzutreten, vielmehr das Andenken einer hochfeyerlichen Handlung zu erhalten, und zugleich einen Begriff der bey ſolcher Gelegenheit entwickelten überſchwenglichen Pracht auf dem Gipfel der gegenwärtigen Zeit, den Nachkommenden zu überliefern. Darum ſchweigen wir von den etwa wahrgenommenen Zeichnungsfehlern, von Falten gar nicht vorzüglichen Geſchmacks und noch andern Mängeln, gegen welche man

außerdem ſonſt wohl Beſchwerde zu führen pflegt.

Seit dem Jahr 1819 erſcheint zu Mayland ein Werk Famiglie celebri d' Italia von dem uns bereits neun Hefte bekannt geworden ſind. Das Format iſt Folio, Druck und Papier ſchön, der Raum möglichſt geſpart und daher die Schrift klein, aber doch deutlich. Eigentlich ſind es Stammbäume der angeſehnſten Italiäniſchen Familien, nebſt kurzen hiſtoriſchen Notizen über jedes der Mitglieder, von den Stiftern an bis auf die Zeit da die Familien erloſchen ſind, oder von den noch blühenden bis gegenwärtig. Der Verfaſſer, welcher ſich vor dem erſten Hefte Litta unterzeichnete, ſchreibt gedrängt, mit Wahrheitsliebe und vieler Freymüthigkeit; daher kann dieſes Werk für italiäniſche Geſchichtskunde als ein wahrer Schatz angeſehen werden, und deſſen ununterbrochene Fortſetzung iſt ſehr zu wünſchen.

Doch wie trefflich auch der hiſtoriſche Theil ſeyn mag, ſo enthalten wir uns der nähern Beurtheilung deſſelben, und wollen, unſers eigentlichen Zwecks gedenkend, nur von den Bildern reden, welche das Werk zieren. Es ſind Grabmäler, Statuen, Schaumünzen, auch Gemälde, welche Bezug haben auf die Familien und einzelnen Glieder derſelben, deren in den Heften Meldung geſchieht. Die Bildwerke von Marmor und aus Erz ſind in reinlich geſtochenen Umriſſen nachgebildet; gemalte Bildniſſe und Wappen nicht weniger ſauber mit Farben ausgemalt. Unter den Sculpturen begegnet man mehreren ſonſt nicht durch Abbildungen bekannt gemachten Werken; z. B. im erſten Heft dem herrlichen, auch hinſichtlich auf Architektur ſehr ſchätzbaren Grabmal des Cardinal Aſcanio Sforza, in der Kirche St. Maria del Popolo zu Rom, Arbeit des ältern Sanſovino; im ſiebenten Heft der reich und ſchön verzierten Capelle der Familie Ceſi, in der Kirche St. Maria della Pace ebendaſelbſt,

welche letztern Werke freylich nicht, wie vorgegeben iſt, vom Michel Angelo Buonarotti herrühren, aber doch ſeinen Geſchmack verrathen und von guten Künſtlern ſeiner Schule gearbeitet ſind.

Unter den abgebildeten Schaumünzen befinden ſich manche ſeltene Stücke von Vittore Piſano, Sperandei, wie auch andern Meiſtern dieſes Fachs. Aus dem Text iſt erſichtlich, daß das Muſeum zu Mayland eine ſehr beträchtliche Sammlung ſolcher Medaillen für Kunſt und Geſchichte gleich intereſſant beſitzt, welche bisher nicht nach Verdienſt geſchätzt worden. Unter den mit Farben illuminirten Bildniſſen nehmen ſich die der Bianca Visconti und ihres Gemals des Franceſco Sforza nach einem Gemälde des Giulio Campi, am beſten aus, fleißig, faſt wie Miniaturmalereyen behandelt.

Ancient unedited Monuments principally of Grecian Arts. Illustrated and

explained by James Millingen, Esq. London 1822. Vol. 1. in 4 Heften, zuſammen 24 colorirte Tafeln, 2 Hülfstafeln und 60 S. Text ſehr groß Quarto.

Sechzehn bemalte Vaſen von gebrannter Erde aus verſchiedenen Sammlungen in England, Frankreich und Italien finden ſich in dieſem Werke, gewiß einem der ſchätzbarſten in ſeiner Art, abgebildet und erklärt. Zwar dürfen nicht alle, wie man aus dem Titel wohl ſchließen könnte, als den Liebhabern der Kunſt und des Alterthums gänzlich unbekannt angeſehen werden, wohl aber ſcheinen ſie hier richtiger abgebildet, und verſtändiger ausgelegt. So hat auch Herr Millingen für ſein Werk nicht bloß Gefäße mit ſeltenen Darſtellungen, oder mit Inſchriften verſehen gewählt, welche vornehmlich den Gelehrten intereſſiren, ſondern auch Künſtler und Kunſtfreunde mit lieblichen Bildern von ſchönem Geſchmack erfreut. Dergleichen ſind z. B. das Vaſengemälde Pl. no. X. wo Peleus die ſpröde Thetis erhaſcht, worin

ſich einige Figuren von der größten Anmuth befinden. Die im Spiegel ſich beſchauende Venus, von zwey Liebesgöttern ſchwebend getragen Pl. XIII., iſt trefflich gedacht und angeordnet, ohne allen Zweifel dem Werk eines großen Meiſters vom Vaſenmaler flüchtig nachgebildet; welches wohl auch der Fall ſeyn dürfte mit der Heimführung der Proſerpina durch Pluto; noch einmal wendet die Scheidende ſich nach ihrer Mutter um, indeß Pluto die raſchen ſchnaubenden Pferde anhält, und Hekate dem Wagen vorleuchtet. Sehr zierliche angenehme Stellungen und kunſtreiche Symmetrie in der Anordnung, welche man an den vier Heroen Tydeus, Actäon, Theſeus und Caſtor auf Pl. XVIII. wahrnimmt, laſſen auch hier vermuthen: es liege ein edles Meiſterwerk, Gemälde oder Relief, zum Grunde; doch muß der nachbildende Maler auf der Seite des Tydeus eine Figur weggelaſſen haben, welche zum Gleichgewicht und Abrundung des Ganzen zu fehlen ſcheint. Mehrere ſchöne Figuren und

Gruppen enthalten auch die Gemälde auf der großen faſt drey Fuß hohen Vaſe Pl. XX — XXIV. den Auszug des Achilles und des Patroclus, die Sendung des Triptolemus wie auch eine Jagd darſtellend. Sie berechtigen daher ebenfalls höhere Vorbilder dafür anzunehmen, und wenn in den auf Achilles ſich beziehenden Stücken die Figuren etwas gedrängt erſcheinen, ſo dürfte der Vaſenmaler wegen beengten Raums ſich durch Zuſammenrücken geholfen haben.

Auf richtige Abbildung der Vaſengemälde iſt viel rühmliche Sorgfalt verwendet, welches zu bemerken wir uns zur Pflicht machen; nichts Weſentliches iſt überſehen, nichts hinzugeſetzt und der Styl der alten Vaſengemälde treulich nachgeahmt.

Le tre Porte del Battisterio di Firenze. In Umriſſen von Vinc. Gazzini gezeichnet, und von Gio Paolo Lasinio geſtochen. Firenze, presso L. Bardi e Comp. 1821.

Wie alt das achteckige Taufgebäude (Battiſterio) von corinthiſcher Ordnung, auſſen und inwendig mit Marmor überkleidet, zunächſt bey der Domkirche zu Florenz, eigentlich ſey und ob daſſelbe urſprünglich ein Tempel des Mars geweſen, iſt nicht ausgemacht. Nach dem Geſchmack der an dieſem Gebäude befindlichen Architektur zu urtheilen, dürfte es um die Zeit Conſtantins des Großen entſtanden ſeyn, und diente den florentiniſchen Baumeiſtern zur Zeit der wieder aufblühenden Kunſt als Muſter, nach welchem ſie fleißig zu ſtudiren pflegten. Im dreyzehnten Jahrhundert ließen die Florentiner durch Apollonius, einen Griechen, und Andrea Tafi, einen ihrer Mitbürger, das Gewölbe mit Moſaiken zieren. Im Jahr 1330 fertigte Andrea Piſano eine Pforte von Erz für dieſen Tempel. Lorenzo Ghiberti unternahm die zweyte eherne Pforte im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, ſpäter die dritte, welche als Kunſtwerk am meiſten geſchätzt iſt, und von

welcher Michel Angelo Buonarotti einſt geurtheilt haben ſoll: Sie wäre nicht unwürdig Pforte des Paradieſes zu ſeyn.

In dem anzuzeigenden Werk nun begegnet man erſtlich einer Planzeichnung, einem Aufriß und Durchſchnitt des ganzen Taufgebäudes und auf den zunächſt folgenden Kupfertafeln iſt die vorerwähnte, durch Andrea Piſano verfertigte Pforte im Ganzen abgebildet mit den ſie umgebenden Zieraten und Simswerk, desgleichen die achtundzwanzig Hautreliefe beyder Thürflügel, das Leben Johannes des Täufers und acht perſonifizirte Tugenden darſtellend. Weiter findet man eben ſo auf funfzehn Kupfertafeln das Ganze und die achtundzwanzig Hautreliefe der zuerſt von Lorenzo Ghiberti verfertigten Thüre abgebildet. Zwanzig dieſer Hautreliefe enthalten Geſchichten aus dem Leben unſers Heilandes, von der Verkündigung bis zur Ausgießung des heiligen Geiſtes; die acht übrigen, vier Kirchenväter und vier Evangeliſten. Eine beygegebene Kupfer-

tafel macht uns bekannt mit zwey noch vorhandenen Concurrenzſtücken zu dieſer Thürarbeit, das eine ebenfalls von L. Ghiberti, das andere von Filippo Brunelleſchi gefertigt, welcher ſich in der Folge als Baumeiſter ſo berühmt gemacht; beyde Künſtler haben der Aufgabe gemäß das Opfer Abrahams dargeſtellt, und obgleich das Werk des Brunelleſchi an Verdienſten nur wenig hinter dem des Ghiberti zurückſteht, ſo iſt doch dieſem mit allem Recht der Preis zuerkannt und die Arbeit der Pforte übertragen worden. Die dritte Thüre, oder die zweyte ſpätere des Ghiberti, füllt die letzten vierzehn Kupfertafeln. Eine ſtellt das Ganze dar, zehn die erhobenen Arbeiten der beyden Flügel, Geſchichten des alten Teſtaments von der Erſchaffung Adams und Eva bis zum Beſuch der Königinn von Saba bey Salomo, und drey Tafeln enthalten vierzehn kleine Statuen, Seher und Seherinnen des alten Teſtaments, aus der reichen Umgebung der erhobenen Arbeiten an dieſer Thüre.

Jeder Kunſtfreund iſt den Unternehmern dafür zu Dank verpflichtet; denn, wiewohl die Bildwerke von der letzterwähnten zweyten Thüre des Ghiberti ſchon durch ausführliche Kupferſtiche waren bekannt gemacht worden, auch durch ſchätzbare radirte Umriſſe von dem bekannten Maler und Zeichner Feodor, ſo iſt doch das gegenwärtige Werk immer noch belehrend, weil es die Bildwerke aller drey Pforten vor Augen legt, Zuſtand und Wachsthum der Bildhauerey überhaupt, vom Anfang des vierzehnten bis um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, und auch im beſondern noch die Fortſchritte des bewundernswürdigen Ghiberti ſelbſt, vom Beginn ſeiner erſten großen Arbeit bis zur Vollendung der zweyten von ihm verfertigten Pforte, der Krone aller ſeiner Bemühungen. Sämmtliche Kupfertafeln ſind ſauber geſtochen, die Zeichnung ſorgfältig; nur, bey recht hochgeſtellten Anforderungen, könnte man den Wunſch hegen: es möchten die Eigenthümlichkeiten der Kunſt und des Geſchmacks

an dem Werk des Piſano ſowohl als an den des Ghiberti deutlicher angegeben ſeyn.

Der Text, oder die gedruckte Erklärung der Kupfertafeln hingegen befriedigt auch die mäßigſten Anſprüche nicht. Vom Battiſterium als Gebäude hätte zum wenigſten einige Nachricht gegeben werden ſollen, weil die erſte Kupfertafel ſolches im Planaufriß und Durchſchnitt darſtellt; es iſt aber deſſen nicht einmal gedacht. Von der erſten Pforte, oder der des Piſano, war zu melden daß nach Vaſari (Vita di Lorenzo Ghiberti) Giotto die Zeichnung dazu gegeben. Wir erinnern dieſes keineswegs als etwas dem Piſano Unrühmliches, denn Giotto erſcheint ſelbſt in ſeinen beſten eigenen Werken nicht unſchuldiger natürlich, und in lieblicherer Verklärung. Eben ſo dürfte auch nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, daß die bewundernswürdig zierliche Einfaſſung von Blumen, Blättern und Figuren um beſagte Thüre, ingleichen das Simswerk über derſelben vom L. Ghiberti herrühren,

der aber ſtarb ehe die Arbeit ganz fertig war, daher ſein Sohn (oder Enkel) Bonaccorſo dieſelbe vollendete.

In Hinſicht auf die zweyte Thüre oder erſte des Ghiberti, bemerken wir, nach eigener öftern Anſchauung, daß ſoviel Lob auch die Arbeit im Ganzen verdient, man doch in Stellungen und Gewändern oft noch an die Manier der älteren Schule erinnert wird. In den Figuren der Kirchenväter und Evangeliſten, welche ſehr wahrſcheinlich unter den Bildern dieſer Pforte am ſpäteſten entſtanden ſind, folgte der Meiſter einem verbeſſerten edlern Geſchmack. Sie ſind ernſt gedacht, haben freye Stellungen, würdige Züge und einfache breit angelegte Falten. Der Keim zum großartigen Styl des Michel Angelo ſcheint in ihnen zu ruhen.

Die dritte Thüre, oder die zweyte des Lorenzo Ghiberti, mit Geſchichten des alten Teſtaments, iſt den beyden andern als Kunſtwerk vorzuziehen. Mehr ausgebildeter Ge-

ſchmack meldet ſich an derſelben überall, zierli-
chere Falten, beſſere Gliederformen, mehr
Freyheit, Leichtigkeit und Anmuth in den Stel-
lungen. Auf elegante Gruppirung hat frey-
lich Ghiberti nicht viel geſehen, indeſſen
empfand er das Bedürfniß der Anordnung
und hielt die Figuren in Haufen zuſammen,
wodurch ſeine oft ſehr reichen Compoſitionen
deutlich und ruhig erſcheinen. Auch die Hal-
tung und Verabſtufung der Gegenſtände, vom
Hochhervorſtehenden bis zum ganz Flacherho-
benen nach Maßgabe der Entfernung, trägt
zur Klarheit und gefälligen Ruhe der Darſtel-
lungen vieles bey.

Ueber die Zeit wann die beyden Pforten
des Ghiberti entſtanden ſind, iſt folgendes
aus alten Nachrichten gezogen. Im Jahr 1403
den 23. Nov. kamen die Vorſteher (Consoli)
der Kaufmannſchaft zu Florenz mit dem Künſt-
ler dahin überein: die Arbeit (an der Pforte
mit Geſchichten des Neuen Teſtaments) ſollte
den 1. December deſſelben Jahrs beginnen, und

in jedem Jahr drey Abtheilungen der Pforte (d. h. drey der Geſchichten von hocherhobener Arbeit) fertig gemacht werden. Im Junius 1407 wurde indeſſen gefunden, er ſey weniger weit vorgerückt als man verabredet, und es wurden nun andere Bedingungen feſtgeſetzt, nämlich: Ghiberti ſollte jährlich 200 Scudi (wahrſcheinlich ſind Goldgülden gemeint) Beſoldung erhalten, und dafür an jedem Werkeltag arbeiten, wie es einem der um Lohn gedungen iſt zuſteht; wollte er feyern, ſo ſollte ſolches jedesmal in ein Büchelchen geſchrieben, und ihm der Betrag an der Beſoldung abgerechnet werden. Die Verbindlichkeit des Meiſters ſoll ſich jedoch nicht weiter als auf deſſen eigene Bemühung erſtrecken, alles Material und Koſten für Werkzeuge aber ihm noch beſonders gereicht, überdem 25 Gehülfen und Handlanger, welche alle mit Namen genannt ſind, von den Vorſtehern gehalten werden. Im Monat April des Jahrs 1424 war dieſe Pforte vollendet; koſtete wie Vaſari meldet 22000

Gulden (Goldgülden) und wog an Metall 34000 Pfund.

Schon am 2. Januar des gedachten Jahrs hatte man wegen der dritten Pforte am Battiſterium mit Ghiberti unterhandelt und in dieſem neuen Traktat iſt er l'eccellente Maestro genannt — den 23 Junius 1443 wurde Bericht über die Arbeit erſtattet und bemerkt, es ſeyen von den zehn Reliefs, Geſchichten des Alten Teſtaments darſtellend, welche auf dieſe Pforte kommen ſollten, viere zu verfertigen noch übrig. Endlich geſchah am 16. Junii 1452 die Erklärung: das Werk ſey nun völlig zu Stande gebracht und vergoldet.

Schiller an Goethe.

Weimar den 1. Januar 1802.

Laſſen Sie uns das neue Jahr mit den alten Geſinnungen und mit guter Hoffnung eröffnen.

Es that mir ſehr leid, daß ich den geſtrigen Abend verſäumen mußte, aber ſo kurz mein neulicher Anfall von Fieber und Cholera war, ſo hart hat er mich angegriffen, und die Schwäche die er zurückließ hat alle meine Krämpfe wieder rege gemacht.

Doch geht es jetzt viel beſſer und ich hoffe der morgenden Vorſtellung beywohnen zu können. Haben ſie die Güte mir den Euripides, wenn Sie ihn jetzt nicht brauchen, wenigſtens den Band, welcher Jon enthält, zu ſchicken. Er wird mir, da ich heute nichts anders unternehmen kann, eine angenehme Beſchäfti-

gung geben, und mir das morgende Stück geläufiger machen.

Weimar den 20. Januar 1802.

Ich werde nunmehr die Iphigenia mit der gehörigen Hinſicht auf ihre neue Beſtimmung leſen, und jedes Wort vom Theater herunter, und mit dem Publicum zuſammen, hören. Das, was Sie das Humane darin nennen, wird dieſe Probe beſonders gut aushalten und davon rathe ich nichts wegzunehmen. Nächſten Sonnabend hoffe ich über den Erfolg etwas berichten zu können.

Schütz hat mir nun auch eine Rezenſion meiner J. v. O. zugeſchickt, die aus einer ganz andern Feder kommt als die der Maria und von einem fähigern Menſchen herrührt; man findet darin ganz friſch die Schellingiſche Kunſtphiloſophie auf das Werk angewendet. Aber es iſt mir dabei ſehr fühlbar geworden, daß von der transcendentalen Philoſophie zu dem wirklichen Factum noch eine Brücke fehlt, indem

die Principien der Einen gegen das Wirkliche eines gegebenen Falles ſich gar ſonderbar ausnehmen und ihn entweder vernichten oder dadurch vernichtet werden. In der ganzen Rezenſion iſt von dem eigentlichen Werk nichts ausgeſprochen, es war auch auf dem eingeſchlagenen Weg nicht möglich, da von allgemeinen hohlen Formeln zu einem bedingten Fall kein Uebergang iſt. Und dies nennt man nun ein Werk kritiſiren, wo ein Leſer der das Werk nicht geleſen, auch nicht die leiſeſte Anſchauung davon bekommt. Man ſieht aber daraus, daß die Philoſophie und die Kunſt ſich noch gar nicht ergriffen und wechſelſeitig durchdrungen haben und vermiſſt mehr als jemals ein Organon, wodurch beyde vermittelt werden können. In den Propyläen war dieſes in Abſicht auf bildende Künſte eingeleitet; aber die Propyläen gingen auch von der Anſchauung aus, und unſere jungen Philoſophen wollen von Ideen unmittelbar zur Wirklichkeit übergehen. So iſt es denn nicht anders möglich, als daß

das Allgemeingeſagte hohl und leer und das Beſondere platt und unbedeutend ausfällt.

Die Turandot denke ich etwa auf den Dienſtag vom Theater herab zu hören und werde dadurch erſt in den Stand geſetzt ſeyn, zu beſtimmen, was noch zu thun iſt, und was der Ort und der Zeitmoment an dieſer alten Erſcheinung verändert. Detouches hat bereits einen Marſch dazu geſetzt und mir heute vorgeſpielt, der ſich ganz gut ausnimmt.

Ich wünſche, daß ſie ſich in dem alten productiven Zimmer recht gut befinden und etwas neues an dem Fenſterpfoſten zu notiren haben mögen.

Weimar den 22. Januar 1802.

Ich habe, wie ſie finden werden, weniger Verheerungen in dem Manuſcript angerichtet, als ich ſelbſt erwartet hatte vornehmen zu müſſen; ich fand es von der Einen Seite nicht nöthig und von einer andern nicht wohl thunlich. Das Stück iſt an ſich gar nicht zu

lang, da es wenig über 2000 Verſe enthält, und jetzt werden die 2000 nicht einmal voll ſeyn, wenn Sie es zufrieden ſind, daß die bemerkten Stellen wegbleiben. Aber es war auch nicht gut thunlich, weil dasjenige was den Gang des Stücks verzögern könnte, weniger in einzelnen Stellen, als in der Haltung des Ganzen liegt, die für die dramatiſche Foderung zu reflectirend iſt. Oefters ſind auch diejenigen Parthien, die das Loos der Ausſchließung vor andern getroffen haben würde, nothwendige Bindungsglieder, die ſich durch andere nicht erſetzen ließen, ohne den ganzen Gang der Scene zu verändern. Ich habe da, wo ich zweifelte, einen Strich am Rande gemacht; wo meine Gründe für das Weglaſſen überwiegend waren, habe ich ausgeſtrichen, und bey dem Unterſtrichenen wünſchte ich den Ausdruck verändert.

Da überhaupt in der Handlung ſelbſt zu viel moraliſche Caſuiſtik herrſcht, ſo wird es wohl gethan ſeyn, die ſittlichen Sprüche ſelbſt

und dergleichen Wechſelreden etwas einzuſchränken.

Das Hiſtoriſche und Mythiſche muß unangetaſtet bleiben, es iſt ein unentbehrliches Gegengewicht des Moraliſchen, und was zur Phantaſie ſpricht, darf am wenigſten vermindert werden.

Oreſt ſelbſt iſt das Bedenklichſte im Ganzen; ohne Furien iſt kein Oreſt, und jetzt da die Urſache ſeines Zuſtands nicht in die Sinne fällt, da ſie bloß im Gemüth iſt, ſo iſt ſein Zuſtand eine zu lange und zu einförmige Qual, ohne Gegenſtand; hier iſt eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerſpiels. Möchte Ihnen etwas einfallen, dieſem Mangel zu begegnen, was mir freylich bey der jetzigen Oekonomie des Stücks kaum möglich ſcheint; denn was ohne Götter und Geiſter daraus zu machen war, das iſt ſchon geſchehen. Auf jeden Fall aber empfehl' ich Ihnen die Oreſtiſchen Scenen zu verkürzen.

Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken, ob es nicht rathſam ſeyn möchte, zur Belebung des dramatiſchen Intereſſe, ſich des Thoas und ſeiner Taurier, die ſich zwey ganze Acte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern und beyde Actionen, davon die eine jetzt zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten. Man hört zwar im zweyten und dritten Act von der Gefahr des Oreſt und Pylades, aber man ſieht nichts davon, es iſt nichts ſinnliches vorhanden, wodurch die drangvolle Situation zur Erſcheinung käme. Nach meinem Gefühle müßte in den zwey Acten, die ſich jetzt nur mit Iphigenien und dem Bruder beſchäftigen, noch ein Motiv ad extra eingemiſcht werden, damit auch die äußere Handlung ſtetig bliebe und die nachherige Erſcheinung des Arkas mehr vorbereitet würde. Denn ſo wie er jetzt kommt, hat man ihn faſt ganz aus den Gedanken verloren.

Es gehört nun freylich zu dem eigenen Charakter dieſes Stücks, daß dasjenige, was

man eigentlich Handlung nennt, hinter den Kouliſſen vorgeht, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Geſinnung, darinn zur Handlung gemacht iſt und gleichſam vor die Augen gebracht wird. Dieſer Geiſt des Stücks muß erhalten werden, und das Sinnliche muß immer dem Sittlichen nachſtehen; aber ich verlange auch nur ſoviel von Jenem, als nöthig iſt um Dieſes ganz darzuſtellen.

Iphigenia hat mich übrigens, da ich ſie jetzt wieder las, tief gerührt, wiewohl ich nicht läugnen will, daß etwas Stoffartiges dabey mit unterlaufen möchte. Seele möchte ich es nennen, was den eigentlichen Vorzug davon ausmacht.

Die Wirkung auf das Publicum wird das Stück nicht verfehlen, alles Vorhergegangene hat zu dieſem Erfolge zuſammengewirkt. Bey unſerer Kennerwelt möchte gerade das, was wir gegen daſſelbe einzuwenden haben, ihm zum Verdienſte gerechnet werden, und das kann

man ſich gefallen laſſen, da man ſo oft wegen des wahrhaft Lobenswürdigen geſcholten wird.

Leben Sie recht wohl und laſſen mich bald hören, daß das verfeſtete Product anfängt ſich unter Ihren Händen wieder zu erweichen.

den 1ſten Febr. 1802.

Da mir der Kopf von einer ſchlecht zugebrachten Nacht verwüſtet iſt, ſo iſt heute nichts mehr mit mir anzufangen, und ich werde mich bald zur Ruhe begeben.

Indeſſen ſende ich Ihnen zwey Räthſel, und wenn Sie glauben, daß ſie zu brauchen ſind, ſo wollen wir die drey neuen gegen die alten austauſchen. Vielleicht fällt mir auch noch ein beſſeres ein.

Das Ihrige habe ich noch nicht erbrochen, und ich würde glauben es errathen zu haben, wenn mich die zwey letzten Zeilen nicht irre machten.

Ich werde, wenn Sie beykommende Räthſel genehmigen, das Ihrige erbrechen, und alsdann die nöthigen Worte für Calaf aufſetzen, und den Schauſpielern zuſenden. Sagen Sie mir alſo dieſen Abend noch ein Wort.

Weimar den 11ten Febr. 1802.

Ich habe mich nun zum Ankauf des Hauſes von Mellisch entſchloſſen, da er etwas davon herunterläßt. Obgleich ich noch immer nicht wohlfeil kaufe, ſo muß ich doch zugreifen, um einmal für allemal der Sorge überhoben zu ſeyn. Unter dieſen Umſtänden iſt es mir aber nun doppelt daran gelegen, meinen kleinen Jenaiſchen Beſitz los zu werden und ich bitte ſie daher, Götzen dieſe Angelegenheit aufzutragen.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dieſer Angelegenheit plage; aber da Sie einmal mit Büchertiteln und Nummern beſchäftigt ſind, ſo mag auch dieſes mechaniſche Geſchäft mit

den andern hingehen. Mir hat dieſe ökonomiſche Angelegenheit, ſo wie alle natürliche Dinge zu thun pflegen, alle freye Geiſtesſtimmung verdorben; denn ich mußte mich mit den Mitteln beſchäftigen, dieſen Beſitz mir zu verſchaffen, und nun ich ihn als mein anſehe, wachſen mir neue Sorgen zu, wie ich ihn meinen Zuſtänden anpaſſen ſoll. Unter dieſen Umſtänden hat ein kleines Gedicht, Caſſandra, das ich in einer ziemlich glücklichen Stimmung angefangen, nicht viel Fortſchritte gewinnen können.

Möge Ihnen Ihre herkuliſche Bücher-Expedition gut von Statten gehen!

Weimar den 17. Febr. 1802.

Da Sie heute nichts von Sich haben hören laſſen, ſo vermuthe ich, Sie bald ſelbſt wieder hier zu ſehen; ohnehin werden Sie unſern Prinzen nicht ohne Abſchied wegreiſen laſſen.

Es iſt mir eingefallen, daß es doch artig wäre, ſich bei dieſer Gelegenheit mit etwas einzuſtellen, ich habe auch ſchon einige Verſe niedergeſchrieben, die wir vielleicht in unſerm Kränzchen produciren können; nur möchte es nicht ſpäter als auf den Montag ſeyn. Ich habe auch noch zwey neue Melodien, welche mir Körner zu zwey Liedern geſetzt hat.

Ich weiß nicht, ob es Ihnen ausgerichtet worden iſt, daß die Schlüſſel zu meinem Garten bey Hufeland zu finden ſind.

Leben Sie recht wohl, und laſſen uns nicht zulang auf ſich warten.

Weimar den 18. Febr. 1802.

Wir wünſchten zu wiſſen, ob ſie etwa Luſt und Muße haben, vor der Abreiſe des Prinzen noch hieher zu kommen, weil wir in dieſem Fall unſere geſchloſſene Geſellſchaft, wenn es auch (um Ihnen die Unbequemlichkeit zu erſparen) auf dem Stadthauſe wäre, noch einmal halten wollten. Wenn Sie nicht

kommen, ſo wird mit einem großen Clubb gedroht, den der Widerſacher jetzt negotiirt und der den Montag nach der Komödie ſeyn ſoll. Auch würde der Prinz ſich weit lieber in unſerm kleinen Zirkel befinden. Laſſen Sie mich doch durch Herrn von Pappenheim, der Ihnen dieſes überbringt, wiſſen ob Sie kommen werden oder nicht, und ob wir auf den Montag etwas arrangiren ſollen. Wenn Sie uns fehlen, ſo können wir das Zudringen der unwillkommenen Gäſte nicht wohl abhalten.

Leben Sie recht wohl. Ich ſehne mich, wieder ein Wort von Ihnen zu hören.

Weimar den 20. Febr. 1802.

Es thut uns allen und mir beſonders leid, Sie noch auf längere Zeit nicht zu ſehen; da Sie aber ſo gut beſchäftigt und ſo zufrieden ſind, ſo wollen wir uns der Früchte Ihrer Thätigkeit erfreuen. Vielleicht führt Sie der Bücherſtaub, mit dem poetiſchen Geiſt

geſchwängert, auch zu dem alten geſpenſtiſchen Doctor zurück, und wenn das geſchieht ſo wollen wir Büttners Manen dafür ſeegnen. Ich habe dieſer Tage Ihre Elegien und Idyllen wieder geleſen und kann Ihnen nicht ausdrücken wie friſch und innig und lebendig mich dieſer ächte poetiſche Genius bewegt und ergriffen hat. Ich weiß nichts darüber, ſelbſt unter Ihren eigenen Werken; reiner und voller haben Sie Ihr Individuum und die Welt nicht ausgeſprochen.

Es iſt eine ſehr intereſſante Erſcheinung, wie ſich Ihre anſchauende Natur mit der Philoſophie ſo gut verträgt und immer dadurch belebt und geſtärkt wird; ob ſich, umgekehrt, die ſpeculative Natur unſers Freundes eben ſoviel von Ihrer anſchauenden aneignen wird, zweifle ich und das liegt ſchon in der Sache. Denn Sie nehmen Sich von ſeinen Ideen nur das, was Ihren Anſchauungen zuſagt, und das übrige beunruhigt Sie nicht, da Ihnen am Ende doch das Object als eine feſtere Au-

torität daſteht, als die Speculation, ſo lange dieſe mit jenem nicht zuſammentrifft. Den Philoſophen aber muß jede Anſchauung, die er nicht unterbringen kann, ſehr incommodiren, weil er an ſeine Ideen eine abſolute Foderung macht.

Was Sie von ——— ——— ſchreiben, wundert mich einigermaßen, da ich ihm nie die Einbildungskraft zugetraut habe, in die Totalität eines Zuſtandes, den man nothwendig erſt productiv anſchauen muß, ſich zu verſetzen. Aber freylich bringt ſelbſt die Gelehrſamkeit und das Vielwiſſen, nach und nach, atomiſtiſch die Bedingungen zuſammen aus welchen ſich durch einen mäßigen Effort der Phantaſie, ein beſtimmtes Concretum zuſammen baut. So iſt mir, in einer ganz andern Sphäre, in dem Schauſpiel Fuſt von Stromberg, deſſen Verfaſſer ein ſehr mittelmäßiger Dichter war, eine ganze und ſprechende Vorſtellung des Mittelalters entgegen gekommen, welche offenbar nur der Effect einer bloßen Gelehrſamkeit war.

Die Gita Govinda hat mich neulich auch wieder zu Saçontala zurückführt, ja ich habe ſie auch in der Idee geleſen, ob ſich nicht ein Gebrauch fürs Theater davon machen ließe; aber es ſcheint, daß ihr das Theater direct entgegen ſteht, daß es gleichſam der einzige von allen 32 Winden iſt, mit dem dieſes Schiff, bey uns, nicht ſegeln kann. Dies liegt wahrſcheinlich in der Haupteigenſchaft derſelben, welche die Zartheit iſt, und zugleich in einem Mangel der Bewegung, weil ſich der Dichter gefallen hat, die Empfindungen mit einer gewiſſen bequemen Behaglichkeit auszuſpinnen, weil ſelbſt das Clima zur Ruhe einladet.

Sie werden von der neuen Schauſpielerin (Demoiſelle Maas) viel Gutes gehört haben, denn ſie hat bald die Gunſt für ſich erlangt; auch iſt ſie ſo recht aus dem Schooß der Sentimentalität heraufgeſtiegen. Ihre Stimme iſt angenehm obgleich noch ohne Kraft, ſie hat den Ton des Gefühls und ſpricht mit Sinn

und Bedeutſamkeit, wobei man ihr die Schule der Unzelmann, nicht zu ihrem Nachtheil, anmerkte. Nun höre ich aber, daß ſie zu ihrem zweyten Debût das Lottchen im Hausvater gewählt habe; dabey können wir ſie ſchwerlich von einer neuen Seite kennen lernen. Es wäre beſſer, ſie in einer ſcherzhaften oder luſtignaiven Rolle zu ſehen, um zu wiſſen, was von ihr zu hoffen iſt. Auch würde ich Sie ſehr bitten, ſie ein ganzes Jahr auf kleinere Rollen und beſonders in der Comödie einzuſchränken und ſo ſtufenweis zu größern Rollen zu führen, die das Unglück aller Schauſpieler ſind.

Leben Sie recht wohl. Ich hoffe bald wieder von Ihnen zu hören. Mein Schwager empfiehlt ſich Ihnen aufs beſte.

Weimar den 10. März 1802.

Indem Sie in Jena ſich unter den Freunden wohl befinden, und gar nicht Unrecht daran thun, zu leben und zu genießen, habe ich mich

hier ganz zu Hauſe gehalten, und bin nicht un- thätig geweſen, wiewohl ich von meinem Thun noch lange keine Rechenſchaft geben kann. Ein mächtiger Intereſſe als der Warbeck hat mich ſchon ſeit ſechs Wochen beſchäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet iſt. Noch iſt zwar bloß der Moment der Hoffnung und der dun- keln Ahndung, aber er iſt fruchtbar und viel verſprechend, und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Weg befinde.

Von der hieſigen Welt kann ich Ihnen alſo wenig berichten, da ich niemand geſehen. Ich höre, daß Wieland ſich hat bereden laſ- ſen, den Jon des Euripides zu überſetzen, und daß man ganz erſtaunliche Entdeckungen mach, wie viel hinter dieſem griechiſchen Jon ſteckt.

Der fünfte März iſt mir glücklicher vor- übergegangen als dem Cäſar der funfzehnte und ich höre von dieſer großen Angelegenheit gar nichts mehr. Hoffentlich werden Sie bey Ihrer Zurückkunft die Gemüther beſänftigt

finden. Wie aber der Zufall immer naiv iſt und ſein muthwilliges Spiel treibt ſo hat — — — —

Ich leſe jetzt eine Geſchichte der Päbſte von einem Engländer der ſelbſt Jeſuit war, und der, indem er ſich von den Grundfeſten des Pabſtthums aus den Quellen zu unterrichten ſuchte, auf dieſem Wege, wo er ſich in ſeinem Glauben zu befeſtigen meinte, das Gegentheil gefunden hat, und der nun ſeine Gelehrſamkeit gegen das Pabſtthum anwendet. Es iſt, ungeachtet der flachen Behandlung, eine durch ihre Conſequenz ſehr anziehende Geſchichte, unendlich mannigfaltig, weil ſie ſich mit allem verſchlingt, und doch wieder auf eine furchtbare Art identiſch, weil alles Individuelle ſelbſt in der idealen Einheit ſich verliert.

Leben Sie recht wohl und fördern ihr Geſchäft, daß wir uns bald wieder ihrer Gegenwart erfreuen.

Weimar den 17. März 1802.

Ich freue mich zu hören, daß es Ihnen in Jena wohl geht und daß mitunter auch etwas poetiſches aufblüht. Sie haben unterdeſſen hier nichts verſäumt, denn die Societät ſcheint nach den heftigen Zuckungen, die ſie ausgeſtanden, noch ganz entkräftet und in kaltem Schweiß zu liegen. — —

Sie ſind, mit mir, höflich eingeladen, einige Beyträge zur Irene von Halem einzuſchicken. Es iſt doch eine wahre — — — — daß dieſe Herren, welche das Mögliche verſuchen um uns zu annihiliren, noch verlangen können, daß wir ihre Werke ſelbſt fördern ſollen. Ich bin aber willens, Ungern, der mir dieſen Antrag gethan, recht aus vollem Herzen zu antworten.

Weimar d. 20. März 1802.

Ich freue mich, daß Sie bald wieder hier ſeyn, und daß wir den Eintritt des Frühjahrs

zuſammen zubringen werden, der mich immer traurig zu machen pflegt, weil er ein unruhiges und gegenſtandloſes Sehnen hervorbringt.

Gern will ich das Mögliche thun, um die Iphigenia zur theatraliſchen Erſcheinung zu bringen; es iſt bei einem ſolchen Geſchäft immer viel zu lernen und an dem Erfolg zweifle ich nicht, wenn unſere Leute das Ihrige leiſten. Es iſt mir neulich ſogar aus Dresden geſchrieben worden, daß man die Iphigenia dort auf die Bühne bringen will, und gewiß werden noch andere Theater nachfolgen.

Mit dem Carlos bin ich auf ziemlich gutem Wege und hoffe in 8 oder 10 Tagen damit fertig zu ſeyn. Es iſt ein ſicherer theatraliſcher Fond in dem Stück, und es enthält vieles was ihm die Gunſt verſchaffen kann. Es war freylich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, ſchon darum weil es viel zu breit zugeſchnitten iſt; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur nothdürftig zuſammen zu reihen, und ſo das Ganze bloß

zum Träger des Einzelnen zu machen. Und wenn vom Publicum die Rede iſt, ſo iſt das Ganze doch das was zuletzt in Betrachtung kommt.

Die Jungfrau v. O. wollen wir aber erſt in Lauchſtädt ſpielen laſſen, ehe wir hier damit auftreten. Uebrigens will ich das Stück in den letzten Wochen des hieſigen Theaterjahrs einlernen laſſen und ſelbſt einige Proben dirigiren, daß es gut gelernt wird, und daß man in Lauchſtädt mit allen Ehren damit auftreten kann.

Für meine andern ältern Stücke kann ich dieſes Jahr nichts mehr thun; auch eilt es damit nicht, denn wenn nun noch die Iphigenia zu Stande kommt, ſo kommt die Geſellſchaft reicher als jemals nach Lauchſtädt. Ja es wäre kaum möglich noch mehrere Stücke einzulernen.

Noch habe ich eine neue Ueberſetzung der Frauenſchule von Moliere in meiner Verwahrung, die ganz gewiß zu brauchen ſeyn wird,

wenn man nur erſt noch einiges dafür gethan hat. Außerdem iſt mir noch ein anderes Stück mitgetheilt worden, das viel Gutes enthält, aber freylich, da es aus einem Roman entſtanden, viele dramatiſche Fehler hat.

Madame Mereau ſagte mir, daß ſie den Cid des Corneille bearbeite; wir wollen ſuchen auf dieſe Arbeit einigen Einfluß zu gewinnen, um wo möglich eine Acquiſition für das Theater dadurch zu machen.

Die Geſellſchaft werde ich Ihrem Auftrage gemäß einladen, und bin voll Erwartung ob man ſich hinlänglich abgekühlt haben wird, um mit gutem Anſtand zu einem freundſchaftlichen Verhältniß zurück zu kehren. Zeltern gab ich meine zwey Lieder mit auf den Weg, und erwarte was er daraus machen wird. Uebrigens iſt die Eine von den Körnerſchen Melodien recht ſingbar, wenn unſere Singenden es nur beſſer verſtänden.

Leben Sie recht wohl. Es wäre möglich daß ich Sie auf den Montag in Jena ſähe,

weil meine Schwägerin durch Jena reiſt um eine Freundin in der Nähe zu beſuchen und wir ſie vielleicht begleiten. Doch iſt es noch nicht gewiß.

Ich komme in dieſem Augenblick aus der Regierung, wo man mich länger warten laſſen, als ich dachte, und kann Ihnen alſo, da das Botenmädchen gleich fort will, bloß das nöthigſte ſchreiben.

Iphigenia wäre auf keinen Fall auf den nächſten Sonnabend zu zwingen geweſen, weil die Hauptrolle ſehr groß und ſchwer einzulernen iſt. Es war ſchlechterdings nöthig der Vohſſin Zeit dazu zu geben. Ich hoffe übrigens das Beſte für dieſes Stück, es iſt mir nichts vorgekommen, was die Wirkung ſtören könnte. Gefreut hat es mich, daß die eigentlich poetiſch ſchönen Stellen und die lyriſchen beſonders auf unſere Schauſpieler immer die höchſte Wirkung machten. Die Erzählung von den Thyeſtiſchen Greueln und nachher der Monolog des Oreſt, wo er dieſelben Figuren

wieder im Elyſium friedlich zuſammen ſieht, müſſen als zwey ſich auf einander beziehende Stücke und als eine aufgelöſte Diſſonanz vorzüglich herausgehoben werden. Beſonders iſt alles daran zu wenden, daß der Monolog gut executirt werde, weil er auf der Gränze ſteht, und wenn er nicht die höchſte Rührung erweckt, die Stimmung leicht verderben kann. Ich denke aber er ſoll eine ſublime Wirkung machen.

Den übeln Erfolg der Ariadne wird Ihnen H. K. ſchon berichtet haben. Sie können ihm alles ſchlimme glauben, was er Ihnen davon ſchreiben mag, denn dieſe Eliſe iſt eine armſelige herz- und geiſtloſe Comödiantin von der gemeinen Sorte, die durch ihre Anſprüche ganz unausſtehlich wird. Doch Sie werden ſie ſelbſt ſehen und hören, wenn Sie länger in Jena bleiben, denn ſie denkt in etlichen Tagen ein Declamations-Concert dort zu geben.

Wir ſind ſeit 6 Tagen eingezogen und freylich noch in größter Confuſion; doch habe ich mich in den Morgenſtunden in etwas zur Arbeit ſammeln können und hoffe nun bald recht in Gang zu kommen.

Zu der lyriſchen Ausbeute gratulire ich. Genießen Sie die ſchöne Jahreszeit aufs beſte und denken unſer.

Weimar d. 5. May
1802.

Weimar den 8. May 1802.

Für den Alarcos wollen wir unſer mögliches thun, aber bey einer neuen Durchſicht des Stücks ſind mir bedenkliche Sorgen aufgeſtiegen. Leider iſt es ein ſo ſeltſames Amalgam des Antiken und Neueſt-Modernen, daß es weder die Gunſt noch den Reſpect wird erlangen können. Ich will zufrieden ſeyn, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich faſt fürchte. Und es ſollte mir leid thun, wenn die elende Parthei, mit der

wir zu kämpfen haben, dieſen Triumph erhielte.

Meine Meynung iſt, die Vorſtellung des Stücks ſo vornehm und ernſt als möglich iſt zu halten, und alles was wir von dem Anſtand des franzöſiſchen Trauerſpiels dabey brauchen können, anzuwenden. Können wir es nur ſo weit bringen, daß dem Publicum imponirt wird, daß etwas höheres und ſtrengeres anklingt, ſo wird es zwar unzufrieden bleiben, aber doch nicht wiſſen wie es daran iſt. Einen Schritt zum Ziele werden wir durch dieſe Vorſtellung nicht thun, oder ich müßte mich ganz betrügen.

Die Iphigenia ſoll auf den 15. einſtudirt ſeyn. Auf nächſten Dienſtag wollen wir mit dem Stück auf das Theater.

Eliſe Bürger wird Ihnen ihren Beſuch nicht ſchenken. Sie iſt jetzt, wie ich höre, noch hier, was ſie hier feſt hält, weiß ich nicht.

Leben Sie recht wohl. Ich freue mich auf die Producte Ihrer Muße. Bey mir hat

ſich die gehörige Ruhe noch nicht ganz einge-funden. Ich erwarte heute Cotta auf ſeiner Meßreiſe.

Weimar d. 12. May 1802.

Die Vorſtellung der Iphigenia auf den Sonnabend wird keine Schwierigkeit haben, obgleich uns der Titus geſtern und heut das Theater wegnahm. Morgen und übermorgen aber werden die Theater-Proben mit Ernſt vorgenommen werden, und ich hoffe daß Sie über Ihr Werk nicht erſchrecken ſollen. Wohl glaube ich, daß die ſinnliche Erſcheinung die-ſes Stücks manche vergangene Zuſtände er-wecken wird, ſowohl in Formen und Farben Ihres eigenen Gemüths, als auch der Welt mit der Sie Sich damals zuſammen fühlten, und in letzterer Rückſicht wird es mehreren hie-ſigen Freunden und Freundinnen merkwürdig ſeyn.

Mit dem Alarcos wollen wir es alſo auf jede Gefahr wagen und uns ſelbſt wenigſtens

dadurch belehren. Ich will es unſern Schau-ſpielern möglichſt ans Herz legen, das Beſte daran zu wenden. Der ————— habe ich das Stück leſen laſſen, aus Neugierde wie ein ſolches Product auf einen ſolchen Sinn wirken würde. Aber es ſind närriſche Dinge dabey zum Vorſchein gekommen, und ich werde mich hüten, eine ſolche Probe zu wiederholen. Es iſt ſonderbar, was für Säfte gewiſſe Thiere aus gewiſſen Pflanzen ziehen, und die ——— gehört auch zu denen Leſern, die glauben, ein poetiſches Werk, das man ihnen vorſetzt, ver-ſpeiſen zu müſſen, anſtatt es anzuſchauen. Sie meint, für den Verfaſſer der Lucinde, an der ſie ein großes Wohlgefallen zu haben ſchien, ſey dieſer Alarcos ein ſehr religiöſes Product. Die paſſionirteſte Natur in dem Stück, die In-fantin, fand ſie abſcheulich und unmoraliſch; gera-de gegen meine Erwartung, aber es ſcheint daß die gleichnamigen Pole ſich überall abſtoßen müſſen.

Cotta kam vorigen Sonnabend hier durch, er hofft Sie bey ſeiner Zurückkunft,

welche nächſten Sonnabend über 14 Tage ſeyn wird, hier zu finden. Mir trug er auf Sie zu bitten, daß Sie ihm erlauben möchten Mahomet und Tankred in Schwaben zu drucken. Gädicke hat ihn auf eine undankbare Art ſitzen laſſen. Den Druck wollte er ganz nach Ihrer Vorſchrift einrichten und die ſtrengſte Correctur beobachten laſſen. Er ließ mir beygeſchloſſenen Aufſatz von dem Architekt Weinbrenner für Sie zurück. Der Verfaſſer wünſchte Ihre Mitwirkung bey dem Vorſchlage den er darin thut.

Die erſten Zeiten meiner hieſigen Ortsveränderung ſind mir durch manches verbittert worden, beſonders aber durch die Nachricht von dem ſchweren Krankenlager und Tod meiner Mutter in Schwaben; aus einem Brief den ich vor einigen Tagen erhielt, erfuhr ich, daß an demſelben Tag wo ich mein neues Haus bezog, die Mutter ſtarb. Man kann ſich nicht erwehren, von einer ſolchen Verflech-

tung der Schickſale ſchmerzlich angegriffen zu werden.

Leben Sie recht wohl und freuen ſich Ihrer wohlgelungenen Geſchäfte.

Mit dem Athenor ſind ſie mir um einen Tag zuvorgekommen, denn auch ich habe dieſes ſchreckliche Product erhalten und hatte es ſchon für Sie bey Seite gelegt. Ich lege hier ein anderes bey, das nicht viel erfreulicher iſt, beſonders die Vorrede.

Weimar d. 9. Jun. 1802.

Ich gratulire zu der glücklichen Entbindung des Werks und freue mich auf die Mittheilung deſſelben. Sie ſehen bey dieſer Gelegenheit, wie viel die Nothwendigkeit bey Ihnen vermag, und ſollten dieſes Mittel auch bey andern Werken anwenden, es würde ſich gewiß eben ſo gut bewähren.

Bey mir iſt in dieſen Tagen nicht viel gefördert worden, ich ſelbſt war unpäßlich und bin es noch, und meine Kinder befanden ſich

auch nicht wohl. Bey dem beſten Willen und Trieb werde ich jetzt gar oft in meiner Thätigkeit gehindert.

Ich lege das Blatt von Zelters Aufſatz bey, das ſich bey mir noch gefunden hat.

Leben Sie recht wohl und kehren Sie mit ſchönen Früchten zu uns zurück.

Weimar d. 12. Jun. 1802.

Ich erhalte einen Brief von Ihnen, indem ich Sie heute ganz zuverſichtlich ſelbſt erwartete, und mir dieſen Abend das Vergnügen verſprach, Ihre Arbeit vorleſen zu hören. Ich werde morgen um ſechs Uhr Abends nicht fehlen und freue mich in gar vielen Rückſichten des glücklich vollbrachten Werks.

Bald hätte Beckers Krankheit die nächſten ja vielleicht alle künftigen dramatiſchen Unternehmungen übel ſtören können; er iſt noch jetzt ſehr ſchlimm und wenn es noch ſo glücklich geht, ſo wird in den nächſten acht Tagen ſchwerlich auf ihn zu rechnen ſeyn.

Unter andern Umſtänden würde ſeine Rolle in Ihrem Stück wohl durch Ehlers oder einen andern zu beſetzen geweſen ſeyn; da Sie aber grade bey dieſem Stück auf die Perſonalität des Schauſpielers mit Rechnung gemacht haben, ſo könnte doch etwas dadurch verloren gehen, wenn ein anderer die Rolle ſpielt.

Ich ſehne mich ſehr nach einem ruhigen Aufenthalt, denn bey mir geht es jetzt ſehr lermend zu, da oben und unten gehämmert wird, und der Boden zittert, ganz buchſtäblich genommen, unter meinen Füßen. Auch habe ich mich dieſe Woche gar nicht wohl und leider in einer recht miſanthropiſchen Laune befunden, die aber leider zu pathologiſch paſſiv war, um den Schwung des ewigen Zorns zu erreichen.

Leben Sie recht wohl und kommen mit ſchönen Gaben zurück.

Weimar d. 24. Jun. 1802.

Da es ſich nicht hat ſchicken wollen, daß ich mich ſelbſt nach Lauchſtädt aufmachte, ſo will ich Ihnen meine beſten Wünſche zu dem vorhabenden Geſchäft ſchriftlich überſenden, den Erfolg und Verlauf hoffe ich bald möglichſt von Ihnen zu erfahren. Möge mir während Ihrer Abweſenheit Apollo günſtig ſeyn, daß ich zu der neuen Theaterepoche auch etwas neues bringen kann. Es iſt Zeit, daß mir auch wieder etwas gelingt, denn ſeit meiner Dresdner Reiſe hat es mir nicht glücken wollen mich zu fixiren und über einen Geiſt der Zerſtreuung Herr zu werden, der ſich meiner bemächtigt hat. Es iſt zwar mancherley geſammelt worden, aber es wartet noch auf eine glückliche Entladung.

Seyen Sie thätig und heiter und laſſen mich Theil nehmen an allem, was Sie angenehmes erfahren.

Weimar d. 6. July 1802.

Es war zu meinem Glück daß ich Ihnen nicht nach Lauchſtädt folgte, denn ich hätte nur den Saamen eines Catarrhfiebers mitgenommen, das an dem nehmlichen Sonnabend, wo Sie in L. zum erſtenmal ſpielten, bey mir zum Ausbruch kam. Seit dieſer Zeit bis geſtern habe ich mich mit meiner ganzen Familie in den ſchlechteſten Zuſtänden befunden, denn wir alle litten an einer Art von Krampfhuſten, der beſonders meinen kleinen Ernſt ſehr hart mitnahm. Dabey lebten wir entfernt von allem menſchlichen Umgang, weil ich jede Gelegenheit zu ſprechen, ſorgfältig meiden mußte. Deswegen habe ich auch den Hofkammerrath noch nicht über die Lauchſtädter Ereigniſſe vernehmen können, und weiß weiter nichts davon, als was Ihre Briefe mir meldeten.

Sie haben alſo 9 Tage hintereinander geſpielt, das will viel ſagen und iſt eine groſſe

Anſtrengung von Seiten der Schauſpieler; aber aus der Leere des Hauſes in den Vorſtellungen während der Woche ſehe ich doch, daß Sie die reichliche Gabe nicht allzulang werden fortſetzen dürfen.

Auch zu Lauchſtädt ſind es alſo, wie Ihr Repertorium beſagt, die Opern, die das Haus füllen. So herrſcht das Stoffartige überall, und wer ſich dem Theaterteufel einmal verſchrieben hat, der muß ſich auf dieſes Organ verſtehen.

Ich gebe Ihnen vollkommen recht, daß ich mich bey meinen Stücken auf das Dramatiſchwirkende mehr concentriren ſollte. Dieſes iſt überhaupt ſchon, ohne alle Rückſicht auf Theater und Publicum, eine poetiſche Forderung, aber auch nur inſofern es eine ſolche iſt, kann ich mich darum bemühen. Soll mir jemals ein gutes Theaterſtück gelingen, ſo kann es nur auf poetiſchem Wege ſeyn, denn eine Wirkung ad extra, wie ſie zuweilen auch einem gemeinen Talent und einer

bloßen Geſchicklichkeit gelingt, kann ich mir nie zum Ziele machen, noch, wenn ich es auch wollte, erreichen. Es iſt alſo hier nur von der höchſten Aufgabe ſelbſt die Rede, und nur die erfüllte Kunſt wird meine individuelle Tendenz ad intra überwinden können, wenn ſie zu überwinden iſt.

Ich glaube ſelbſt, daß unſre Dramen nur kraftvolle und treffend gezeichnete Skizzen ſeyn ſollten, aber dazu gehörte denn freylich eine ganz andere Fülle der Erfindung, um die ſinnlichen Kräfte ununterbrochen zu reizen und zu beſchäftigen. Mir möchte das Problem ſchwerer zu löſen ſeyn als einem andern, denn ohne eine gewiſſe Innigkeit vermag ich nichts, und dieſe hält mich gewöhnlich bey meinem Gegenſtand feſter, als billig iſt.

Ich wünſchte, daß Sie von Wolf eine lateiniſche Ueberſetzung der Poetik des Ariſtoteles, die der verſtorbene Reiz in Manuſcript zurückgelaſſen, ſich verſchaffen möchten. Auch dieſe Schrift würde uns ein inter-

eſſantes Thema zu künftigen Conferenzen über das Drama abgeben.

Eine Schrift gegen — — — — — — — von dem Herrn von Maſſow iſt dieſer Tage erſchienen, worin er ganz nach Würden und Verdienſt behandelt wird. Sie iſt für ein Werk der Indignation und für eine Partheiſchrift nicht ſchlecht geſchrieben.

Leben Sie recht wohl und laſſen Sichs in Halle nicht zu gut gefallen. Ich ſehne mich herzlich nach Ihrer Zurückkunft, da ich vergeblich gehofft habe, mir die Zeit Ihrer Abweſenheit durch meine Thätigkeit zu verkürzen.

Meiern grüße ich herzlich und wünſche ihm Geduld zu ſeiner harten Prüfung. Nächſten Poſttag ſchreibe ich ihm.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen beyden aufs Beſte.

Weimar d. 26. July 1802.

Herzlich heiße ich Sie hier willkommen und ſehne mich Ihr Antlitz wieder zu ſehen.

Wenn es Ihnen recht iſt, ſo komme ich zwiſchen drey und vier zu Ihnen. Ich muß Abends zeitig wieder zu Hauſe ſeyn, weil mein Huſten noch ſehr leicht erregt wird und ich, nach einer Erfahrung von vorgeſtern, die Abendluft noch nicht vertragen kann. Meine Frau begrüßt Sie aufs ſchönſte.

Weimar d. 18. Aug. 1802.

Sie können nie unthätig ſeyn, und was Sie eine unproductive Stimmung nennen, würden ſich die meiſten andern als eine vollkommen ausgefüllte Zeit anrechnen. Möchte nur irgend ein ſubalterner Genius, einer von denen die gerade auf Univerſitäten wohnen und walten, die letzte Hand an Ihre wiſſenſchaftlichen Ideen thun, um ſie zu ſammeln, leidlich zu redigiren und ſo für die Welt zu erhalten. Denn Sie ſelbſt werden dieſes Geſchäft leider immer in die Ferne ſchieben, weil Ihnen, däucht mir, das eigentlich didactiſche gar nicht in der Natur iſt. Sie ſind

eigentlich recht dazu geeignet, um von andern bey Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden, wie Ihnen ſchon mehrmal wiederfahren iſt, und noch mehr widerfahren würde, wenn die Leute nur ihren Vortheil beſſer verſtänden.

Hätten wir uns ein Halbdutzend Jahre früher gekannt, ſo würde ich Zeit gehabt haben, mich Ihrer wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu bemächtigen, ich würde Ihre Neigung vielleicht unterhalten haben, dieſen wichtigen Gegenſtänden die letzte Geſtalt zu geben, und in jedem Falle würde ich ein redlicher Verwalter des Ihrigen geweſen ſeyn.

Ich habe in dieſen Tagen einige Notizen über den ältern Plinius geleſen, die mich in Rückſicht auf das was der Menſch aus einer guten Anwendung ſeiner Zeit machen kann, in Erſtaunen geſetzt haben. Gegen einen ſolchen Mann war ſelbſt Haller noch ein Zeitverſchwender. Aber ich fürchte, er hatte über dem ungeheuern Bücherleſen,

Excerpiren und Dictiren zum freyen Nachdenken nicht recht Zeit, und er ſcheint alle Thätigkeit des Geiſtes in das Lernen geſetzt zu haben, denn er nahm es ſeinem Neffen einmal ſehr übel, da er ihn ohne ein Buch in der Hand im Garten auf und abgehen ſah.

Ich bin in dieſen letzten Tagen nicht ohne Succeß mit meinem Stück beſchäftigt gewesen, und ich habe noch bey keiner Arbeit ſoviel gelernt als bey dieſer. Es iſt ein Ganzes, das ich leichter überſehe und auch leichter regiere, auch iſt es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen zu reichen oder zu breiten Gegenſtand einzuſchränken.

Sonſt aber zerſtreut mich jetzt manches, und da die politiſchen Dinge auch auf meinen Zuſtand einen Einfluß haben können, ſo ſehe ich dieſem Ziehungstag meines Loſes nicht ohne Spannung entgegen. Es ſind auch noch

andere Dinge, die mich aus meiner alten Lage zu reißen drohen, und die mir deswegen nicht erfreulich ſind.

Meine Baureparaturen und ſonſtigen Einrichtungen werden, wie ich hoffe, mit dieſer Woche zu Ende gehen und ich kann Sie bey Ihrer Zurückkunft in einem reinlichen und freundlichen Hauſe bewillkommen.

Leben Sie recht wohl und laſſen mich bald hören, daß Sie mit einer reichen Gabe zurückkehren.

Der Tod des Kralewitſch Marko.

Serbiſch.

In der Früh begab ſich der Kralewitſch Marko
Am Sonntage vor der hellen Sonne
Dem Ufer des Meeres nach über das Gebirge
Urwina.
Als Marko Urwina hinauf war,
Fing ihm an der Scharatz zu ſtolpern,
Zu ſtolpern, und die Thränen zu vergießen.
Dieß war dem Marko ſehr ſchwer,
Und Marko ſprach zu dem Scharatz:
Hei Scharatz, du mein Gut,
Nun ſind's hundert und ſechzig Jahre
Seit ich mit dir zuſammengekommen bin,
Noch nie haſt du mir geſtolpert,
Und heute fängſt du an mir zu ſtolpern,
Zu ſtolpern und Thränen zu vergießen:

Weiß Gott, es wird nicht gut ſeyn,'
Es handelt ſich jemanden um den Kopf
Um meinen oder um deinen.

Indem Marko in dieſem Geſpräche war,
Schrie die Wile vom Urwina Berge,
Und rufte den Kralewitſch Marko:
„Wahlbruder, Kralewitſch Marko!
Weißt du, Bruder, warum dein Pferd ſtolpert?
Der Scharatz bedauert dich den Herrn,
Denn ihr werdet euch bald trennen.“
Aber Marko ſprach zu der Wila:
„Weiße Wile, dein Hals ſoll dir wehthun!
Wie könnte ich mich vom Scharatz trennen,
Mit ihm durchreiſt' ich Land und Städte,
Bereiſte den Morgen bis zum Untergange,
Wahrlich über den Scharatz giebt es kein beſſeres
Pferd,
Noch über mich einen beſſern Helden!
Ich bin nicht geſonnen mich von dem Scharatz
zu trennen
So lange mein Kopf auf dem Rumpfe ſteht.“

Aber die weiße Wila antwortet' ihm:
„Wahlbruder, Kralewitſch Marko!
Dir wird den Scharatz Niemand mit Gewalt
nehmen,
Noch kannſt du Marko ſterben
Von einem Helden und von einem ſcharfen Sä-
bel,
Von dem Kolben und von der Kampf-Lanze,
Du fürchteſt keinen Helden auf der Erde;
Sondern du, Elender Marko, wirſt ſterben,
Von Gott, von dem alten Tödter.
Willſt du mir aber nicht glauben,
Wenn du auf den Gipfel des Berges kommſt,
So ſieh' dich von Rechts nach Links um,
Du wirſt zwey ſchlanke Tannen erblicken
Welche den ganzen Wald mit den Gipfeln über-
troffen,
Mit grünen Blättern gewürzt haben,
Zwiſchen ihnen iſt ein Brunnen,
Da kehre den Scharatz um,
Steige von dem Pferde ab, binde es an die
Tanne,

Neige dich über das Brunnen-Waſſer,
Um dein Geſicht wie im Spiegel zu ſehen,
Da wirſt du ſehen, wann du ſterben wirſt."
Da gehorchte Marko der Wila.

Als er am Gipfel des Berges war,
Sah er ſich von Rechts nach Links um,
Er erblickte zwey ſchlanke Tannen,
Die den ganzen Wald mit Gipfeln überragt
Mit grünen Blättern gewürzt haben;
Da kehrte Marko den Scharatz um,
Stieg von ihm ab, band ihn an die Tanne,
Neigte ſich über das Brunnen-Waſſer,
Sah in dem Waſſer ſein Geſicht,
Marko ſah, wann er ſterben wird,
Er vergoß die Thränen und ſprach:
„Betrügeriſche Welt, meine ſchöne Blume!
Wie ſchön warſt du, ich wandelte zu kurz!
Kurz, dreihundert Jahre!
Nun kommt die Zeit, daß ich mit der Welt
tauſche."

Und der Marko Kralewitſch zog aus,
Er zog den Säbel vom Gürtel aus,
Und kam bis zu dem Pferde Scharatz,
Haute dem Scharatz mit dem Säbel den Kopf ab,
Damit der Scharatz den Türken nicht in die Hände komme,
Daß er den Türken nicht Dienſte leiſte,
Daß er nicht Waſſer und die Keſſel trage;
Und als Marko dem Scharatz den Kopf abgehauen hatte,
Hat er ſein Pferd Scharatz begraben,
Beſſer den Scharatz als den Bruder Andreas!
Er zerbrach den ſcheermeſſerſcharfen Säbel in vier Stücke,
Daß ſein Säbel den Türken nicht in die Hände komme,
Daß die Türken ſich mit ihm nicht brüſten,
Daß dieß ihnen vom Marko geblieben ſey,
Daß das Chriſtenthum den Marko nicht verfluche;
Und als Marko den ſcheermeſſerſcharfen Säbel zerbrach,
Zerbrach er die Kampf-Lanze in ſieben Stücke,

Und warf ſie zwiſchen die Tannen = Aeſte;
Marko nahm den mit Federn verſehenen Kolben,
Nahm ihn in die rechte Hand
Und warf ihn von dem Urvina Berge
In das blaue dicke Meer,
Und Marko ſprach zu dem Kolben:
„Wenn mein Kolben aus dem Meere kommt,
Dann ſoll ein ſolcher Held aufſtehen!“
Als der Marko die Waffen zerſtört hatte,
Da zog er das Dintenzeug aus dem Gürtel,
Und aus der Taſche unbeſchriebenes Papier,
Marko Kralewitſch ſchrieb einen Brief:
„Wer immer auf den Berg Urvina kommt
Zwiſchen die Tannen zu dem kalten Brunnen,
Und findet hier den Helden Marko,
Soll wiſſen, daß der Marko todt iſt;
Bey dem Marko ſind drey Beutel mit Geld,
Was für einem Gelde? lauter gelbe Dukaten!
Einen Beutel gebe ich ihm mit Segen,
Daß er meinen Leib begrabe,
Den andern Beutel, daß die Kirchen verſchönert
werden,

Den dritten Beutel den Krüppeln und Blinden,
Damit die Blinden in der Welt herumgehen,
Daß ſie beſingen und des Marko gedenken."

Als Marko den Brief verfertigt hatte,
Setzte er den Brief auf die grüne Tanne
Wo ſie dem Wege im Geſichte iſt;
Das goldene Dintenzeug warf er in den Brunnen.
Marko zog den grünen Rock aus,
Breitete ihn unter der Tanne auf dem Graſe,
Machte ein Kreuz und ſetzte ſich auf den Rock,
Er drückte die Zobel-Mütze über die Augen,
Legte ſich nieder, ſtand nicht auf.

Der todte Marko lag bei dem Brunnen
Von einem Tage zum andern, eine Woche.
Wer immer den breiten Weg gehet,
Und den Kralewitſch Marko bemerket,
Denkt jedermann, daß hier der Marko ſchläft,
Er geht weit um ihn her,
Denn er fürchtet ſich, daß er ihn nicht aufwecke.

Wo das Glück iſt, da iſt auch Unglück,
Wo das Unglück iſt, da giebt es auch Glück:
Und das ganze Glück brachte her
Den Igumen Baſilius vom Berge Athos
Von der weißen Kirche Chilendar
Mit ſeinem Schüler Iſaias;
Als der Igumen den Marko bemerkt hat,
Winkte er dem Schüler mit der rechten Hand zu:
„Sachte, Kind, daß du ihn nicht aufweckeſt,
Denn der Marko iſt aus dem Schlafe übellaunig,
Und er kann uns alle beide umbringen.“
Indem der Mönch ſieht wie der Marko ſchläft,
Sah er ober dem Marko den Brief.
Gegen ſich hat er den Brief durchgeleſen,
Der Brief ſagt, der Marko ſey todt.
Dann ſtieg der Mönch von dem Pferde ab,
Und rührte den Helden Marko an,
Aber der Marko iſt ſchon lange todt.
Der Igumen Baſilius vergoß die Thränen,
Denn ihm iſt ſehr leid um den Marko;
Er gürtelt ihm die drey Beutel Geld ab,
Gürtelte ihm ab, ſich zu.

Der Igumen Baſilius denkt Gedanken
Wo er den todten Marko begraben wird,
Er denkt Gedanken und denkt alles auf eins hin-
aus:
„Er nahm den todten Marko auf ſein Pferd.
Und brachte ihn herunter an das Meer-Ufer,
Setzte ſich mit dem todten Marko in ein Schiff,
Brachte ihn gerade gegen den Berg Athos,
Setzte ihn unter der Chilendar Kirche aus,
Brachte ihn in die Chilendar Kirche,
Las dem Marko was dem Todten gebührt,
Beſang auf der Erde ſeinen Leib.
In der Mitte der weißen Kirche Chilendar,
Da hat der Greis den Marko begraben,
Setzte ihm kein Zeichen,
Daß man das Grab des Marko nicht erfahre,
Daß die Feinde über ihn nicht Schadenfreude
haben.

Cain. A mystery by Lord Byron. Nachdem ich über genanntes Werk faſt ein Jahr lang das wunderbarſte mir hatte vorſagen laſſen, nahm ich es endlich ſelbſt zur Hand, da es mich denn zum Erſtaunen und Bewundern aufregte; eine Wirkung die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfänglichen Geiſt ausüben wird. Gern ſprach ich darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor etwas öffentlich davon zu ſagen; allein je tiefer man in das Werk eines ſolchen Geiſtes hineindringt, deſto mehr empfindet man wie ſchwer es ſey es in ſich ſelbſt, geſchweige für andere zu reproduciren, und vielleicht hätte ich, wie über ſo viel anderes Treffliche, geſchwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von auſſen abermals herangeführt.

Ein Franzoſe, Fabre d'Olivet, überſetzt gedachtes Stück in reimfreye Verſe und glaubt es in einer Folge von philoſophiſch-

kritiſchen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun iſt mir zwar dieſe ſeine Arbeit nicht zu Geſicht gekommen, allein der Moniteur vom 23. October 1823 nimmt ſich des Dichters an und indem er über einzelne Theile und Stellen völlig in unſerem Sinne ſich ausdrückt, ſo weckt er unſere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geſchehen pflegt, wenn wir, unter vielen gleichgültigen und verworrenen Stimmen, endlich eine anſprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beyfälliger Erwiederung finden laſſen. Wir hören den Sachwalter ſelbſt indem er ſich folgendermaßen ausſpricht.

„Jene Scene, welche ſich bis zu Cains Verfluchung durch Eva hinaufſteigert, zeugt, unſeres Bedünkens, von der energiſchen Tiefe der Byronſchen Ideen; ſie läßt uns in Cain den würdigen Sohn einer ſolchen Mutter erkennen.

Der Ueberſetzer fragt hier, woher wohl der Dichter ſein Urbild genommen? Lord Byron

könnte ihm antworten, aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille ſeine Cleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geſchichte ſo viele Charaktere, beherrſcht von gränzenloſen Leidenſchaften, aufſtellt.

Wer irgend das menſchliche Herz ſcharf beobachtet und erkannt hat bis zu welchem Grade ſeine mannigfachen Regungen ſich verirren können, beſonders bey den Frauen, die im Guten wie im Böſen gleich ſchrankenlos erſcheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht vorwerfen, ſich, wenn es gleich eine erſt entſtandene Welt und die allererſte Familie galt, an der Wahrheit verſündigt, oder ſie nach Belieben überboten zu haben. Er ſchildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen ſie in ihrer Schönheit und urſprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfriſche zu malen wußte.

Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünſchung, die man dem Dichter vorwirft, war Eva nicht mehr das Meiſterſtück der Vollkommenheit und Unſchuld; ſchon hatte ſie vom

Verſucher jene vergifteten Gärungsſtoffe empfangen durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu ſoviel beſſerem Zwecke beſtimmt hatte, für immer entadelt wurden; ſchon war jene reine, ſüße Selbſtzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen und eine vom Feinde des Menſchengeſchlechts aufgeregte Neugierde, zu unſeligem Ungehorſam hintreibend, betrog die Abſichten des Schöpfers und entſtellte das Meiſterſtück ſeiner Schöpfung.

Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wüthenden Verwünſchungen gegen ſeinen Mörder Cain, erſcheint höchſt conſequent mit ſich ſelbſt, ſo wie ſie nun einmal geworden. Der ſchwache aber ſchuldloſe Abel, in welchem ſich nur ein gefallener Adam darſtellt, muß ſeiner Mutter um ſo lieber werden als er ihr minder ſchmerzlich das demüthigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Kain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt und jene Stärke die Adam verloren, bewahrt hat, reizt

alle Erinnerungen, alle Eindrücke der Eigen-liebe auf einmal in ihr auf; tödtlich verwundet in dem Gegenſtand ihrer mütterlichen Vorliebe kennt ihr Schmerz keine Gränzen mehr, ob-gleich der Mörder ihr eigner Sohn iſt. Ei-nem ſo kräftigen Genie wie Lord Byron kam es zu dies Bild in fürchterlicher Wahrheit aus-zumalen, ſo mußte er es behandeln oder gar nicht."

Und ſo können wir denn ganz ohne Be-denken dieſes Wort wieder aufnehmen und was vom Beſondern geſagt iſt, vom Allgemeinen ausſprechen: Wollte Lord Byron einen Kain ſchreiben, ſo mußte er ihn ſo behandeln, ſonſt lieber gar nicht.

Das Werk ſelbſt iſt nunmehr als Origi-nal und Ueberſetzung in vielen Händen, es be-darf alſo von unſerer Seite keines Ankündigens, noch Anpreiſens; einiges jedoch glauben wir be-merken zu müſſen.

Der, über alle Begriffe, das Vergangene ſowohl als das Gegenwärtige und, in Gefolg deſſen, auch das Zukünftige mit glühendem

Bayerische Staatsbibliothek München

Geiſtesblick durchdringende Dichter hat ſeinem unbegränzten Talent neue Regionen erobert; was er aber in denſelben wirken werde, iſt von keinem menſchlichen Weſen voraus zu ſehen. Sein Verfahren jedoch können wir ſchon einigermaßen näher bezeichnen.

Er hält ſich an den Buchſtaben der bibliſchen Ueberlieferung; indem er nun das erſte Menſchen-Paar ſeine urſprüngliche Reinheit und Schuldloſigkeit gegen eine geheimnißvoll veranlaßte Schuld vertauſchen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt, ſo legt er die ungeheure Laſt eines ſolchen Ereigniſſes auf die Schultern Kains, als des Repräſentanten einer, ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend geſtürzten, mißmuthigen Menſchheit. Dieſem gebeugten, ſchwerbelaſteten Urſohne macht nun beſonders der Tod, von dem er noch gar keine Anſchauung hat, viel zu ſchaffen und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühſals wünſchen mag, ſo ſcheint es ihm noch widerwärtiger ſolches mit einem ganz

unbekannten Zuſtande zu vertauſchen. Schon hieraus ſieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittlenden und immer mit ſich ſelbſt ſtreitenden Dogmatik, wie ſie uns noch immer beſchäftigt, dem erſten unbehaglichen Menſchenſohne aufgebürdet worden.

Dieſe der menſchlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in ſeiner Seele auf und ab und können durch die gottergebene Sanftmuth des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schweſter-Gattin nicht beſchwichtigt werden. Um ſie aber bis ins Unerträgliche zu ſchärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geiſt, der ihn erſt ſittlich beunruhigt, ſodann aber wunderſam durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige ahnungsvoll und untröſtlich ſchauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter obgleich nicht ſchlimmer als er war, und da er im Familienweſen alles findet wie ers

verlaſſen hatte, ſo wird ihm die Zudringlichkeit Abels, der ihn zum Opfer nöthigen will, ganz unerträglich. Mehr ſagen wir nicht als daß die Scene in welcher Abel umkommt auf das köſtlichſte motivirt iſt; und ſo iſt auch das Folgende gleich groß und unſchätzbar. Da liegt nun Abel! Das iſt nun der Tod! von dem ſoviel die Rede war, und das Menſchengeſchlecht weiß eben ſo wenig davon als vorher.

Vergeſſen aber dürfen wir nicht, daß durchs ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöſer durchgeht, daß der Dichter alſo ſich auch in dieſem Puncte, wie in allen übrigen, unſern Auslegebegriffen und Lehrweiſen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verſtummten Kain flucht, die unſer weſtlicher Nachbar ſo trefflich günſtig heraushebt, bleibt uns nichts zu ſagen übrig, wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schluſſe zu nähern.

Hier äußerte nun eine geiſtreiche, in Hochſchätzung Byrons mit uns verwandte Freundin: alles was religios und ſittlich in der Welt geſagt werden könne, ſey in den drey letzten Worten des Stücks enthalten.

Die drey Paria.

Der Paria, Trauerſpiel in einem Aufzuge, von Michael Beer. Von vorliegendem Stücke können wir nicht handeln, ohne von den Motiven zu ſprechen, woraus es gebildet worden; denn eben in einer ſehr klugen Verknüpfung dieſer zu einem effectvollen Ganzen beruht des Verfaſſers bedeutendes Verdienſt.

Dieſe Motive nun ſind hergenommen aus den bürgerlichen Verhältniſſen, Zuſtänden und Gebräuchen der Indier und umfaſſen dieſes Volks zwey höchſt tragiſche Seiten, deren

eine auf der ſchroffen Sonderung der Caſten ruht, woraus unſägliche Schmach für die tiefſte derſelben hervorgeht. Die andere gründet ſich auf den ſchrecklichen Gebrauch, daß eine Wittwe ihrem Gatten in den Tod folgen und ſich mit ihm lebendig verbrennen muß.

Das erſte dieſer tragiſchen Elemente geht als vorwaltend durch das ganze Stück und entwickelt ſich in der Gegenwart, das zweyte wird zur Beyhülfe aus der Vergangenheit hervorgerufen und wirkt wie aus der Ferne in ſeinen Folgen auf den Augenblick, oder wird erzählungsweiſe herangezogen. Das Stück führt denn auch, dem Hauptmotiv gemäß, den Titel: der Paria, und mit dieſem Namen deutet es im Voraus auf alle tragiſchen Momente die wir zu erwarten haben.

Die Caſte der Parias nämlich iſt die unterſte herabgewürdigte allgemein verachtete aller indiſchen Caſten; ſie wird, als von Gott und Menſchen verworfen, für unrein gehalten, ſie darf das allerniedrigſte verrichten, wovor

die übrigen Scheu tragen, ſie iſt an und für ſich unrein und aller Welt ein Greuel. Aus dem Gebrauch der Indier, ihre Hunde gewöhnlich Paria zu nennen, ſieht man welcher tiefen Verachtung dieſe Caſte preis gegeben iſt, denn der Hund ſteht noch etwas höher; ſeine Nähe beſudelt nicht, aber die Nähe eines Paria; weßhalb denn ein von dieſem berührter Indier unrein wird und ſich durch Waſchen und umſtändliche religioſe Zeremonien mühſelig reinigen muß, wenn er ſich nicht aus ſeiner Caſte verſtoßen ſehen will.

Die Gegenwart eines Paria wird daher von allen übrigen Indiern mit Abſcheu gemieden und geflohen. Sieht ein Bramin auf ſeinem Weg einen Paria kommen, ſo läßt er ihm von weitem zurufen, und dieſer muß auf eine ferne Strecke ausweichen. Begegnet ein Paria einem Raja aus der Caſte der Krieger und er weicht nicht aus, ſo darf ihn der Raja auf der Stelle niederſtoßen. Wie grauſam dieſes auch ſcheinen mag, ſo iſt es

doch nur von Seiten der höhern Caſten eine Nothwehr, denn ſie kommen in Gefahr ein gleiches Geſchick zu erdulden. In ſolchen Fall würde ein Bramin gerathen, der ſich in der höchſten Noth einen Trunk Waſſer reichen ließe; ein von aller Welt verlaſſener Kranker muß lieber ſterben als von irgend einem der Unreinen Hülfreichung annehmen, denn er würde ſogleich zu jenen gezählt.

Noch ein anderer Umſtand iſt zu bemerken: verwirkt jemand die Ehre ſeiner Caſte, ſo fällt er ſogleich in die tiefſte herab; die Mißheirath der Tochter eines Raja, nur um eine Stufe tiefer, wirft ſie gleich in die Claſſe der Parias. Ein gleiches Schickſal würde die Wittwe erfahren, die ſich weigerte mit ihrem verſtorbenen Gemal lebendig verbrannt zu werden.

In ſo vielem Betracht iſt der Zuſtand eines Paria ein Zuſtand des höchſten Elends und der tiefſten Erniedrigung, zu welcher die menſchliche Natur herabgewürdigt werden kann, und um ſo ſchrecklicher als keine Rettung dar-

aus möglich iſt. Wer einmal in dieſe Hölle, durch Geburt oder Vergehen, geſtoßen worden, der und ſeine Nachkommen müſſen ewig darin verbleiben; kein Verdienſt kann erlöſen, ja der Unglückliche kann ſich nicht einmal Verdienſt erwerben, und wär' er noch ſo edel und tapfer, er darf nicht für die Rettung ſeines Vaterlandes kämpfen und bluten.

Wegen ſolcher allgemeinen Verachtung und drohender perſönlicher Gefahr ſind die Parias überhaupt ſehr ſcheu und furchtſam, und prägen auch ihren Kindern frühzeitig ein ſich um alles in der Welt keinem aus den übrigen Caſten zu nähern. Ohnehin müſſen ſie aus den Städten ſich fern halten, keinem Tempel dürfen ſie nahen, keinem öffentlichen Gottesdienſt beywohnen, ja nicht einmal auf den Märkten unter Käufer und Verkäufer ſich miſchen. Von ferne deuten ſie auf die Waare die ſie gerne kaufen möchten, legen den Betrag dafür hin und ziehen ſich zurück. Hat der Verkäufer das Geld geholt und die Waare zurück gelaſſen, ſo ei-

len ſie pfeilſchnell mit ihr davon. Kein Wunder alſo, daß ſolche Jammerleute an einſamen abgelegenen Orten ihre Wohnung ſuchen, in elenden Hütten ſich aufhalten, in Bergklüften und Wäldern, in Geſellſchaft der Affen und übrigen wilden Thiere.

Der gemeine, an Geiſt und Herzen auf einer niedrigen Stufe ſtehende Paria nun findet ſich ſchon in ſeinen Zuſtand; er weiß es nicht anders, er iſt von Jugend auf daran gewöhnt, und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er etwas Beſſeres werth ſey, zumal da ihm von der frühſten Kindheit auf eingeprägt wird, Gott habe ihn um der in einem früheren Leben begangenen Sünden willen in den Zuſtand verſetzt, worin er geboren worden.

Wenn aber ein edler, vorzüglich begabter Menſch, ſey es durch eigenes Vergehen oder durch die Schuld der Väter, ſich als Paria fühlt und alle die unſägliche Schmach ſeines Standes mit Bewußtſeyn und in vollem Gefühl ſeiner Menſchenwürde erdulden muß, ſo

wird ein Conflict ſeines edeln Selbſt mit den ihn erniedrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältniſſen entſtehen, der nicht tragiſcher gedacht werden kann.

Dieſer Conflict wird im vorliegenden Trauerſpiel ſehr fühlbar, indem der Held des Stücks durchaus als ein edler hochſtehender Menſch gezeichnet iſt. So auch verdient der Verfaſſer wegen der Wahl des Gegenſtandes alles Lob; denn der Paria kann füglich als Symbol der herabgeſetzten, unterdrückten, verachteten Menſchheit aller Völker gelten, und wie ein ſolcher Gegenſtand ſchon allgemein menſchlich erſcheint, ſo iſt er dadurch höchſt poetiſch.

Nicht weniger iſt der Verfaſſer wegen der in der Behandlung ſeines Gegenſtandes bewieſenen großen Oekonomie zu loben. Ohne Zwang ſind alle jene tragiſchen Motive in einen einzigen Akt zuſammengebracht, die Handlung entwickelt ſich an einem einzigen Ort und der handelnden Perſonen ſind nur drey.

Von vorzüglichen Schauſpielern dargeſtellt, muß dieſes kleine Stück ſehr ſchönen Effect machen, und ſo ſoll es denn allen Bühnen auf das beſte empfohlen ſeyn.

Bemerkenswerth iſt es, daß in neuerer Zeit der Paria-Caſte Zuſtand die Aufmerkſamkeit unſerer Dichter auf ſich gezogen. Früher ſchon war lyriſch dargeſtellt wie eine Bajadere, als Glied dieſes verworfenen Geſchlechts, durch leidenſchaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Weſen bis in den Flammentod, ſich ſelbſt zur Göttin erhoben.

Von dem deutſchen Paria in einem Akte und ſeinen Verdienſten haben wir ſo eben Rechenſchaft erſtattet, er ſchildert den gedrückteſten aller Zuſtände bis zum tragiſchen Untergang.

Die franzöſiſche Tragödie Paria, in fünf Akten, hat dies mehr als tragiſch-grauſame Motiv von der energiſchen Seite genommen.

Ein Paria Vater, in die Wüſte zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieſer zu Jünglingsjahren herangereift, thatenluſtig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn alſo des ſchönſten Surrogates aller verſagten irdiſchen Glückſeligkeit. Er miſcht ſich unter das heimiſche Kriegsheer und kämpft mit demſelben gegen das Eindringen einer Macht die der Braminen Herrſchaft zu zerſtören droht, thut ſich hervor, ſiegt und der Ober-Bramin wird ihm großen Dank ſchuldig, unwiſſend wem. Dieſes geiſtliche Oberhaupt nun beſitzt eine ſehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Tüchtigen gewogen iſt, der auch ihren Reizen nicht widerſteht. Der Alte ſelbſt, der es vortheilhaft findet, bey ſinkendem Anſehn mit dem Tüchtigen in Verwandtſchaft zu ſtehen, begünſtigt die Neigung und ein Eheband wird beſchloſſen. Hier tritt nun in dem Gewiſſen des wackern Helden das traurige Bewußtſeyn gewaltſam hervor und indem er ſich und ſeine Wünſche bekämpft, erſcheint unſeliger Weiſe

der Vater und verdirbt (wie in der Jungfrau von Orleans der Alte) das ganze Verhältniß unwiederbringlich. Mehr ſagen wir nicht, weil ein Jeder der Literatur zu ſchätzen weiß, dies ſehr ſchön gedachte, wohl durchgeführte Stück ſelbſt geleſen hat oder es zu leſen begierig ſeyn wird.

Nach dieſer doppelten ins Tragiſche geſteigerten Anſicht des traurigſten Zuſtands wird man zu Erholung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer indiſchen Legende gebildet, zu Anfang des vorigen Heftes abgedruckt iſt. Hier finden wir einen Paria der ſeine Lage nicht für rettunglos hält, er wendet ſich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freylich auf eine ſeltſame Weiſe herbey geführt wird.

Nun aber beſitzt die, bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeſchloſſene Caſte eine ſelbſteigene Gottheit, in welcher das Höchſte dem Niedrigſten eingeimpft ein furchtbares Drittes darſtellt, das jedoch zu

Vermittelung und Ausgleichung beſeligend ein- wirkt.

Wundern darf es uns nicht, daß in un- ſern, ſo manchem Widerſtreit hingegebenen Ta- gen auch milde Stimmen ſich hie und hervor- thun, welche, genau betrachtet, auf ein Höhe- res hinweiſen, von wo ganz allein befriedigende Verſöhnung zu hoffen iſt.

Bildende Kunſt.

La Cena, Pittura in muro di Giotto, nel refettorio del Convento di S. Croce di Firenze, J. A. Ramboux dis. Ferd. Ruscheweyh inc. Romae 1821. in drey Blättern groß quer fol.

Die Weimariſchen Kunſtfreunde könnten ſich die Anzeige dieſes Kupferſtichs leicht machen und nur ſagen: Herr Ramboux habe Giotto's Freſkogemälde treufleißig nachgezeichnet und Herr Ruſcheweyh ſey als Kupferſtecher wegen der angewendeten großen Sorgfalt und reinlichen Arbeit nicht weniger zu loben. Sie könnten etwa ferner noch hinzuſetzen: daß jeder ächte verſtändige Kunſtliebhaber eilen ſoll mit dieſen Blättern ſeine Sammlung zu bereichern; und ſo wäre die Sache wahrſcheinlich zu jeder-

manns Wohlgefallen abgethan und beſagte W. K. F. hätten noch dazu ihrem eigenen Gewiſſen nicht das Geringſte vorzuwerfen, denn alles verhält ſich in der That alſo.

Aber es haben ſeit geraumer Zeit ſchwere Verirrungen des Geſchmacks ſich eingefunden und ſie mehren ſich; daher liegt uns, liegt jedem in Sachen der Kunſt Unbefangenen die Pflicht ob, beſſere Ueberzeugung bey dargebotener Gelegenheit auszuſprechen und ſo müſſen wir uns auch im gegenwärtigen Falle zu etwas mehr Umſtändlichkeit entſchließen.

Werke wie das Abendmahl des Giotto werden gewöhnlich aus ganz verſchiedenen Geſichtspuncten und in entgegengeſetztem Sinne beurtheilt. Liebhaber, welche Vorliebe hegen für die alte Schule, bewundern die Simplicität, das Gemüthvolle, Treuherzige; Eigenſchaften die freylich der Kunſt unſerer Tage ſehr zu mangeln pflegen, überſehen aber die unzulängliche Kunſtbeſchaffenheit der Werke aus dem vierzehnten Jahrhundert und möchten ſolche gar als

Muſter zur Nachahmung empfehlen, welches vermuthlich auch der Fall mit den Blättern des Herrn Ruſcheweyh, nach Giotto ſeyn wird. Andere hingegen regeln ihr Urtheil nach unverdauten Schönheitsbegriffen, verlangen nie weniger als das Vollkommene und ſo wie jene die einzelnen guten Eigenſchaften unbedingt preiſen, eben ſo ſcheinen dieſe nur nach Fehlern zu ſpähen; ſie bemerken die ungleiche Länge der Füße am Apollo, finden am Laokoon Einiges nicht richtig, verſichern, daß am borgheſiſchen Fechter die Linie des Rückens mit der Linie des Vorderleibs wenig übereinſtimme u. ſ. w. Dieſen Geſtrengen iſt nun freylich der alte ehrliche Giotto mit ſeinen langen ſteifen Figuren, Proportions- und Zeichnungs-Mängeln, und Sünden wider die Perſpective ein Aergerniß. Sey uns aber erlaubt zwiſchen beyderley Urtheilen in die Mitte zu treten und frey ohne Umſchweife zu ſagen: die erſtgenannten irren und die andern verderben uns den Genuß am Kunſtwerk.

Wahrhaft nützliches Prüfen, gerechtes Würdigen, wird nie, wofern nicht beſondere Zwecke ſolches erheiſchen, bey den Fehlern verweilen, doch dieſelben nicht überſehen; das Verdienſtliche aber, erſcheine daſſelbe in welcher Geſtalt es wolle, anerkennnen, immerfort ſich erinnernd wie vom Winter nicht Roſen, vom Frühjahr keine Trauben verlangt werden dürfen; das heißt: der billige verſtändige Kunſtrichter lobt und tadelt nicht bloß nach mehr oder weniger Luſt und Unluſt ſo er im Anſchauen eines Wercks empfindet, ſondern ſein Urtheil hat jedes Mal die Geſchichte der Kunſt zur Unterlage; er berückſichtigt ſorgfältig Ort und Zeit der Entſtehung, den jedesmaligen Zuſtand der Kunſt; ferner den Geſchmack der Schule, auch den eigenthümlichen des Meiſters.

Um aber auf das Abendmahl des Giotto zurückzukommen, ſo iſt daſſelbe allerdings ein merkwürdiges Bild, zwar nicht in dem Sinne als ob es ſich zum Studium eignete für angehende Künſtler; denn wer hieran den guten Ge-

ſchmack erwerben, ſich in der Zeichnung und an-
dern eben ſo nothwendigen Kunſterforderniſſen
feſtſetzen wollte, verfehlte ſicherlich ſeinen Zweck;
aber in kunſthiſtoriſchem Betracht und für Den-
kende iſt das Werk in hohem Grade ſchätzbar,
indem es Gelegenheit giebt, zu ſehen wie der
reichbegabte Giotto den Gegenſtand vom
Abendmahl unſeres Herrn ſich gedacht, jedoch,
mit kindlicher, der ſchweren Aufgabe noch nicht
gewachſener Kunſt, hinter ſeinen beſſern Ab-
ſichten und Beſtrebungen zurückbleiben mußte.

Betrathtet man dagegen denſelben Gegen-
ſtand von Leonardo da Vinci ausgeführt, ſo
ergiebt ſich aus der Vergleichung beyder die deut-
lichſte, fruchtbarſte Anſicht von den Fortſchrit-
ten, welche die Kunſt neuerer Zeit, im Ver-
lauf von nicht viel weniger als zwey Jahrhun-
derten gemacht hat, weil beyde, Meiſter von
bewundernswürdigen Talenten und jeder mit
Hinſicht auf ſeine Zeit groß zu nennen, für ihre
Darſtellungen ungefähr den gleichen Moment
wählten; L. da Vinci nämlich den, wo Chri-

ſtus zu den Jüngern ſagt: „einer unter euch wird mich verrathen.“ (Matth. Cap. 26. V. 21.) Giotto aber ſcheint vornehmlich die Stelle (V. 23.) beachtet zu haben, wo es heißt: „der mit mir in die Schüſſel tauchet wird mich verrathen.“ Bey ihm verurſacht das vom Herrn geſprochene Wort bloß eine Unterredung; mehrere der Apoſtel ſcheinen ſich entſchuldigen zu wollen, andere ſehen wehmüthig aus; einer (der vierte Chriſto zur Rechten ſitzende) macht die Gebärde des Entſetzens; Judas langt ruhig ſich einen Biſſen. Das Bemühen des Malers dem Verräther einen von den übrigen Apoſteln unterſchiedenen, gemeinern Charakter zu geben, iſt jedoch nicht zu verkennen.

In der Darſtellung des Leonard da Vinci hingegen waltet die Kunſt frey, und war ſchon ausgebildet genug um das Schwerſte zu unternehmen. Das Wort, die Vorausſagung des Herrn, es werde ihn einer der mit zu Tiſche Sitzenden verrathen, regt die ganze Geſellſchaft urplötzlich gewaltſam auf; alle fahren zuſam-

men und bilden höchſt belebte vortrefflich angeordnete Gruppen; alles lebt, alles iſt in Bewegung; die Mannigfaltigkeit der Affecte, der Gebärden kann nicht größer ſeyn, Geſtalt und Züge einer jeden Figur ſind mit dem was ſie vornimmt, was ſie leidet, ganz übereinſtimmend, der Ausdruck wahr und kräftig; Judas erſchrickt, fährt zurück und ſtößt das vor ihm ſtehende Salzfaß um. Mehrere dergleichen bedeutende Züge ließen ſich noch angeben, allein es iſt genug geſchehen um das Nützliche, Belehrende einer Vergleichung beyder Werke darzuthun. Anfang und Vollendung der neuern Kunſt dürften durch andere Beyſpiele kaum wieder ſo anſchaulich und hervortretend gemacht werden können.

Des Herrn Samuel Amſler aus der Schweitz gebürtig, welcher ſich bereits vor mehreren Jahren, unter der römiſch-deutſchen Künſtlerzunft als Kupferſtecher hervorgethan,

wäre ſchon früher in dieſen Blättern zu gedenken geweſen, es konnte aber keines von ſeinen entſcheidenden Blättern zur Hand gebracht werden, welches mit zweyen derſelben jetzt gelungen iſt. Das erſte ſtellt die halbe Figur der Madonna mit dem Kinde dar, dahinter landſchaftlicher Grund, nach einem kleinen Rundgemälde von Rafael; das andere iſt das Bruſtbild des berühmten Bildhauers Thorwaldſen, nach dem Gemälde von Begas; beide ſind ſauber gearbeitet, Behandlungsweiſe an Albrecht Dürer erinnernd; das Madonnen-Bild zumal mit großem Fleiß und Sorgfalt ausgeführt. Zu dieſem Blatt ſoll das Vorbild ſich zu Perugia in Privathänden befinden und dürfte, inſoferne man aus der Nachbildung ſchließen kann, ein wirklich ächtes Werk von Rafael, und zwar aus ſeiner frühſten Zeit ſeyn. Die Madonna ſcheint in einem aufgeſchlagenen Büchlein, ſo ſie in ihrer Hand hält, zu leſen und das Kind greift kindlich nach dem Büchlein und will mit hineinſehen. Zar-

tes Gemüth ſpricht aus dem Ganzen und der Charakter frommer Beſcheidenheit iſt in der Figur der Heil. Jungfrau gut ausgedrückt. Zwar hatte Rafael, als er dieſes Bild malte, die ſchöne, von ruhigen Licht- und Schattenmaſſen ausgehende Wirkung noch nicht begriffen, indeſſen iſt doch ſchon die Ahnung davon vorhanden. So ſind auch die Falten des Gewandes etwas monoton, zum Theil unruhig und bauſchig, aber die allgemeine Anlage und zierliche einzelne Stellen derſelben verkünden ſchon des jungen Meiſters künftige Vortrefflichkeit auch in dieſem Theile der Kunſt.

Der Kupferſtecher gab die Formen ſehr beſtimmt an, mitunter nicht ohne Strenge, welches in Blättern nach Gemälden der alten Schule, wozu man Rafaels frühe Werke, oder die der ſogenannten erſten Manier, immerhin auch rechnen darf, ganz angemeſſen iſt. Der helle landſchaftliche Grund läßt die Figuren gewaltig hervortreten, und ſo verdient das Blatt wie es iſt, theils als vorzüglich ſau-

derer Stich Beyfall, theils giebt es aus-reichende Rechenſchaft von einem zwar der frühern, doch des Meiſters Geiſt nicht verläug-nenden Werke des großen Rafael.

Thorwaldſens Bildniß hat ſonder Zweifel das Verdienſt der Aehnlichkeit, ein tüchtiges, gefaßtes, geiſtreiches Individuum iſt wohl ge-ſehen, wahrhaft dargeſtellt. Die Haare ſchei-nen uns im Stich vorzüglich gerathen, haben Charakter und natürlichen Fall; übrigens be-gegneten uns auch in dieſer Arbeit des Herrn Amſlers ſtrenge, für weiche Fleiſchpartien mit-unter gar zu beſtimmte Umriſſe, wodurch das nothwendige Vorwalten der Sinneswerkzeuge benachtheiligt wird; doch kann vielleicht nicht der Kupferſtecher allein, ſondern auch das von ihm nachgebildete Gemälde hieran Schuld ſeyn. In Bezug auf dieſes erlaube man uns noch eine Erinnerung zu machen.

Den Blick der abgebildeten Perſon, nicht gegen den Beſchauer ſondern ſeitwärts hinaus, nach einem auf dem Bilde nicht mit angegebe-

nen Gegenſtand zu richten, wie hier geſchehen, und in der Bildnißmalerey jetzt allmählig Sitte werden will, tragen wir zu empfehlen billiges Bedenken, vielmehr halten wir die bisher übliche Weiſe, wo das Bild den Beſchauer anzuſehen, ſich gleichſam mit ihm verſtändigen zu wollen ſcheint, für beſſer; ſolche Fälle jedoch ausgenommen wo der Künſtler durch andere Richtung des Blicks einen höhern Zweck, ſinnreichere Bedeutung erzielt.

Schon zum öftern fanden wir Anlaß in dieſen Blättern Gemälde, auch Zeichnungen zu berühren, deren Verfertiger den Geſchmack der Meiſter vor Rafael nachzuahmen bemüht geweſen waren, hauptſächlich des da Fieſole, Gaddi und Giotto. Wir haben in ſolchen Fällen nie verabſäumt zu zeigen, wie verkehrt, wie der Kunſt nachtheilig, ſogar Zerſtörung drohend dieſer Irrthum ſey. Nicht ſelten jedoch ließen dergleichen, von Seite des Geſchmacks

tadelhafte Werke, ſchöne natürliche Anlagen er⸗
kennen, waren wegen ſorgfältiger Ausführung
des Details, dem Ernſt und Fleiß im Ganzen
zu loben, welches auch jederzeit von uns gerne
geſchehen iſt. Wir läugnen indeſſen nicht, daß
wir gehofft, geglaubt haben, die ruhigern Zei⸗
ten würden ruhigeres Nachdenken herbeyführen
und mit der Rückkehr ſo manches andern in das
gewohnte Gleis, auch der abgeirrte Maler⸗
Geſchmack ſich wieder zurecht finden. Sogar
mit dem Troſt haben wir uns geſchmeichelt, das
Uebel werde ſich nie über die Gränzen der Ma⸗
lerey ausbreiten und die Bildhauerkunſt gänzlich
damit verſchont bleiben, weil die vollkommenern
Muſter, deren dieſes Fach an den antiken Scul⸗
pturen ſich erfreut, zu herrlich, für Geiſt und
Gemüth zu überwältigend ſind als daß jemand
es wagen dürfte ſich davon zu entfernen. Aber
zu ſeiner nicht geringen Trauer iſt dem Schrei⸗
ber dieſer Betrachtungen kürzlich ein plaſtiſches
Werk vorgeſtellt worden, keineswegs der alter⸗
thümlich männlichen Art, vielmehr in der al⸗

terthümlenden Manier welche den ernſt⸗ und redlich gemeinten Kunſtanſichten ſo ganz zuwider iſt. Uebrigens aber giebt dieſes Werk einen Beweis von des Verfertigers natürlich guten Anlagen, von erworbener Gewandtheit in der Behandlung und ſogar von zierlichem Geſchmack im einzelnen Detail, wie aus Folgendem näher hervorgehen wird.

Maria, das Chriſtkind auf ihren Armen haltend, mit ſchlichten, auf Brüſt und Schultern herabhängenden Haaren. Das Kleid beſteht aus einfachem Untergewand bis auf die Füße reichend, und einem kurzen, über die linke Schulter gelegten, unter dem rechten Arm durchgehenden und wieder aufgenommenen Mäntelchen. Nackt ſitzt das Chriſtkind auf dem rechten Arm der Mutter und ſchlingt ſeinen linken ihr um den Hals, es hat ebenfalls nach Verhältniß lange ſchlichte, nur an den Enden der Locken ſich krauſende Haare. Die Figur der Maria kann im Ganzen etwa 10 Zoll Pariſer Maaß hoch ſeyn und ſteht auf achteckigem 3 Zoll

hohen, dem Knauf eines gothiſchen Pfeilers ähnlichen, mit Epheublättern verzierten Fußgeſtelle.

Wird dieſes Werk nur obenhin, ohne weitere Prüfung angeſehen, ſo erſcheint daſſelbe zart gebildet, ſanft und wohlgefällig; betrachtet man es aber näher, ſo wird gar bald der Mangel eines tüchtigen Kerns offenbar. Schwermuth waltet über dem Ganzen und ſtilles Dulden iſt vorherrſchender Ausdruck. Die Mutter wie das Kind ſcheinen zu immerwährendem Leid erkohren; ſie ringen nicht heroiſch mit dem Schickſale, ſondern ſind gleichſam Verbündete des Unglücks und des Schmerzens. Dem Gewand der Madonna iſt ein gewiſſer zierlicher Geſchmack nicht abzuläugnen, es hat breite Faltenpartien die bey entſprechender Anordnung der Glieder ſchöne Wirkung thun könnten; aber die Hände der heiligen Mutter, die Füße des Chriſtkindes und deſſen rechte Hand ſind alle auf einen Haufen gebracht, welches dieſe Stelle undeutlich und unruhig macht, auch mit den

flachen Falten des Gewandes keineswegs angenehm contraſtirt. Dieſes würde noch mehr auffallen, wofern das Werk in größerm Maaßſtab ausgeführt wäre. Wie die Falten auf der rechten Seite der Figur gerade bis auf den Boden niederfallen, häufiger ſind und tiefe Einſchnitte haben, iſt lobenswerth; indeſſen müßten die Formen des Knies und des Beins, wenn auch nicht beſtimmt unter dem Gewand angedeutet ſeyn, doch wenigſtens errathen werden können. Den harten krauſen Endigungen und Brüchen mehrerer Falten nach Albrecht Dürers Weiſe geben wir keinen Beyfall. Dürer war ein großer Mann, allein es iſt nicht einzuſehen, welchen Vortheil die Nachahmung ſeiner Fehler gewähren kann. Verhältniſſe und Formen ſind an der Mutter zart und ſchlank, das Kind aber ſollte billig etwas mehr Fülle und kräftigern Charakter haben. Hierzu kommt noch das nicht recht kindliche Geſicht und die glatt am Kopf anliegenden längern Haare als Kinder zu haben pflegen. Der Ausdruck von Trauer in den

Zügen ſo wie in der Haltung des Haupts, welches beydes auch bey der Mutter der Fall iſt, erregen ein peinliches Gefühl. Dieſes aber iſt weder mit dem Zweck der Kunſt vereinbar, noch liegt ſolche endloſe Trübſal und jammerndes Hinſchmachten im Geiſt der ächten chriſtlichen Religion, welche vielmehr die Uebel der Gegenwart ſtandhaft ertragen lehrt, das Gemüth emporhebt über alles Irdiſche im Glauben und Hoffen an ewige Dauer einer beglückten Zukunft.

So oft uns Werke jetzt lebender Künſtler vorgekommen ſind, welche die Manier der Meiſter vor Rafael affectirten, haben wir uns redlich Mühe gegeben zu erforſchen was für weſentliche Vortheile ſie auf dieſem Wege zu erlangen hoffen, müſſen aber frey geſtehen darüber im Dunkeln geblieben zu ſeyn. Soll poetiſcher Gehalt der Erfindung, ungeſchmückte Darſtellungsweiſe und Gemüthlichkeit im Ausdruck erzielt werden, ſo fragt man billig: ob mit beſſer gebildeter Kunſt dergleichen nicht eben-

falls ſich vertrage? Iſt aber die Abſicht vornehmlich das Auge anzuziehen, wie ſich aus dem oft überflüſſigen Gebrauch ſchöner glänzender Farben, dem Aufhöhen mit Gold beynahe vermuthen läßt, ſo wäre dieſes auf eine viel würdigere Weiſe durch kunſtmäßigen Gebrauch von Licht und Schatten, richtige Haltung und wohlbedachtes Vertheilen der Farben zu erreichen.

Einige haben jedoch vermeint: es walte überhaupt kein beſtimmter Zweck in der Sache und alles rühre her aus regelloſem Streben nach dem nicht wohl verſtandenen Guten im Alterthümlichen. Aber das wirkliche Nachahmen der Bilder aus dem Kindesalter der Kunſt bringt entſchiedene große Nachtheile, weil dadurch die in jenen Bildern noch nicht zu findenden Hauptregeln welche der Kunſt als Grundlage dienen müſſen auſſer Uebung kommen. Schon ſehen wir ſolche von vielen vernachläſſigt und ſollte das Nichtbeachten derſelben zunehmend weiter fortdauern, ſo dürfte bald von der Malerey im

höhern Kunſtſinne unter uns nur noch die Tradition übrig ſeyn.

Der Bildhauerey, wofern auch ſie auf gleiche Weiſe ſich verirren ſollte, ſtünde noch ſchnelleres Verderben bevor als der Malerey; denn ſie kann unmöglich fortdauern ſondern muß zu Grunde gehen, wenn ſie den gebildeten reinen Geſchmack der Griechen, ihre ſchönen edlen Formen hingiebt für die ſteifen magern Geſtalten unſerer älteren, gewiß ehrenwerthen, aber noch keineswegs kunſtbetrauten Meiſter.

Die Externſteine.

An der ſüdweſtlichen Gränze der Grafſchaft Lippe zieht ſich ein langes waldiges Gebirg hin, der Lippiſche Wald, ſonſt auch der Teutoburger Wald genannt, und zwar in der Richtung von Südoſt nach Südweſt; die Gebirgsart iſt bunter Sandſtein.

An der nordöſtlichen Seite gegen das flache Land zu, in der Nähe der Stadt Horn am Ausgange eines Thales, ſtehen, abgeſondert vom Gebirg, drey bis vier einzelne ſenkrecht in die Höhe ſtrebende Felſen; ein Umſtand der bey genannter Gebirgsart nicht ſelten iſt. Ihre ausgezeichnete Merkwürdigkeit erregte von den frühſten Zeiten Ehrfurcht; ſie mochten dem heidniſchen Gottesdienſt gewidmet ſeyn und wurden ſodann dem chriſtlichen geweiht. Der compakte aber leicht zu bearbeitende Stein gab

Gelegenheit Einſiedeleyen und Capellen auszuhölen, die Feinheit des Korns erlaubte ſogar Bildwerke darin zu arbeiten. An dem erſten und größten dieſer Steine iſt die Abnahme Chriſti vom Kreuz in Lebensgröße, halb erhaben in die Felswand eingemeißelt.

Eine treffliche Nachbildung dieſes merkwürdigen Alterthums verdanken wir dem Königl. Preußiſch. Hofbildhauer Herrn Rauch, welcher daſſelbe im Sommer 1823 gezeichnet, und, erwehrt man ſich auch nicht des Vermuthens, daß ein zarter Hauch der Ausbildung dem Künſtler des 19. Jahrhunderts angehöre, ſo iſt doch die Anlage ſelbſt ſchon bedeutend genug, deren Verdienſt einer früheren Epoche nicht abgeſprochen werden kann.

Wenn von ſolchen Alterthümern die Rede iſt, muß man immer vorausſagen und ſetzen, daß, von der chriſtlichen Zeitrechnung an, die bildende Kunſt, die ſich im Nordweſten niemals hervorthat, nur noch im Südoſten, wo ſie ehemals den höchſten Grad erreicht, ſich erhalten,

wiewohl nach und nach verſchlechtert habe. Der Byzantiner hatte Schulen oder vielmehr Gilden der Malerey, der Moſaik, des Schnitzwercks, auch wurzelten dieſe und rankten um ſo feſter, als die chriſtliche Religion eine von den Heiden ererbte Leidenſchaft ſich an Bildern zu erfreuen und zu erbauen unabläſſig forthegte und daher dergleichen ſinnliche Darſtellungen geiſtiger und heiliger Gegenſtände auf einen ſolchen Grad vermehrte, daß Vernunft und Politik empört ſich dagegen zu ſträuben anfingen, wodurch denn das größte Unheil entſchiedener Spaltungen der morgenländiſchen Kirche bewirkt ward.

Im Weſten war dagegen alle Fähigkeit irgend eine Geſtalt hervorzubringen, wenn ſie je da geweſen, völlig verloren. Die eindringenden Völker hatten alles was in früherer Zeit dahin gewandert ſeyn mochte weggeſchwemmt, eine öde bildloſe Landweite war entſtanden; wie man aber um ein unausweichliches Bedürfniß zu befriedigen, ſich überall nach den Mit-

teln umſieht, auch der Künſtler ſich immer gern dahin begiebt wo man ſein bedarf, ſo konnte es nicht fehlen, daß, nach einiger Beruhigung der Welt, bey Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens, zu Beſtimmung der Einbildungskraft die Bilder im nördlichen Weſten gefordert und öſtliche Künſtler dahin gelockt wurden.

Ohne alſo weitläufiger zu ſeyn, geben wir gerne zu, daß ein mönchiſcher Künſtler, unter den Schaaren der Geiſtlichen, die der erobernde Hof Carl des Großen nach ſich zog, dieſes Werk könne verfertigt haben. Solche Techniker, wie noch jetzt unſere Stuckatoren und Arabeskenmaler, führten Muſter mit ſich, wornach ſie auch deshalb genau arbeiteten, weil die einmal gegebene Geſtalt ſich zu ſicherem andächtigen Behuf immerfort identiſch eindrucken und ſo ihre Wahrhaftigkeit beſtärken ſollte.

Wie dem nun auch ſey, ſo iſt das gegenwärtig in Frage ſtehende Kunſtwerck ſeiner Art und Zeit nach gut, ächt und ein öſtliches Alterthum zu nennen, und da die treffliche Ab-

bildung Jederman im Steindruck zugänglich ſeyn wird, ſo wenden wir unſere Aufmerkſamkeit zuerſt auf die geſtauchte Form des Kreuzes, die ſich der gleichſchenkligen des griechiſchen annähert; ſodann aber auf Sonn und Mond, welche in den obern Winkeln zu beyden Seiten ſichtbar ſind und in ihren Scheiben zwey Kinder ſehen laſſen, auf welchen beſonders unſere Betrachtung ruht.

Es ſind halbe Figuren, mit geſenkten Köpfen, vorgeſtellt wie ſie große herabſinkende Vorhänge halten, als wenn ſie damit ihr Angeſicht verbergen und ihre Thränen abtrocknen wollten.

Daß dieſes aber eine uralte ſinnliche Vorſtellung der orientaliſchen Lehre, welche zwey Principien annimmt, geweſen ſey, erfahren wir durch Simplicius Auslegung zu Epictet, indem derſelbe im vier und dreyßigſten Abſchnitt ſpottend ſagt: „Ihre Erklärung der Sonn- und Mond-Finſterniſſe legt eine zum Erſtaunen hohe Gelehrſamkeit an den

Tag: denn ſie ſagen, weil die Uebel die mit dem Bau der Welt verflochten ſind, durch ihre Bewegungen viel Verwirrung und Aufruhr machen, ſo ziehen die Himmelslichter gewiſſe Vorhänge vor, damit ſie an jenem Gewühl nicht den mindeſten Theil nehmen, und die Finſterniſſe ſeyen nichts anders als dieſes Verbergen der Sonne oder des Mondes hinter ihrem Vorhang."

Nach dieſen hiſtoriſchen Grundlagen gehen wir noch etwas weiter und bedenken, daß Simplicius, mit mehreren Philoſophen aus dem Abendlande, um die Zeit des Manes nach Perſien wanderte, welcher ein geſchickter Maler oder doch mit einem ſolchen verbündet geweſen zu ſeyn ſcheint, indem er ſein Evangelium mit wirkſamen Bildern ſchmückte und ihm dadurch den beſten Eingang verſchaffte. Und ſo wäre es wohl möglich, daß ſich dieſe Vorſtellung von dort her ſchriebe, da ja die Argumente des Simplicius gegen die Lehre von zwey Principien gerichtet ſind.

Doch da in ſolchen hiſtoriſchen Dingen aus ſtrenger Unterſuchung immer mehr Ungewißheit erfolgt, ſo wollen wir uns nicht allzufeſt hierauf lehnen, ſondern nur andeuten, daß dieſe Vorſtellung des Externſteins einer uralten orientaliſchen Denkweiſe gemäß gebildet ſey.

Uebrigens hat die Compoſition des Bildes wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den Leichnam herablaſſender Theilnehmer ſcheint auf einen niedrigen Baum getreten zu ſeyn, der ſich durch die Schwere des Mannes umbog, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden iſt. Der Aufnehmende iſt anſtändig gekleidet, ehrwürdig und ehrerbietig hingeſtellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabſinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten ſtehenden Mutter ſich lehnt, ja durch ihre Hand ſanft angedrückt wird, ein ſchönes würdiges Zuſammentreffen das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer ſo erhabenen

Mutter zukommt. In ſpäteren Vorſtellungen erſcheint ſie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, ſodann in dem Schoos ihrer Frauen ohnmächtig liegend, bis ſie zuletzt, bey Daniel von Volterra, rücklings quer hingeſtreckt, unwürdig auf dem Boden geſehen wird.

Aus einer ſolchen das Bild durchſchneidenden horizontalen Lage der Mutter jedoch haben ſich die Künſtler wahrſcheinlich deshalb nicht wieder herausgefunden, weil eine ſolche Linie, als Contraſt des ſchroff in die Höhe ſtehenden Kreuzes, unerläßlich ſcheint.

Daß eine Spur des Manichäismus durch das Ganze gehe, möchte ſich auch noch durch den Umſtand bekräftigen: daß wenn Gott der Vater ſich über dem Kreuze mit der Siegsfahne zeigt, in einer Höhle unter dem Boden ein Paar hart gegen einander knieende Männer von einem löwenklauigen Schlangendrachen als dem böſen Princip umſchlungen ſind, welche,

da die beyden Hauptweltmächte einander das Gleichgewicht halten, durch das obere große Opfer kaum zu retten ſeyn möchten.

Und nun vergeſſen wir nicht anzuführen, daß in d'Agincourts Werk: Histoire des Arts par les Monuments, und zwar auf deſſen 163 Tafel eine ähnliche Vorſtellung vorhanden iſt, wo auf einem Gemälde die Kreuzabnahme vorſtellend, oben an der einen Seite der Sonnenknabe deutlich zu ſehen iſt, indeſſen der Mondknabe durch die Unbilden der Zeit ausgelöſcht worden.

Nun aber zum Schluß werd' ich erinnert, daß ähnliche Abbildungen in den Mithratafeln zu ſehen ſeyen, weshalb ich denn die erſte Tafel aus Thomas Hyde Historia Religionis veterum Persarum bezeichne, wo die alten Götter Sol und Luna noch aus Wolken, oder hinter Gebirgen, in erhobener Arbeit hervortreten, ſodann aber die Tafeln XIX und XX zu Heinrich Seels Mithrageheim-

niſſen, Aarau 1823. noch anführe, wo die genannten Gottheiten in flach vertieften Schaalen wenig erhöht ſymboliſch gebildet ſind.

Frithiof's Saga.

Angekündigt war im Morgenblatt No. 165. 1822. eine neue Behandlung jener kühnen friſchen, nordiſchen Ueberlieferung, welche der geniale Tegeneer unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helbig mit Glück überſetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortſchritt des Ganzen; ſie ſind Jederman zugänglich und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Byörn, zwey kühne Seehelden, werden tief im Winter durch's

Eis ans Land getrieben; dort herrſcht weit und breit ein bejahrter König, Namens Ring, der Frithiof's Braut, Ingeborg, ſich früher angemaßt hatte. Der Seeheld von unbezwinglichem Verlangen getrieben die Geliebte noch einmal zu ſehen, geht leidenſchaftlich, aber in friedfertigen Geſinnungen, nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeſte;

II.

Und zwar als Greis, in Bärenfelle gekleidet, ein Hülfsbedürftiger. Das Hofgeſinde neckt und beleidigt ihn, aufgeregt beweiſt er ſeine Kraft und aus der rohen thieriſchen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürſt nimmt's gut auf und bietet ihm die Gaſtfreundſchaft für den Winter an. König und Königin haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit ſeiner Gemalin wagt ſich im Schlitten aufs Eis, bricht ein und wird

vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

IV.

Nun ruft die Jagd ins Freye; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt ſich ſchlafen in den Schoos des Fremden. Ein ſchwarzer Vogel ſingt in den Birkenzweigen und treibt ihn den König zu ermorden; ein weißer Vogel räth ab. Frithiof wirft ſein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geſchlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft ſondern hinterliſtig zu ihm gekommen ſey; ſodann zeigt er ſich mäßig und wohlwollend und vermacht, in Erwartung eines baldigen Endes, ihm Reich und Gemalin.

Frithiof ſchlägt's aus, bekennt daß ihn die Götter haſſen und verfolgen, daß auch ſie nur ihm Ingeborg geraubt und einem andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tem-

pel geplündert und verbrannt. Darüber kann er ſich nicht beruhigen und beharrt bey dem Vorſatze wieder auf's Meer in das alte wilde, wüſte Leben zurückzukehren. Soweit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgetheilte Romanze giebt uns Nachricht von König Rings natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich geſinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beſchützen wußte. In ſolchem Sinne wird er denn von den Aſen im Wallhalla-Saal freundlichſt aufgenommen.

Dieſe fünf Abſätze machen ſchon ein Ganzes und können wohl ohne Einſchiebung anderer Motive als Folge gelten. Das ſechſte Lied geben wir ganz, weil es, die Entwicklung ſcheinbar heranführend, die Verwicklung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich dieſe Gedichte ſeyen, dürfen wir unſern, mit dem Norden befreundeten,

Leſern nicht erſt umſtändlich vorrechnen. Möge der Verfaſſer auf's Eiligſte das ganze Werk vollenden und die werthe Ueberſetzerin auch in ihrer Arbeit ſich gefallen, damit wir dieſes See-Epos in gleichem Sinne und Ton vollſtändig erhalten. Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantiſch-barbariſche Dichtart, ohne daß wir recht wiſſen wie es zugeht, uns auf eine neue, ſinnig-zarte Weiſe, und doch unentſtellt, höchſt angenehm entgegen kommt.

VI.

Die Königs-Wahl.

Zu Ting, zu Ting! — Eilbotſchaft geht
Von Berg zu Thal:
Fürſt Ring iſt todt, bevor nun ſteht
Die Königs-Wahl.

Da langt der Mann das Schwerdt hervor
Aus Friedens Huth,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es ſchneidet gut.

Die Knaben ſchau'n mit Freuden drein
Auf Stahles Licht;
Und heben wohl das Schwerdt zu zwey'n,
Eins konnt' es nicht.

Den Helm dort fegt das Mägdlein ſchlank
Mit ämſ'gem Sinn
Und ſchaut erröthend, da er blank,
Ihr Bild darinn.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond in Blut! —
Heil Dir, Du eh'rner Wehrmann frey,
Du Bauer gut! —

Stets deiner freyen Bruſt entſtieg
Der Ehre Saat,
Des Landes Wall biſt Du im Krieg,
Deß Stimm' im Rath.

So ſammelt ſich bey Schild-Getön
Die Schaar im Feld,
Zum offnen Ting, der Himmel ſchön
Iſt ihr Gezelt.

Hoch ragt dort Frithiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königs-Sohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis:
„Ein Kind iſt's dort,
„Das Männer nicht zu führen weiß
„Mit Fürſten-Wort.“

Doch Frithiof auf das Schild=Rund ſchwang
Das Kind ſogleich:
„Schaut! — von der Eiche die da ſank
„Grünt hier ein Zweig! —

„Erkennt im holden Kindes=Bild
„Den Stamm ſo hehr;
„Er fühlt ſo leicht ſich auf dem Schild
„Wie Fiſch im Meer.

„Ihn ſchützen will ich vor Gefahr,
„Sein Reich und Land,
„Und ſetz' ihm einſt Rings Kron' aufs Haar
„Mit eigner Hand.

„Forſete, Baldur's hoher Sohn!
„Ich rufe Dich
„Zum Zeugen, weich' ich je davon,
„Zerſchmettre mich! —"

Der Knab' indeß auf blankem Stahl
Saß ſtolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne ſchaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er mit Eins im raſchen Muth
Zur Erde ſprang.

Da laut rief's aus der Schaar vom Ting
All gleich geſinnt:
Dich küren wir! Werd' einſt wie Ring
Du Schildes = Kind!

Und bis Du groß, ſoll dieſer Dir
Zur Seite ſtehn.
Jarl Frithiof Dir vermählen wir
Die Mutter ſchön.

Doch der ſchaut finſter drein und ſpricht:
„'s iſt Königs-Wahl,
„Nicht Hochzeit heut — die feyr' ich nicht
„Nach fremder Wahl.

„Zum Zwieſprach muß ich jetzo gehn
„In Baldur's Hayn
„Mit meinen Nornen, denn ſie ſtehn
„Und warten mein.

„Ein Wort mit jenen Schild-Jungfrau'n
„Hab' ich im Sinn,
„Die unter'm Baum der Zeiten bau'n,
„Und drüber hin.

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
„Und klarem Blick —
„Nur Er, der mir die Braut geraubt,
„Giebt ſie zurück."

Küßt drauf die Stirn dem Königs=Sohn
Und, ſtumm entlang
Der Haide, fern entſchwand er ſchon
Mit ſtillem Gang.

Biographiſche Denkmale

von Varnhagen von Enſe.

Mit vielem Vergnügen hab' ich dieſe glückliche Arbeit durchgeleſen; ſie erinnert an Plutarch's Zuſammenſtellung ähnelnder Lebensweiſen, jedoch beziehen ſich die drey hier aufgeführten Perſonen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg, wie der Baron von Neuhof, ſind eigentlich höchſt mannigfaltige Variationen deſſelben Thema's. Zwiſchen dem funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert wären ſie als Condottieri, als kühne Miethhelden aufgetreten; zwiſchen dem ſiebzehn-

ten und achtzehnten wird ihr Betragen milder, ſittlicher und ſelbſt der Eigennutz nimmt einen edleren Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, ſtrebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hie bald da, bis er Gelegenheit findet der Republik Venedig große Dienſte zu leiſten, die ſie denn auch durch Vertrauen, ſo wie durch Ehrendenkmale, und ein reichliches Auskommen bis in das höchſte Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborner Souverain, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, ſetzt ſich durch Höhe des Sinnes und der Thatkraft den allergrößten gleich, wirkt für eine ferne Macht, und uneigennützig = großartig zieht er ſich ins eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja ſeltſamen Beſtrebungen ſelbſtſtändig und unabhängig zu ſeyn und zu bleiben.

Theodor, ſo viel Held als nöthig um für einen vollkommnen Diplomaten zu gelten, dient andern, aber ganz um ſein ſelbſt willen;

ihn beherrſcht die unüberwindliche Begier ſich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeſchick läßt er ſich von immer neuen gewagten Verſuchen abſchrecken, behauptet die ihm eingebornen königlichen Formen bis ins tiefſte Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im Uebrigen darf man von dem Ganzen ſagen: die Weltüberſicht iſt rein und ſicher, der Vortrag ernſt und einfach; Andere mögen Anderes daran rühmen.

Mich aber berührte das Werck ganz eigenthümlich, da jene drey Helden, gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebens-Eintritt heran, zwey in meine Tage hinein, verharrten und wirkten.

Schulenburg ſtarb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las alſo hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her, bis ins Jünglingsalter heran, als Weltmährchen im Allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburg's ereignete ſich ohngefähr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz friſche Verehrung gewidmet war.

Unter den Kupfern, welche der aufmerkſame Reiſende zurückbrachte, befanden ſich zwey große Blätter, eins von Pitteri, mit Fertigkeit des Grabſtichels, nach Franz Rusca gearbeitet (einem Bildnißmaler, der den großen Beyfall ſeiner Tage durch edle, freye, kühne Darſtellung fürſtlicher Heldenmänner zu gewinnen verſtand) das andere, jenes in Korfu ihm errichtete ſtatuariſche Denkmal vorſtellend; bey welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein wohlgebildeter, frey gewachſener, kühn beweglicher ſich ſehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff ſpäter in meinen Lebensgang ein, er ward mir, durch Zeitgenoſſen, in aller ſeiner Würde und Wun-

derlichkeit bekannt. Wie ſollte aber ein ſo wundervoller Mann bei ſeinem Leben nicht wunderlich erſcheinen!

Theodor's Tod fiel mit dem Erdbeben von Liſſabon, das mir ſoviel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zuſammen; auch er mußte im Tagsgeſpräch eher ſeltſam als bedeutend erſcheinen, und niemand ahnete, daß funfzig Jahre nach ſeinem Tode die Wirkungen, zu denen er den erſten Anſtoß gegeben hatte, über die ganze Welt ſich aufrollen würden. Denn Pasqual Paoli nahm ſein Geſchäft auf, die unbändigen Corſikaner von der Einwirkung Genua's zu befreyen; da denn bald darauf die Luſt ſich ſelbſt zu regieren auf die Nord-Amerikaniſchen Colonien überging und, als es dort ſo wohl gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu beſtehen nicht ermüdete.

Dank ſey daher im Allgemeinen dem Verfaſſer, daß er uns eine unmittelbar an die

Gegenwart gränzende Epoche ſo klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite beſonders, daß er meine frühſten Jugenderinnerungen wieder aufgefriſcht. Denn das iſt, bey manchem Entbehren, der große Vortheil des hohen Alters, ſich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beynahe als perſönlich gegenwärtig anzuſchauen.

Für Freunde der Tonkunſt,

von Friedrich Rochlitz, erſter Band. Leipzig 1824.

Wohlwollende Leſer geben mir ſchon lange zu, daß ich, anſtatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß ausſpreche, den ſie auf mich haben mochten. Und im Grund iſt dies doch das Urtheil aller Leſenden, wenn ſie auch ihre Meynung und Geſinnung dem Publicum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem

Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indeſſen der Jüngere wißbedürftige daran ſeine Kenntniſſe mit Erbauung vermehrt; der Eine wird gerührt, wo der Andere kalt bleibt, deshalb iſt die Aufnahme eines Werks ſo ſehr verſchieden.

Bey dem obgenannten hatte ich mich beſonders zu erfreuen, und zwar will ich zuförderſt der gemüthlich ausführlichen Darſtellung des Meſſias von Händel gedenken; ſie erregte in mir die unwiderſtehliche Sehnſucht, von dem Werke, das mich früher an die ernſteſte Tonkunſt herangeführt, ſoviel abermals zu vernehmen, daß die alten halb verklungenen Gefühle ſich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüſſe in Geiſt und Seele ſich nochmals erneuerten.

Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Muſikdirektors, durch Theilnahme von Tonkünſtlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unſchätzbaren Werkes nach vorliegender Anlei-

tung, man ſchreitet vor, man wiederholt; und ſo hoffe ich in einiger Zeit ganz wieder von Händel'ſcher Geiſtesgewalt durchdrungen zu ſeyn.

Die Biographien Hiller's und der Schmähling-Mara thaten mir ſehr wohl und veranlaßten nachſtehende Betrachtung.

Unbekannt mit der nächſten Umgebung lebt die Jugend immerfort entweder zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, oder mit Gedanken und Beſtrebungen in die Ferne gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Diesmal ward ich denn in jene Tage verſetzt, wo ich in Leipzig, in ſtudentiſchem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt, nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen taſtete.

Auch ich habe den guten Hiller beſucht, und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner heftigen,

durch keine Lehre zu beſchwichtigenden Lernbegierde ſich ſo wenig als andere zu befreunden.

Auch jene Olle Schmähling hab' ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrne Knaben höchſt vollendete Sängerin. Die Arien Sul terren piagata a morte etc. und par che di giubilo etc. aus Haſſens Helena auf dem Calvariberg weiß ich mir noch im Geiſte hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit dieſem und den übrigen anmuthig belehrenden Aufſätzen unterhalte, ſcheint mir der Mann zur Seite zu ſtehen, den ich ſchon ſo lange Jahre als freundlich theilnehmenden Mitgenoſſen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange ſich heiter und froh, wie ich mich zu dem ſeinigen, gefügt. Von der erſten Zeit an erſcheint er als rein wohlwollender Beobachter und eben dieſen Charakter gewinnen ſeine Vorträge; er ſchreitet ruhig getroſt in der Literatur ſeiner Tage daher, erwirbt die vollkommenſte Leichtigkeit des Aus-

drucks, ſagt nur was ſich ausſprechen läßt und ſpricht es gut aus; zu ſeinem größten Vortheil aber begleitet ihn überall eine einge- borne Harmonie, ein muſikaliſches Talent ent- wickelt ſich aus ſeinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt ſo, daß er ſeine ſchriftſtelleri- ſche Gabe zu Darſtellung von muſikaliſchen Er- fahrungen und Geſetzen mit Leichtigkeit benu- tzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin ſchuldig geworden, iſt kaum mehr zu ſondern, denn ſeine Wirkungen ſind ſchon in die Maſſe der Nation übergegangen, woran er ſich denn in einem höhern Alter uneigennützig mit allgemeiner Beyſtimmung vergnügen kann.

Seine heitern Productionen, die man als Blüten einer wirklichen Welt anſehen darf, ſind von Jederman gekannt und werden auch in einer neuen concentrirten Ausgabe, die un- ter dem Titel: Auswahl aus Fr. Rochlitz ſämmtlichen Schriften, Leipzig 1821 und ff. erſchien, ſeinen Freunden abermals in die Hände

gegeben und jüngeren Leſern als liebenswürdige neue Gabe geboten.

Hier enthalt' ich mich nun nicht, einer der wunderſamſten Productionen zu gedenken, die ſich vielleicht je, man darf wohl ſagen ereignet haben. Es iſt das Tagebuch der Schlacht bey Leipzig, wo die beyden Talente des Verfaſſers als Schriftſtellers und Tonkünſtlers vereint hervortreten und zugleich ſein rein ruhiger, zuſammengenommener Charakter ſich bewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerkend geſchäftig, obgleich beängſtigt, ſich gar löblich hervorthut.

Das Bedürfniß unſeres Freundes, Ereigniſſe zu beobachten, ſeine Gedanken durch Schrift, ſeine Empfindungen muſikaliſch auszudrücken, wird uns dadurch erhalten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbewußte, Deſultoriſche der überdrängteſten Augenblicke — von gefahrvoller Beobachtung kaum zu überlebender Momente zum Flügel, um das Herz zu erleichtern,

zum Pult, um Gedanken und Anſchauungen zu fixiren — iſt einzig; mir iſt wenigſtens nichts Aehnliches bekannt. Dieſe bewußte Bewußtloſigkeit, dieſes unvorſätzliche Betragen, dieſe bedrängte Thätigkeit, dieſe nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beſchäftigungen geſundene Selbſthülfe, wo eine im augenblicklichen bänglichen Genuß erhaſchte Wiederherſtellung ſchon genügt, um größeren Leiden mit unverlorner Selbſtſtändigkeit wieder entgegen gehen zu können — alles dieſes iſt ein Document für künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzig's und der Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutſchen nach langem Druck ſich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir beſonders war dieſes Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denſelbigen Stunden noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängſtlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geſchäften nachging, oder vielmehr im Theatergeſchäft den

Epilog zu Eſſex ſchrieb, in welchem die merkwürdigen prophetiſchen Worte vorkommen:

Der Menſch erfährt, er ſey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!

Junger Feldjäger, in franzöſiſchen und engliſchen Dienſten, während des Spaniſch-Portugieſiſchen Kriegs von 1806 bis 1816.

J. C. M., Sohn eines würdigen Pfarrers im Weimariſchen, ein gutmüthiger aber unruhiger, ja wilder Knabe, von lebhaften Geiſtesfähigkeiten, wird von ſeiner Mutter, (den Vater hat er in früher Jugend verloren) für die väterliche Laufbahn beſtimmt. Der Tod derſelben ſetzt ſeinen wiſſenſchaftlichen Vorbereitungen auf dem Gymnaſium zu Weimar ein Ziel. Er erlernt die Barbierkunſt, eine gerichtliche Section verleidet ihm alle Chirurgie. Er entweicht aus dem Hauſe ſeines Lehrherrn und läßt ſich im Jahr 1806 in Erfurt unter

das franzöſiſche Militair aufnehmen. Marſchirt durch die Niederlande nach Boulogne, zurück nach Mecheln. Aufenthalt in Frankreich. Angenehmer Aufenthalt bey einer Edeldame, zu St. Mier. Fahnenweihe in Villefranche. Gascogne. Bayonne.

Einmarſch in Spanien (1808). Kann wegen Kraftloſigkeit der Armee nicht folgen, bleibt zurück; verirrt ſich und hat deshalb, in Geſellſchaft zweyer Kameraden, lebensgefährliche Abenteuer zu beſtehen. Stäbchen der Alkalden und ihre Wunderkraft. Ankunft in Madrid. Treffen bey Meya. Gefecht vor Valencia. Rückzug über Madrid bis Miranda. Ankunft der großen Armee. Geht mit derſelben vorwärts. Treffen bey Burgos. Valladolid. Muſterung. Treffen bey Benavente. Verfolgung der Feinde bis Corunna 1809. Die Spanier überfallen das Hospital. Grauſamkeit derſelben.

Leon. Rückmarſch bis Medina de Rio ſecco. Valderas. Streifzüge gegen die Gue-

rillas. Abenteuer. Marſch nach Sagunt. Schlacht bey Alma de Tormes. Zerſtörung des Inquiſitionsgebäudes zu Valladolid. Vorfälle während der Belagerung von Rodrigo. Aufenthalt im Hospital zu Salamanca. Grauſamkeit der Krankenwärter.

Eroberung von Almeida 1810. Treffen bey Buſſaco. Langes Verweilen am Tajo unfern Liſſabon. Rückzug nach Spanien (1811). Almeida von den Engländern belagert. Heimlicher Abzug der darin liegenden franzöſiſchen Beſatzung und Sprengen der Wälle. Er wird gefangen genommen. Behandlung und Abenteuer während ſeiner Gefangenſchaft. Er nimmt engliſche Kriegsdienſte.

Einſchiffung und Fahrt nach England, Aufenthalt daſelbſt. Abfahrt. Sturm. Gibraltar. Malta. Aufenthalt daſelbſt. Verſetzung nach Sicilien 1812. Meſſina. Charakterzüge von Sicilianern. Palermo. Abfahrt nach Spanien.

Alicante. Franzöſiſcher Ueberfall. Tibi. Die Calabreſen. Zurückgeſchlagener Ueberfall der Franzoſen. Vorrücken nach Valencia. Ueberfall von Tarragona. Rückzug. Einſchiffung auf einem Cavalerie-Schiff. Einſchiffung der Pferde. Gefahr auf dem Meere. Port Mahon. Sicilien. Engliſche Kriegszucht. Lebensgefahr bey'm Baden.

Matroſenſtrafen. Palermo. Einbruch in das Geldmagazin. Das Campo ſanto. Diebſtähle. Brand einer Fregatte. Nachſucht der Sicilianer. Man ſpielt Liebhaber-Comödien. Geiſterbeſchwörung. Weiberverkauf. Feſt der heiligen Roſalie. Fahrt nach Milazzo. Stromboli. Landung in Neapel.

Einzug des Königs in Neapel (1815). Veſuv und andere Sehenswürdigkeiten bey Neapel. Fahrt nach Genua. Gaeta. Galeerenſclaven. Unglück eines engliſchen Kochs. Hochzeit. Der Pfaff auf dem Faſſe. Einſchiffung (1816) und Sturm. Gibraltar. Portsmouth. Quarantaine. Matroſenſtreit.

Abfahrt nach Deutſchland. Landung in Embden. Reiſe nach der Heimat. Ankunft in Weimar.

Leichtſinnig war dieſe kriegeriſche Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und ſo findet man auch den Verlauf derſelben leicht und froh niedergeſchrieben. Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder, das Büchlein macht daher einen ſehr angenehmen Eindruck.

Unſer Feldjäger iſt eine von Haus aus gute Natur, mit allem was kommt findet er ſich ab, iſt gehorſam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein Bischen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde ſich einen ſolchen Kameraden wünſchen.

Nun aber ſagen wir, ohne Furcht miß- verſtanden zu werden: das Verdienſt eines geregelten Reiſenden und ſeiner Mittheilungen wiſſen wir nach dem ganzen Werthe zu ſchätzen; aber ein ſolcher Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkühr Statt findet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerſte Nothwendigkeit gebietet, dieſer hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa, nach einem wohl durchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung, Freude zu erwarten, kein bedeutender Gewinn für's Leben iſt zu hoffen, denn alles was im nothgedrungenen Augenblick erhaſcht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren und im Hintergrunde zeigen ſich, gegen geringen Vortheil, Mühſale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod.

Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem ſeiner Theile ein friſches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden ſtellt.

Die Nachbildung eines ſolchen unberechenbar wechſelnden Zuſtandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Intereſſe, daß der geringſte Soldat weite Landſtriche als Fremdeſter kreuz und quer heimſuchend, durch ſein Quartierbillet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerſte der Wohnungen, in die tiefſten Verhältniſſe verſchloſſener Häuslichkeit eingeführt wird, wie denn an Gegenſätzen ſolcher Scenen auch in dieſem Decurs kein Mangel iſt.

Das Vergangene wie das Entfernte mag ich mir nicht lieber heraufrufen als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeiten. Das Augenblickliche was wir von öffentlichen Dingen, doch nur im Allgemeinen und oft auf's Unſicherſte, durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erſt wahrhaft hiſtoriſch und anſchaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Menſch von wichtigen Vorfällen Zeugniß giebt, denen er, nicht etwa aus Neugier oder Abſicht,

ſondern gedrungen durch unwiderſtehliche Nothwendigkeit beywohnte.

Auch unſern Geſellen ergreift Napoleon, als er die Truppen vor Valladolid muſtert, bey'm Knopf und fragt ihn aus; auch dieſer Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Mürat, auch er tödtete und wüſtete den 2ten May 1808 in der empörten Hauptſtadt, nahm in Aranjuez in dem zerſtörten Pallaſt des Friedensfürſten Quartier, litt von behenden Guerillas, ſchmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beynahe im grauſamen unverdienten Gefängniß. Dafür wird ihm aber auch erwünſchte Genugthuung; ihm iſt vergönnt die Eingeweide des Inquiſitions-Gebäudes zu Valladolid zerſtören zu helfen und den Mordpalaſt brennen zu ſehen, nicht ohne Verdacht mit ſeinen Geſellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Indem ich nun unter dieſem Leſen und Betrachten die Spaniſch-portugieſiſche Landcharte mehr, als je geſchehen, ſtudierte und mir von dem

verwickelten, zerſchnittenen Kriegsſchauplatz einen deutlichen Begriff zu machen ſuchte, ſo ahnete ich nicht, daß dieſes Bemühen eine Vorarbeit ſeyn ſollte wodurch ich mir höheren Genuß und weiteren Ueberblick bereitete. Dieſe ſind mir nun ganz unerwartet zugetheilt worden, durch ein Werk von welchem ich wenigſtens allgemeine Anzeige zu thun getrieben bin.

Don Alonzo, ou L'Espagne, Histoire contemporaine par N. — A. de Salvandy. IV Tomes Paris 1824.

Ein merkwürdig hiſtoriſcher Roman! — Dieſe Art Schriften ſtanden ſonſt nicht im beſten Ruf, weil ſie gewöhnlich die Geſchichte in Fabel verwandelten, und unſere hiſtoriſche, mühſam erworbene, reine Anſchauung durch eine irrgeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben, man ſucht der

Geſchichte nicht ſowohl durch Fictionen, als durch die Kraft dichteriſchen Bildens und Darſtellens, zu Hülfe zu kommen, und ſie dadurch erſt recht in's Leben einzuführen. Dieſes iſt nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptfiguren auftreten, ſie durchaus rein hiſtoriſch portraitirt ihrem Charakter gemäß handeln läßt; die Geſtalten der Umgebung ſodann nicht ſo wohl erfindet als zeitgemäß zu bilden verſteht, ſo daß die ſittlichen Eigenſchaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen ſymboliſirt, dieſe aber durch allen Verlauf und Wechſel ſo durchgehalten werden, daß eine große lebendige Maſſe von Wirklichkeiten ſich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meiſter in dieſem Fache; er benutzte den Vortheil bedeutende, aber wenig bekannte Gegenden, halbverſchollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunſtreich aufzuſtellen, und ſo ſeinen kleinen halb

wahren Welten Intereſſe und Beyfall zu verſchaffen.

Der nun auftretende Gallier iſt ſchon kühner, er webt und wirkt in den neueſten Zeiten. Wenn er alſo nahmhafte Perſonen portraitirt, ſo kann ihm die Tagsgeſchichte gleich nachkommen, und was die erfundenen betrifft, ſo laſſen ſich dieſe auch an der Gegenwart prüfen: denn wie unſere Zeitgenoſſen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch wohl Begriff.

Ein ſo großes Werk wie Alonzo ſeinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine ſehr ſchwierige Arbeit, die unſeres Amts nicht iſt; früher oder ſpäter, im Original oder Ueberſetzung, wird das Werck allgemein geleſen werden. Wie reich ſein Inhalt ſeyn müſſe, ergiebt ſich aus folgendem Verzeichniß der von vornherein handelnden Perſonen, das um ſo nöthiger iſt als im gedrängten Gange des Werks dieſe Geſtalten öfters wiederkommen und ſich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerkſames wie-

derholtes Leſen uns eine deutliche Vorſtellung von den wechſelſeitigen Einwirkungen verſchaffen kann. Daher wird jeder Leſer gern, wie der Zuſchauer eines perſonenreichen Schauſpiels, dieſen Anmelde-Zettel öfters zu Rathe ziehen.

Alonzo.

Historiſcher Roman.

Personen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzose, Reisender, tritt 1820 an der Westseite über die spanische Gränze.

Don Geronimo, Alcade von Urdax, zugleich Wirth einer geringen Herberge.

Donna Uraka, dessen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studirender.

Francisco di Paula, jüngerer Sohn, zum geistlichen Stande bestimmt; einstweilen Hausknecht.

Pajita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichte.

Pater Procurator, ein Dominicaner.

Antonio, Vetturin, Liebhaber der Pajita.

Unbekannter, geheimniſsvoll.

Intendant eingezogner Güter.

Constitutioneller General, Bruder von Donna Uraka, Vater von Pajita.

Mdme Hiriart, Wirthin zu Ainhoa.

Personen des Manuscripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Carl III. beginnet 1788.

Don Louis, entlaſsner Offizier.

Donna Leonor, dessen Gemalin.

Alonzo.
Maria de las Angustias, nachher vermälte Marquise von C.
Pablo.
} Kinder.

Fray Isidoro, Inquisidor von Mexico.

Carl IV., König von Spanien.

Maria Louise, Königin von Spanien.

Prinz von Asturien, Sohn und Thronfolger.

Godoy, Herzog von Alcudia, Frie-

densfürst, Günstling, Beherrscher des Reichs.

Enriquez, sonst berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.

Antonio, Vetturin, Grazioso. Siehe oben in der Einleitung.

Fray Aparicio, junger Pfaffe, dessen Bruder.

Commissarius zu Salamanca, Hauswirth des studirenden Alonzo.

Donna Engrazia, Hauswirthin.

Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.

Mariana, Dienstmagd.

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluſs.

Don Juan, Herzog von L. vormals als Baron von R., Gouverneur von Havanna.

Don Carlos, sein ältester Sohn, Gardeoffizier, Ritter der Puerta del Sol.

Don Jayme T., vornehmer Wüstling, Bruder des Don Carlos.

Der Graf von D.

Donna Matea, seine Gemalin.

Aldouza, ihre Tochter.

Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Cadix.

Ines, ihre Kammerfrau.

Margarita, ihr Kammermädchen.

Don Osorio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von L.

Der Graf v. X., Günstling des Günstlings.

Sor Maria de los Dolores, Aebtissin, Wittwe des Bruders vom Marquis von C.

Conducteur eines Fuhrwerks.

Hidalgo di Xativa, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Oestreich gegen die Bourbons gesinnt.

Don Lope, geheimniſsvoller Offizier, des Prinzen von Asturien Jugendgenosse, eingeengt mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in America belohnt.

Der Prälat Isidoro. Siehe oben.

Hiemit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des erſten Theils gelangt; indeſſen ſind die Hauptperſonen doch ſchon eingeleitet. Wir verlaſſen unſeren Helden in dem Augenblicke da er nach Amerika in eine ehrenvolle Verbannung geſendet wird. Auf dieſem Schauplatz der neuen Welt treten neue Perſonen auf, mit denen ſich der Theilnehmer ſchon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, ſo findet er ſich in bekannter Umgebung.

Zu eigener Aushülfe übernahmen wir die Bemühung vorſtehendes Verzeichniß auszuzle-

hen, um die Schwierigkeiten, auf die man beym Leſen des Werks geräth, überwindlicher zu machen; ſie beſtehen aber darin, daß vier Perſonen was ihnen begegnet iſt erzählen: der Reiſende, der Verfaſſer des Manuſcripts von Ainhoa, ein Einſiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle ſprechen in der erſten Perſon, wodurch denn der Verfaſſer freylich den großen Vortheil hat, ſie als gegenwärtig bey allen Ereigniſſen auftreten zu laſſen; wie wir denn vom Tode Carl des III. 1788 an bis auf den nächſt heutigen Tag, durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortſchritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Dieſe Erzählungen werden uns aber nicht etwa hintereinander —, ſondern übereinander geſchoben vorgelegt, worin wir uns denn zu finden und uns deſto aufmerkſamer beym Leſen zu benehmen haben.

Hat man ſich nun in das Geſchichtliche gefunden, ſo muß man den Vortrag des Verfaſſers bewundern und zugleich ſeine freye Ue-

berſicht über die laufenden Welthändel mit Beyfall begrüßen. Wir ſehen wie er, als Dichter und Redner, einen jeden für ſeine Partey und wider die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt, und mithin die Darſtellung der wild-widerſprechenden Geiſter, woraus denn die vielleicht nicht zu ſchlichtende Verwirrung entſpringt, zuletzt redlich vollendet. So wird z. B. Anfangs von Jederman auf Napoleon geſcholten und das Allerſchlimmſte über ihn ausgeſprochen: wie er aber perſönlich auftritt, ein Gefecht einleitet und durchführt, erſcheint er als Fürſt und Heerführer zum Günſtigſten.

Daß bey dem Hervortreten eines ſolchen Werkes die franzöſiſchen Journale nicht ſchweigen konnten, läßt ſich denken; der Conſtitutionel rühmt es unbedingt, das Journal des Debats ergreift eine, der mißwollenden Kritik nicht fremde, Manier den Autor herabzuwürdigen: denn es fordert von dem, der eine ſolche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmög-

liche Eigenſchaften, verſichert das Werk ſey ſchlecht, weil es dieſe Bedingungen nicht erfülle; im Einzelnen ſey es lobenswürdig, das Ganze aber müſſe caſſirt und umgeſchrieben werden.

Nachdem aber nun der Rezenſent eine ganze Strecke vorwärts geſchritten, ſo wird er zuletzt wie Bileam ſeinen Fluch mit Segnungen abzuſchließen vom guten Geiſte genöthigt; wir theilen die merkwürdige Stelle und zwar im Grundtexte mit, da, wie uns ein Verſuch belehrt hat, die ſorgfältigſte Ueberſetzung ſich nicht der Klarheit und Entſchiedenheit des Originals bemächtigen könnte.

Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connois pas qui offre une peinture plus vraie des moeurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays, et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe.

M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignemens précieux sur quelques parties des grands débats qui ont eu lieu dans la Péninsule; il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les développer et à les juger.

Ein ſolches Zeugniß, das der Parteyſchriftſteller einem von der Gegenſeite zu ertheilen genöthigt iſt, finden wir freylich aller Ehren werth und acceptiren es aufs Höflichſte, doch ſagen wir zugleich: ſo ſchön und bedeutend auch die zugeſtandenen Eigenſchaften ſind, ſo hat der Mann doch das Beſte vergeſſen, denjenigen

Vorzug worauf die übrigen alle beruhen. Er überſieht nämlich

die Pietät,

die man freylich nicht in den Handlungen der aufgeführten Perſonen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüth und Geiſte des Verfaſſers zu ſuchen hat.

Pietät, ein im Deutſchen bis jetzt jungfräulich keuſches Wort, da es unſre Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweiſe bey Seite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, ſagt ein edler Vorfahr und geſteht ihr zu, ſie ſey Fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns diesmal herauszulaſſen, verbeut uns Tag und Platz, deshalb ſagen wir nur kürzlich ſoviel:

Wenn gewiſſe Erſcheinungen an der menſchlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radicalem Böſen, eine Erbſünde zuzuſchreiben,

ſo fordern andere Manifeſtationen derſelben: ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Rechtlichkeit und beſonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugeſtehen. Dieſen Quellpunct, wenn er, im Menſchen cultivirt, zur Thätigkeit, ins Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt ſie ſich von Eltern zu Kindern, ſchwächer von Kindern zu Eltern; ſie verbreitet ihre ſegensvolle Einwirkung von Geſchwiſtern über Bluts-Stammes- und Landesverwandte, erweiſt ſich wirkſam gegen Fürſten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere und ſomit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; ſie umfaßt alles und indem ihr die Welt gehört, wendet ſie ihr Letztes, Beſtes dem Himmel zu; ſie allein hält der Egoiſterey das Gegenwicht, ſie würde, wenn ſie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menſchen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen ſie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank

liegt. Schon ſagten wir zuviel und würden bey der größten Ausführlichkeit immer nur zu wenig ſagen; deswegen zeuge der Verfaſſer mit kurzen Worten für ſich ſelbſt:

La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui aggrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

Und wäre nicht dieſe heilige Gnade Gottes und der Natur in unſerm Freunde durchdringend lebendig, wie ſollte er als Jüngling zu dem höchſten Reſultat der Lebensweisheit gelangt ſeyn, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erſtaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgeſprochen fanden. Möge ſie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüth mit ſeinem Zuſtande verſöhnen.

Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos voeux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.

Boiſſeréeſche Kunſtleiſtungen.

Der zu Stuttgard erſcheinenden Steindrücke von Herrn Strixner nach Alt-Nieder- und Oberteutſchen Gemälden aus der Sammlung der Herren Boiſſerée und Bertram iſt in dieſen unſern Blättern ſchon mehrmals und zuletzt im zweyten Stück des vierten Bandes Erwähnung geſchehen. Unter-

deſſen ſind wieder vier neue Lieferungen Nr. 6 — 10. jede zu drey Blättern, dieſes an Sorgfalt und Zierlichkeit der Ausführung allen andern vorzuziehenden lithographiſchen Werkes ausgegeben worden; ſie enthalten zuſammen vier Blätter nach Gemälden des Meiſter Wilhelm von Cöln, der, wie geglaubt wird, auch das bekannte große Bild von der Anbetung der Könige in der Domkirche ſeiner Vaterſtadt, etwa um den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts verfertigt hat, und zwey Blätter nach Gemälden des Johann Hemmling, Schüler von Johann van Eyck.

Angelegentlich iſt zu wünſchen, daß über den genannten Meiſter Wilhelm von Köln ſich beſtimmtere hiſtoriſche Nachrichten, wo und wann er gelebt, wer ihn die Kunſt gelehrt und wem er ſolche mitgetheilt, finden möchten, weil außerdem, ein dunkler, nicht aufzuklärender Punct in der Kunſtgeſchichte bleibt, und man über das allmählige Fortſchreiten der Malerey ſich in unangenehme Zweifel verwickelt

ſieht. Zwey von den Gemälden dieſes Meiſter Wilhelm, von denen die Kunſtliebhaber in der 9ten Lieferung lithographiſche Abbildungen finden, enthalten jedes drey ſtehende Figuren von Heiligen; die beyden andern jedes zwey, ebenfalls ſtehende Figuren, das eine zwey Apoſtel, das andere zwey Heilige auf vergoldeten Grund gemalt. Alle Köpfe ſind der Natur treu und mit Meiſterſchaft nachgebildet. Sie weichen an Geiſt und Lebendigkeit kaum den Werken der beſten Meiſter; in Wohlgeſtalt und richtigem Verhältniß der Theile ſind ſie denen vom van Eyck und Hemmling noch vorzuziehen; die Beleuchtung iſt kräftig und worüber man ſich am meiſten wundern muß, dieſer alte Maler zeigt einen deutlichen Begriff von den Maſſen, denn er hat ſolche in ſeinen zierlich gelegten, in gutem Geſchmack gezeichneten, keineswegs hartgebrochenen Gewändern ſorgfältig in Acht genommen und übertrifft auch hierin den van Eyck, ſo wie den Hemmling.

Der Perſpective war er nicht kundig, es offenbart ſich ſolches genugſam aus den falſch-gezogenen Linien der Architektur; hingegen ſind einzelne regelmäßige Körper ganz richtig gezeichnet, z. B. das Buch, welches Sanct Matthäus in der Hand hält, folglich mit aufmerkſamem Fleiß der Natur nachgebildet.

Eins von den beyden Blättern nach Hemmling's Gemälden ſtellt die Geburt Chriſti, das andere die Ausgießung des heiligen Geiſtes dar.

In der Ruine eines ehemals anſehnlichen Gebäudes, jetzt nothdürftig mit Stroh gedeckt und zum Stall eingerichtet, kniet die heilige Mutter vor dem neugebornen, auf dem ausgebreiteten Saum ihres Mantels an der Erde liegenden Chriſtkinde und betrachtet daſſelbe mit freudigem Erſtaunen; zwey Engel beten an und St. Joſeph tritt eben hinzu, ein Lichtſtümpfchen in der Hand haltend, welches er vor Auslöſchen zu ſichern bemüht iſt.

In der Darſtellung vom Pfingſtfeſt ſitzt die heilige Mutter in der Mitte eines Zimmers und auf ihren Knieen liegt ein offenes Buch, in welchem ſie geleſen zu haben ſcheint. Ueber ihr ſchwebt im Strahlenglanz die Taube, und Maria, die Nähe des Heiligen fühlend, legt andächtig ihre Hände zuſammen, während die ſie umgebenden Jünger begeiſtert Hände und Blicke anbetend zur Erſcheinung erheben; einige haben ſich auf die Kniee niedergeworfen. Im Betrachten der Gebärde, ſo wie der Anlage des Gewandes an dem Apoſtel, welcher zunächſt vorn im Bilde mit ausgebreiteten Armen kniet, wird man ſich der Vermuthung ſchwerlich enthalten können: dem Hemmling ſeyen die Werke des Raphael nicht unbekannt geweſen. Wenn aber nun dieſes gegründet wäre, ſo müßte er ſpäter als gewöhnlich angenommen wird gelebt haben. Sein großes Verdienſt beſteht im Colorit, worin er ganz vorzüglich und unſtreitig einer der größten Meiſter iſt; ferner in der Ausführung ſeiner mei-

ſtens kleinen Gemälde, welche er mit bewun=
dernswürdiger Nettigkeit in allen Theilen zu
vollenden weiß, ohne daß durch den ſehr gro=
ßen Aufwand von Fleiß dem Geiſtreichen, Aus=
drucksvollen Abbruch geſchieht. Die Gewänder
in Hemmling's Bildern ſind meiſtens von
zierlichem Wurf, haben aber zu häufig eckig
gebrochene Falten. Wider perſpectiviſche Re=
geln, Zeichnung und Proportionen verſtößt er
gar oft, pflegt aber in die Köpfe richtigen be=
lebten Ausdruck zu legen; große Mannigfal=
tigkeit haben dieſelben zwar nicht, zuweilen
aber viel Wohlgeſtalt und Adel, wie denn der
Madonnen=Kopf in dem erwähnten Pfingſtfeſt
von dieſer Seite allerdings ſchätzbar iſt.

Haben wir der gelungenen lithographiſchen
Behandlung der Blätter dieſes Werkes ſchon
in früheren Anzeigen gerechtes Lob ertheilt, ſo
fordern nun auch die gegegenwärtigen Lieferun=
gen zur Wiederholung deſſelben auf; ſie laſſen
vergeſſen, daß die lithographiſche Kunſt vor
kurzem noch im Werden war, mit Unzuläng=

lichkeiten behaftet, welche überſehen ſeyn woll-
ten. Herr Strixner hat in mehreren der
frühern Blätter und in denen der ſo eben an-
gezeigten Hefte ohne Ausnahme die Forderun-
gen erfüllt, welche gemacht werden dürfen an
den der unternimmt, Gemälde auf Metall,
Holz oder Steine nachzubilden und die Nach-
bildung durch Abdruck zu vervielfältigen. Die
Blätter, ſo nach Meiſter Wilhelm's Bildern,
wie nach denen des Hemmling, ſind durch-
gängig ehrenwerth. Der Vorbilder Eigen-
thümlichkeit, ihre Fehler und Verdienſte ſind
mit Fleiß und Kunſtverſtand treulich übertra-
gen. Auch in Hinſicht auf Deutlichkeit und
auf kräftige Schatten befriedigen ſie durchaus;
leiſten mit einem Wort eben ſoviel als Zeich-
nungen mit ſchwarzer Kreide nur immer leiſten
können.

Das Unternehmen des Hrn. Sulpiz
Boiſſerée: Anſichten, Riſſe und ein-

zelne Theile des Doms von Köln, mit Ergänzungen nach dem Entwurf des Meiſters u. ſ. w. herausgegeben, ein Unternehmen, deſſen allmäligen Fortſchritten wir ſeit einer Reihe von Jahren mit anhaltender Theilnahme gefolgt ſind, iſt nun zur endlichen Reife gediehen und das geſammte Publicum der Kunſtliebhaber im Stande über das Werk zu urtheilen und ſich an demſelben zu erfreuen, indem die erſte und zweyte Lieferung nebſt einem Theil des Texts zu Stuttgard in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung würklich erſchienen ſind. Ihre Ausſtattung an herrlichem Papier und ſchönem Druck iſt außerordentlich, faſt an Verſchwendung gränzend, aber dem redlichen, nicht Mühe, nicht Aufwand ſchonenden, durch das Ganze herrſchenden Ernſt, dem auf die Ausführung verwendeten Geſchmack und Kunſtfleiß angemeſſen. So iſt auch die auf die Abdrücke von den Kupfertafeln und auf Ausmalung des einen, bunte Glasfenſter darſtellenden Blatts verwendete Sorgfalt unbedingten Lobes werth.

Wir behalten uns vor von dem ganzen Werk, welches überhaupt aus fünf, zuſammen 20 Kupfertafeln enthaltenden Lieferungen beſtehen ſoll, umſtändlicher zu berichten, weil man hoffen darf, die noch zu erwartenden Lieferungen bald nachfolgen zu ſehen.

Die vorliegenden beyden erſten beſtehen zuſammen aus acht großen Kupferblättern, von ſechs derſelben iſt bereits im erſten Stück des vierten Bandes Seite 169 u. f. vorläufig gehandelt worden. Das Eine der neuſten ſtellt einzeln gezeichnete Theile der äußern Architektur des Domgebäudes nach größerm Maßſtab dar. Aierordt nennt ſich der geſchickte Zeichner; Leisnier, Gigant und Reville die wackern Kupferſtecher, welche mit Grabſtichel und Radirnadel daran gearbeitet haben. Das Andere dieſer Blätter giebt die äußere Seiten-Anſicht der ganzen Kirche, in dem Zuſtand in welchem ſie die erſten Bauleute verlaſſen haben, den fertig gewordenen Chor, die nur zu mäßiger Höhe gediehene äußere Seitenwand des

Schiffs und des noch nicht bis zur Hälfte der projectirten Höhe aufgeführten Thurms.

Um uns aber alles dieſes ungeſtört ſehen zu laſſen, hat man ſich der unſchuldig-glücklichen Fiction bedient den Augenblick darzuſtellen, wo die Arbeit zuletzt noch im Gange iſt. Dieſes zu erreichen mußte man alles An- und Aufgebaute wegnehmen und auf dieſe Weiſe erhalten wir einen reinen Begriff wie weit man mit dem großen Unternehmen gekommen, das uns ſchon durch vollkommenen Grundriß und möglichſt kritiſch reſtaurirten Aufriß genugſam bekannt geworden. Das Blatt iſt von Angelo Quaglio vortrefflich gezeichnet, von Darnſtädt kräftig und charakteriſtiſch geſtochen.

Ungern ſcheiden wir von der Betrachtung dieſes unerſchöpflichen Werkes, beſonders hätten wir von dem Texte Rechenſchaft zu geben gewünſcht, in welchem Herr Dr. Sulpitz

Boiſſerée ſeine durchdachten gründlichen Anſichten der chriſtkirchlichen Bauart bey Gelegenheit dieſes Muſterbaues eröffnet; wie wir denn ſchon vor einigen Jahren das Manuſcript auszuziehen angefangen. Denn hier iſt hauptſächlich darum zu thun, daß wir uns belehren, wie derjenige der ſein Leben auf eine ſolche Angelegenheit verwendet, ſelbſt davon denke und was er aus langen Erfahrniſſen für Folgerungen gezogen, bey welchem Abſchluß endlich er zu verharren ſich genöthigt geſehen.

Da uns jedoch zu unſerer Abſicht Zeit und Gelegenheit gebricht, ſo iſt es deſto angenehmer, daß die aufgeregte Theilnahme, deren ſich das deutſche Werk in Paris erfreut, durch einen trefflichen Mann Raoul-Rochette kund gethan und das was der beharrliche Unternehmer ſich vorgenommen und wie er es geleiſtet hat, klar und deutlich ausgeſprochen worden. Wir lenken daher mit Vergnügen die Aufmerſamkeit unſerer Leſer auf Nr. 198. der Beylagen zur allgemeinen Zeitung von 1823,

wo das äußere Verdienſt, und der innere Gehalt des unſchätzbaren Werks auf eine geiſtreiche Weiſe dem Theilnehmenden entgegengebracht werden.

Es iſt ein artiger heiterer Zufall, daß in dem Augenblick da wir von dem tüchtigſten großartigſten Werk, das vielleicht je mit folgerechtem Kunſtverſtand auf Erden gegründet worden, dem Dom zu Cöln geſprochen, wir ſogleich des leichteſten, flüchtigſten, augenblicklichſt vorüberrauſchenden Erzeugniſſes einer frohen Laune, des Carnevals von Cöln, mit einigen Worten zu gedenken veranlaßt ſind.

Warum man aber doch von beyden zugleich reden darf, iſt daß jedes, ſich ſelbſt gleich, ſich in ſeinem Charakter organiſch abſchließt, ungeheuer und winzig, wenn man will; wie Elephant und Ameiſe, beyde lebendige Weſen und in dieſem Sinne neben einander zu betrachten,

als Maſſe ſich in die Luft erhebend, als Beweglichkeit an dem Fuße wimmelud.

In den ältern Zeiten waren ſolche Volksfeſte auch in Cöln herkömmlich; ſie mögen dem Schönbartlaufen der mittägigen deutſchen Städte ſich gleichgehalten haben. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit der franzöſiſchen Invaſion, verlor ſich mit der Geiſtesfreyheit auch Luſt und Scherz, ſodann aber im Jahr 1823 regte ſich das neckiſche Leben wieder. Hierauf trat eine Geſellſchaft heiter-verſtändiger Männer zuſammen, welche durch die läßliche Fiction, daß die Königin Venetia, geneigt auch einmal auswärts nach einem Spaße ſich umzuſehn, dem König Carneval zu Cöln einen Beſuch abſtatten werde, gar ſchickliche Einleitung fand, worauf denn alles ſorgfältig vorbereitet und zuletzt muſterhaft ausgeführt wurde.

Sehr treffend war der Gedanke alles in drey Tage und eigentlich auf einen zu concen-

triren. Dergleichen rauſchartige Freuden müſſen auch als ein leichter Rauſch vorüber gehen.

Durch freundliche Mittheilung iſt uns genauſte Kenntniß dieſes merkwürdigen Ereigniſſes geworden und wir hoffen zu guter Stunde davon ausführliche Darſtellung zu geben; denn merkwürdig iſt's auf alle Fälle, daß in den jetzigen Tagen ein ſolcher Humor ſich hervorthut, den man geiſtreich, frey, ſinnig und gemäßigt nennen kann. Alle Mitwirkende ſind zu bewundern, die erſten Unternehmer, die Beytretenden, die Einſtimmenden und Zuſchauenden; alle Hochachtung verdienen die Civil- und Militair-Behörden, welche mit freyſinniger Würde die Sache geſchehen ließen, Ordnung und Zucht von Ihrer Seite befördernd, ſo daß dieſes ganze excentriſche Unternehmen mit ungewöhnlicher Wichtigkeit, Ernſthaftigkeit und Pracht begangen werden konnte. Der Gedanke, die Einholung und Verlobung der Prinzeſſin Venetia mit dem König Carneval zu begehen, hatte ſich aller Köpfe be-

mächtigt, die Reiſeroute der fahrenden Prinzeſſin war ein wichtiger Zeitungsartikel geworden, Programm und Gedichte hatten die Einbildungskraft in gemeſſener Folge genährt und man glaubte in der That zuletzt ſelbſt an die Zauberdame, welche ſogar die öffentlichen Behörden nicht verläugneten. Endlich erſchien ſie mit großem Gefolge, und ward ſammt ihrem edlen Freunde in verſchiedenen Aufzügen aufs Anſtändigſte und mit würdigem Ernſt zu Aller Freude wirklich öffentlich ſichtbar.

Von dem ſittlich-äſthetiſchen Werth eines Symptoms dieſer Art mag künftig die Rede ſeyn; ſoviel aber iſt gewiß, man darf dem Fürſten Glück wünſchen unter deſſen Schutz und Schirm ſich etwas der Art ereignen konnte.

———

Das holde Thal hat schon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüth' und Blumen angefüllt,
Die Nachtigall singt immer neue Lieder
Dem Hochgefühl das ihr entgegen quillt;
Erfreue dich der gottverlieh'nen Gaben,
Froh wie Er dich erschuf will Er dich haben.

Le tre Porte del Battisterio von
Gazzini . . . . . . S. 32.
Schiller's Briefe an Goethe . — 42.
Der Tod des Kralewitſch Marko,
Serbiſch . . . . . . — 84.
Cain, von Lord Byron . . — 93.
Die drey Parias . . . . — 101.
Giotto's Abendmahl . . . — 112.
Amſler's Madonna nach Rafael u.
Thorwaldſon's Portrait . . — 118.
Maria mit dem Kinde, kleines Bild-
werk . . . . . . — 122.
Exeternſteine . . . . . — 131.
Frithiof-Saga . . . . — 139.
Biographiſche Denkmale von Varn-
hagen von Enſe . . . . — 149.
Für Freunde der Tonkunſt v. Roch-
litz . . . . . . — 154.
Junger Feldjäger in Spanien und
Portugall v. 1806—1816 . — 161.
Alonzo, hiſtoriſcher Roman . . — 169.

Boiſſeréeſche Gemälde = Sammlung in Steindruck . . . . S. 185.
Boiſſeréeſches großes Domwerk . — 191.
Cölner Carneval . . . . — 196.
Einzelnes . . . . . — 200.

Art. 127 k (5,2

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Fünften Bandes zweytes Heft.

Mit einem Kupfer.

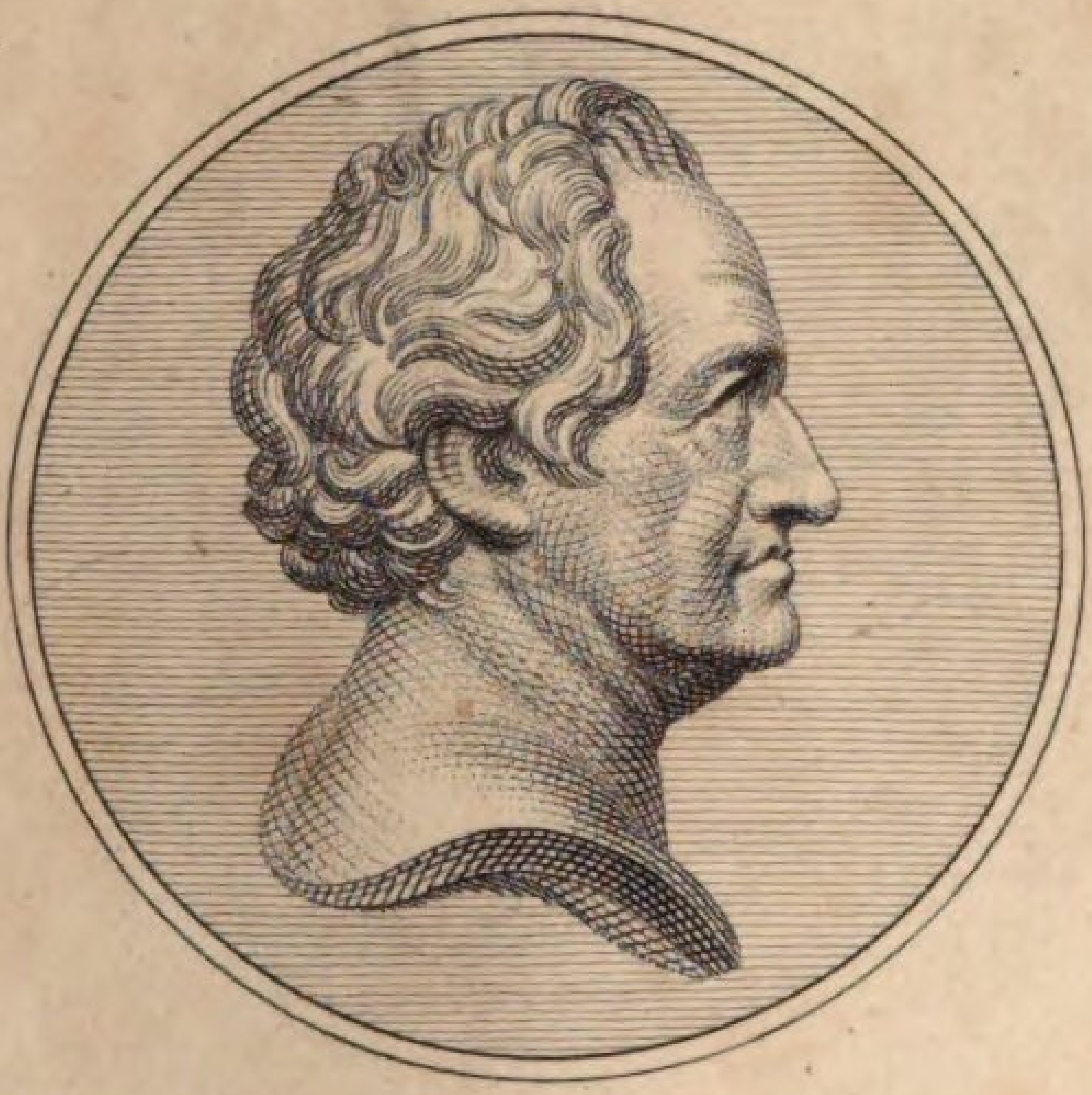
Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1825.

Inhalt.

Venetianiſche Gemälde, ältere neuere und Reſtaurationen, betrachtet 1791. . . . . . . S. 5.
Die Aufmauerung Scutari s. Serbiſches Lied, überſetzt von Grimm. — 24.
Ueber ſerbiſche Lieder.. . . — 35.
Des Prinzen Mujo Krankheit, Serbiſch. . . . . . . — 60.
Bildende Kunſt. Lithographie zu München. . . . . — 63.
Rahl, nach Fra Bartolomeo.. — 69.

Art. 127 K (5,2

Kunſt und Alterthum.



Goethe

Rauch. Bovy. Schwerdgeburth.

Ueber
Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Fünften Bandes zweytes Heft.

Mit einem Kupfer.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1825.

Nb/67/1722

Aeltere Gemälde.

Neuere Reſtaurationen in Venedig, betrachtet 1791.

Die älteſten Monumente der neuern Kunſt ſind hier in Venedig die Moſaiken und die griechiſchen Bilder; von den älteſten Moſaiken hab' ich noch nichts geſehen was mir einige Aufmerkſamkeit abgewonnen hätte.

Die altgriechiſchen Gemälde ſind in verſchiedenen Kirchen zerſtreut, die beſten befinden ſich in der Kirche der Griechen. Der Zeit nach müſſen ſie alle mit Waſſerfarbe gemalt ſeyn und nur nachher mit Oel oder einem Firniß überzogen. Man bemerkt an dieſen Bildern noch immer einen gewiſſen geerbten Kunſtbegriff und ein Tractement des Pinſels. Auch hatte man ſich gewiſſe Ideale gemacht; woher ſie

ſolche genommen wird ſich vielleicht auffinden laſſen.

Das Geſicht der Mutter Gottes, näher angeſehen, ſcheint der Kaiſerl. Familie nachgebildet zu ſeyn. Ein uraltes Bild des Kaiſers Conſtantin und ſeiner Mutter brachte mich auf dieſen Gedanken; auffallend war die Größe der Augen, die Schmäle der Naſenwurzel, daher die lange ſchmale Naſe, unten ganz fein endidigend, und ein eben ſo kleiner feiner Mund.

Der Hauptbegriff griechiſcher Malerey ruht auf der Verehrung des Bildes, auf der Heiligkeit der Tafel. Sorgfältig iſt jederzeit dabey geſchrieben was eine Figur vorſtelle. Selbſt die Mutter Gottes und das Chriſtkindchen, die man doch nicht verkennen kann, haben noch immer ihre Beyſchriften.

Man findet halbe Bilder in Lebensgröße oder nahe daran, ganze Bilder immer unter Lebensgröße, Geſchichten ganz klein, als Beywerk und Nebenſache, unter den Bildern.

Mir ſcheint daß die Griechen, mehr als die Katholiken, das Bild als Bild verehren.

Hier bliebe nun eine große Lücke auszufüllen, denn bis zum Donato Veneziano iſt ein ungeheurer Sprung, doch haben alle Künſtler bis zu Johann Bellin herauf den Begriff von der Heiligkeit der Tafel aufrecht erhalten.

Wie man anfing größere Altarbilder zu brauchen, ſo ſetzte man ſie aus mehreren Heiligenbildern zuſammen, die man, in vergoldeten Rahmen-Stäben, neben und in einander

fügte; deßwegen auch oft Schnitzer und Vergolder zugleich mit dem Maler genannt iſt.

Ferner bediente man ſich eines ſehr einfachen Kunſtgriffs, die Tafel auszufüllen; man ruckte die heiligen Figuren um einige Stufen in die Höhe, unten auf die Stufen ſetzte man muſicirende Kinder in Engelsgeſtalt, den Raum oben darüber ſuchte man mit nachgeahmter Architectur zu verzieren.

Jener Begriff erhielt ſich ſo lange als möglich: denn er war zur Religion geworden.

Unter den vielen Bildern des Johann Bellin und ſeiner Vorgänger iſt keines hiſtoriſch, und ſelbſt die Geſchichten ſind wieder zu der alten Vorſtellung zurückgeführt; da iſt allenfalls ein Heiliger der predigt, und ſo viele Gläubige die zuhören.

Die älteren hiſtoriſchen Bilder waren mit ganz kleinen Figuren. So iſt z. B. in St. Roch der Sarg, worin des Heiligen Gebeine verwahrt ſind, von den Vivarinis auf dieſe Weiſe gemalt. Selbſt die nachherige ungeheure Ausdehnung der Kunſt hat ihren Beginn von ſo kleinen Bildern genommen, wie es die Tintorettiſchen Anfänge in der Schule der Schneider bezeugen; ja ſelbſt Titian konnte nur langſam jenes religioſe Herkommen abſchütteln.

Man weiß daß derjenige der das große Altarblatt in den Fraris beſtellte, ſehr ungehalten war ſo große Figuren darauf zu erblicken.

Das ſchöne Bild auf dem Altar der Familie Paſſero iſt noch immer die Vorſtellung von Heiligen und Anbetenden.

Ueberhaupt hat ſich Titian an der alten Weiſe ganz nahe gehalten und ſie nur mit grö-ßerer Wärme und Kunſt behandelt.

Nun aber fragt ſich: wann iſt die Gewohnheit aufgekommen, daß diejenigen, welche das Bild bezahlten und widmeten, ſich auch zugleich darauf mit malen ließen?

Jeder Menſch mag gern das Andenken ſeines Daſeyns ſtiften; man kann es daher für eine Anlockung der Kirche und der Künſtler halten, andächtigen Menſchen hiedurch auch eine Art von Heiligkeit zu verleihen. Auch läßt ſich es wohl als eine bildliche Unterſchrift annehmen. So knieen ganz in der Ecke eines großen, halberhoben geſchnitzten Marienbildes die Beſteller als demüthige Zwerglein. Nach und nach wurden ſie Familienweiſe zu Hauptfiguren, und endlich erſcheinen ſogar ganze Gilden als hiſtoriſch mitfigurirend.

Die reichen Schulen gaben nun ihre breiten Wände her, die Kirchen alle Flächen, und die Bilder, die ſonſt nur in Schränkchen über den Altären ſtanden, dehnten ſich aus über alle architektoniſch-leeren Räume.

Titian hat noch ein wunderthätiges Bild gemalt, Tintoret ſchwerlich, obgleich geringere Maler zu ſolchem Glück gelangten.

Das Abendmahl des Herrn erbaute ſchon längſt die Refectorien; Paul Veroneſe faßte den glücklichen Gedanken andere fromme weitläufige Gaſtgebote auf den weiten breiten Wänden der Refectorien darzuſtellen.

Indeſſen aber die Kunſt wächſt und mit ihr die Forderungen, ſo ſieht man die Beſchränktheit der religioſen Gegenſtände. In den be-

ſten Gemälden der größten Meiſter iſt ſie am traurigſten fühlbar; was eigentlich wirkt und gewirkt wird iſt nicht zu ſehen; nur mit Neben-ſachen haben ſich die Künſtler beſchäftigt und dieſe bemächtigen ſich des Auges.

Und nun fangen erſt die Henkersknechte recht an die Hauptperſonen zu ſpielen; hier läßt ſich doch etwas nervig Nacktes anbringen, doch iſt ihr Beginnen immer Abſcheu erregend, und wenn reizende Zuſchauerinnen mit friſchen Kindern nicht noch gewiſſermaßen das Gegengewicht hielten, ſo würde man übel erbaut von Kunſt und Religion hinweggehen.

Wie Tintoret und Paul Veroneſe die ſchönen Zuſchauerinnen zu Hülfe gerufen, um die abſcheulichen Gegenſtände mit denen ſie ſich beſchäftigen mußten, nur einigermaßen ſchmackhaft zu machen, iſt bemerkenswerth. So wä-

ren mir ein Paar allerliebſte weibliche Figuren in dem Gefängniſſe unerklärlich, in welchem ein Engel dem heiligen Rochus bey Nacht erſcheint. Sollte man Mädchen eines übelen Lebens und Heilige mit andern Verbrechern zuſammen in einen Kerker geſperrt haben? Auf alle Fälle bleiben dieſe Figuren wie jetzt das Bild noch zu ſehen iſt, bey der beſſern Erhaltung, wahrſcheinlich von mehr fleißigem Farbenauftrag bewirkt, vorzüglich die Gegenſtände unſerer Aufmerkſamkeit.

Jemand behauptete, es ſeyen verlaſſene Peſtkranke; ſie ſehen aber gar nicht darnach aus.

Tintoret und Paul Veroneſe haben manchmal bey Altarblättern ſich der alten Manier wieder nähern und beſtellte Heilige auf ein Bild zuſammen malen müſſen, wahrſcheinlich die Namens-Pathen des Beſtellers; es geſchieht aber immer mit dem größten Künſtlerſinn.

Die älteſten Bilder welche mit Waſſerfarbe gemalt ſind, haben ſich zum Theil hier gut erhalten, weil ſie nicht, wie die Oelbilder, dunkler werden; auch ſcheinen ſie die Feuchtigkeit, wenn ſie nur nicht gar zu arg iſt, ziemlich zu ertragen.

Ueber die Behandlungsweiſe der Farben würde ein techniſch gewandter Maler aufklärende Betrachtungen anſtellen.

Die erſten Oelbilder haben ſich gleichfalls ſehr gut erhalten, obſchon nicht ganz ſo hell wie die Temperabilder. Als Urſache giebt man an: daß die früheren Künſtler in Wahl und Zubereitung der Farben ſehr ſorgfältig geweſen, daß ſie ſolche erſt mit Waſſer klar gerieben, ſie dann geſchlemmt und ſo aus Einem Körper mehrere Tinten gezogen; daß ſie gleichmäßig mit Reinigung der Oele verfahren und hierin weder Mühe noch Fleiß geſpart. Ferner bemerkt man,

daß ſie ihre Tafeln ſehr ſorgfältig grundirten, und zwar mit einem Kreidegrund, wie bey der Tempera; dieſer zog unter dem Malen das überflüſſige Oel an ſich und die Farbe blieb deſto reiner auf der Oberfläche ſtehen.

Dieſe Sorgfalt verminderte ſich nach und nach, ja ſie verlor ſich endlich ganz, als man größere Gemälde zu unternehmen anfing. Man mußte die Leinwand zu Hülfe nehmen, welche man nur ſchwach mit Kreide, manchmal auch nur leicht mit Leim grundirte.

Paul Veroneſe und Titian arbeiteten meiſtens mit Svelaturen; der erſte Auftrag ihrer Farben war licht, welchen ſie immer mit dunkeln durchſichtigen Tinten zudeckten, deßwegen ihre Bilder durch die Zeit eher heller als dunkler geworden ſind; obgleich die Titiani-

ſchen, durch das viele, beym Uebermalen gebrauchte Oel, gleichfalls gelitten haben.

Als Urſache warum Tintorets Gemälde meiſtens ſo dunkel geworden ſind, wird angegeben, daß er ohne Grund, auch auf rothen Grund, meiſt a la prima und ohne Svelatur gemalt. Weil er nun auf dieſe Weiſe ſtark auftragen und der Farbe in ihrer ganzen Dicke ſchon denjenigen Ton geben mußte, den ſie auf der Oberfläche behalten ſollte, ſo liegen nicht, wie bey Paul Veroneſe, hellere Tinten zum Grund; und wenn ſich das ſtark gebrauchte Oel mit der Farbe zuſammen veränderte, ſo ſind auf einmal ganze Maſſen dunkel geworden.

Am meiſten ſchadet das Ueberhandnehmen des rothen Grundes über ſchwächeren Auftrag, ſo daß manchmal nur die höchſten ſtark aufgetragenen Lichter noch ſichtbar geblieben.

An der Qualität der Farbſtoffe und der Oele mag auch gar vieles gelegen haben.

Wie ſchnell übrigens Tintoret gemalt, kann man aus der Menge und Größe ſeiner Arbeiten ſchließen, und wie frech er dabey zu Werke gegangen ſieht man an dem Einen Beyſpiel, daß er in großen Gemälden, die er an Ort und Stelle ſchon aufgezogen und befeſtigt gemalt, die Köpfe ausgelaſſen, ſie zu Hauſe einzeln gefertigt, ausgeſchnitten und dann auf das Bild geklebt; wie man bey Ausbeſſern und Reſtauriren gefunden; beſonders ſcheint es bey Portraiten geſchehen zu ſeyn, welche er zu Hauſe bequem nach der Natur malen konnte.

Ein ähnliches Benehmen entdeckte man in einem Gemälde von Paul Veroneſe. Drey Portraite von Edelleuten waren auf einem frommen Bilde mit angebracht; beym Reſtauriren fanden ſich dieſe Geſichter ganz leiſe aufgeklebt, unten drunter drey andere ſchöne

Köpfe, woraus man ſah daß der Maler zuerſt drey Heilige vorgeſtellt, nachher aber, vielleicht durch obrigkeitliche, einflußreiche Perſonen veranlaßt, ihre Bildniſſe in dieſem öffentlichen Werke verewigt habe.

Viele Bilder ſind auch dadurch verdorben worden, daß man ſie auf der Rückſeite mit Oel beſtrichen, weil man fälſchlich geglaubt den Farben dadurch neuen Saft zu geben. Wenn nun ſolche Bilder gleich wieder an der Wand oder an einer Decke angebracht worden, ſo iſt das Oel durchgedrungen und hat das Bild auf mehr als eine Weiſe verwüſtet.

Bey der großen Menge von Gemälden, welche in Venedig auf vielerley Weiſe beſchädigt worden, iſt es zu denken, daß ſich mehrere Maler, wiewohl mit ungleicher Geſchicklichkeit und Geſchick, auf die Ausbeſſerung und Wie-

derherſtellung derſelben legten. Die Republik, welche in dem Herzoglichen Palaſt allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrt, die jedoch zum Theil von der Zeit ſehr verletzt ſind, hat eine Art von Academie der Gemälde-Reſtauration angelegt, eine Anzahl Künſtler verſammelt, ihnen einen Director gegeben, und in dem Kloſter St. Giovani e Paolo einen großen Saal nebſt anſtoßenden geräumigen Zimmern angewieſen, wohin die beſchädigten Bilder gebracht und wieder hergeſtellt werden.

Dieſes Inſtitut hat den Nutzen, daß alle Erfahrungen welche man in dieſer Kunſt gemacht hat, geſammlet und durch eine Geſellſchaft aufbewahrt werden.

Die Mittel und die Art jedes beſondere Bild herzuſtellen, ſind ſehr verſchieden, nach den verſchiedenen Meiſtern, und nach dem Zuſtand der Gemälde ſelbſt. Die Mitglieder dieſer Academie haben, durch vieljährige Erfahrung, die mannigfaltigen Arten der Meiſter ſich aufs genauſte bekannt gemacht, über Lein-

wand, Grundirung, erſten Farbenauftrag, Svelaturen, Ausmalen, Accordiren ſich genau unterrichtet. Es wird der Zuſtand jedes Bildes vorher erſt unterſucht, beurtheilt und ſodann überlegt was aus demſelben zu machen möglich ſey.

———

Ich gerieth zufällig in ihre Bekanntſchaft; denn als ich in genannter Kirche das köſtliche Bild Titians, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, fragte mich ein Mönch: ob ich nicht auch die Herren da oben beſuchen wollte, deren Geſchäft er mir erklärte. Ich ward freundlich aufgenommen und als ſie meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ihre Arbeiten gewahr wurden, die ich mit deutſcher Natürlichkeit ausdrückte, gewannen ſie mich lieb, wie ich wohl ſagen darf; da ich denn öfters wiederkehrte, immer unterwegs dem einzigen Titian meine Verehrung beweiſend.

Hätte ich jedesmal zu Hauſe aufgeſchrieben was ich geſehen und vernommen, ſo käm' es uns noch zu Gute; nun aber will ich aus der Erinnerung nur ein ganz eigenes Verfahren in einem der beſonderſten Fälle bemerken.

Titian und ſeine Nachfahren malten wohl auch mitunter auf gemodelten Damaſt, leinen und ungebleicht, wie er vom Weber kommt, ohne Farb-Grund; dadurch erhielt das Ganze ein gewiſſes Zwielicht, das dem Damaſt eigen iſt, und die einzelnen Theile gewannen ein unbeſchreibliches Leben, da die Farbe dem Beſchauer nie dieſelbe blieb, ſondern in einer gewiſſen Bewegung von Hell und Dunkel abwechſelte und dadurch alles Stoffartige verlor. Ich erinnere mich noch deutlich eines Chriſtus von Titian, deſſen Füße ganz nah vor den Augen ſtanden, an denen man durch die Fleiſchfarbe ein ziemlich derbes Quadratmuſter des Damaſtes erkennen konnte. Trat man hinweg, ſo ſchien eine lebendige Epiderm mit allerley beweglichen Einſchnitten ins Auge zu ſpielen.

Iſt nun an einem ſolchen Bilde durch die Feuchtigkeit ein Loch eingefreſſen, ſo laſſen ſie nach dem Muſter des Grundes einen Metallſtempel ſchneiden, überziehen eine feine Leinwand mit Kreide und drucken das Muſter darauf ab; ein ſolches Läppchen wird alsdann auf der neuen Leinwand, auf welche das Bild gezogen werden ſoll, befeſtigt und tritt, wie das alte Bild aufgeklebt wird, in die Lücke, wird übermalt und gewinnt ſchon durch die Unterlage des Grundes eine Uebereinſtimmung mit dem Ganzen.

So fand ich die Männer um ein ungeheures Bild von Paul Veroneſe, in welches mehr als zwanzig ſolcher Löcher gefallen waren, beſchäftigt; ſchon ſah ich die ſämmtlichen geſtempelten Läppchen fertig und durch Zwirnsfäden zuſammen und aus einander gehalten, wie in einem Spinnengewebe, auf der gleichfalls ausgeſpannten neuen Leinwand aufgelegt. Nun war man für Berichtigung der Oertlichkeit beſorgt, indem dieſe kleinen Fetzchen aufgeklebt

wurden, die wenn das große Bild aufgezogen würde in alle Lücken genau paſſen ſollten. Es gehörte wirklich die Localität eines Kloſters, eine Art mönchiſchen Zuſtandes, geſicherte Exiſtenz und die Langmuth einer Ariſtokratie dazu, um dergleichen zu unternehmen und auszuführen. Uebrigens begreift man denn freylich, daß bey ſolchen Reſtaurationen das Bild zuletzt nur ſeinen Schein behielt und nur ſoviel zu erreichen war, daß die Lücke in einem großen Saale wohl dem Kenner aber nicht dem Volke ſichtbar blieb.

Die Aufmauerung Scutari's

(in Albanien.)

Burgten Burg drey Brüder eines Leibes,
drey Gebrüder, drey Marljavtschevitje;
einer war der König Vukaschine,
andrer war Vojvoda Ugliescha,
dritter war der Marljavtschevitj Gojko,
burgten Burg Scutar an der Bojana,
burgten Burg drey ganze volle Jahre,
schon drey Jahre mit dreyhundert Meistern,
nicht vermochten sie den Grund zu legen,
noch viel minder zu erbaun die Feste:
was bey Tag die Meister aufgemauert,
alles das riſs um bey Nacht die Vila.
Als begonnen hatte Jahr das vierte,
rief hernieder Vila vom Gebirge:
mühe dich nicht, König Vukaschine,

mühe dich nicht und dein Geld nicht schwende!
nicht vermagst du, König, Grund zu legen,
noch viel minder zu erbaun die Feste,
bis gefunden du zwey gleiche Namen,
aufgefunden hast Stojan und Stoja,
beyd' einander Bruder sich und Schwester,
diese mauert in den Grund des Thurmes,
so wird haften, König, dir der Grundwall,
so vermagst du aufzubaun die Feste.
Das vernommen Vukaschin der König,
rief er seinen Diener Desimiren:
Desimire, Kind mein vielgeliebtes,
warst seither mein vielgetreuer Diener,
sollst fortan mir vielgeliebtes Kind seyn;
spanne, Sohn, die Pferde in den Wagen,
nimm des Geldes mit sechs schwere Lasten,
zeuch, mein Sohn, aus in die weiſse Welt hin,
aufzusuchen zwey geleiche Namen,
suche, Sohn, die Stoja und den Stojan,
beyd' einander Bruder sich und Schwester,
raube oder kaufe sie mit Gelde,
bringe sie nach Scutar zur Bojana,

daſs wir in des Thurmes Grund sie mauern,
daſs uns steh' und hafte dann der Grundwall
und wir mögen auferbaun die Feste. —
Desimir der Diener das gehöret,
spannet er die Pferde in den Wagen,
zu sich nahm sechs schwere Lasten Geldes,
zog der Diener in die weiſse Welt aus,
ging und suchte nach zwey gleichen Namen,
suchete den Stojan und die Stoja,
suchete drey ganze volle Jahre,
aber fand nicht die zwey gleichen Namen,
fand nicht weder Stoja noch den Stojan,
kehrte gen Scutar an der Bojana,
führend heim die Pferde sammt dem Wagen,
gab dem König die sechs Lasten Geldes:
hier sind, König, Pferde sammt dem Wagen,
hier sind auch sechs Lasten deines Geldes,
nimmer fand ich die zwey gleichen Namen,
fand nicht weder Stoja noch den Stojan. —
Dies vernommen Vukaschin der König,
schrie er zu des Baues Meister Rada,
Rada schrie zu den dreyhundert Meistern;

baut Scutari auf an der Bojana,
baut der König, reiſset um die Vila,
leidet Vila nicht den Grund zu legen,
noch viel minder zu erbaun die Feste.
Und vom Berge nieder rief die Vila:
hörest du mich? König Vukaschine!
mühe dich nicht, noch dein Geld verschwende,
nicht vermagst du König Grund zu legen,
noch viel minder zu erbaun die Feste.
Doch ihr seyd drey Brüder eines Leibes,
eine treue Gattin jeder habend,
wessen morgen zur Bojana gehet,
und den Meistern träget hin die Mahlzeit,
diese in den Grund des Thurmes mauert,
so wird haften, König, dir der Grundwall,
so vermöget ihr die Burg zu burgen. —
Das vernommen Vukaschin der König,
rief er zu sich seine Leibesbrüder:
höret mich, ihr vielgeliebten Brüder,
dieses schreit die Vila vom Gebirge:
nimmer fruchtet daſs wir Geld verschwenden,
leidet Vila nicht den Grund zu legen,

noch viel minder zu erbaun die Feste,
doch wir seyen hier drey Leibesbrüder,
jeder habend seine treue Gattin,
wessen morgen zur Bojana gehe
und den Meistern hin die Mahlzeit trage,
sie gemauert in den Grund des Thurmes
werde haften uns des Baues Burgwall,
werden wir die Feste auferbauen;
leistet, Brüder, göttlich heil'ge Treue,
daſs es keiner melde seiner Gattin,
sondern wir das Schicksal lassen walten
welche Morgen zur Bojana gehe!
und sie gaben drauf sich heil'ge Treue
daſs es keiner melde seiner Gattin. —
Als nunmehr die kühle Nacht hereinbrach,
kehrten ein sie zu den weiſsen Höfen,
abendaſsen köstlich Abendessen,
jeder ging zur Gattin in die Kammer,
aber sieh da jetzt das groſse Wunder,
Vukaschin der König brach die Treue
und der erste sprach er zu der Gattin:
wahre dich, o meine treue Gattin,

daſs du gehest morgen zur Bojana
und die Mahlzeit tragest hin den Meistern,
denn du müſstest büſsen mit dem Leben,
in den Thurmgrund würdest du vermauert.
Auch Ugljescha hat den Eid gebrochen,
sprach deſsgleichen zu der treuen Gattin:
nicht dich selbst verderbe, liebe Gattin,
geh mir Morgen nicht zu der Bojana,
trag den Meistern nicht hinaus die Mahlzeit,
würdest kommen um dein junges Leben,
eingemauert werden in den Grundwall.
Doch nicht Gojko hat den Eid gebrochen
und der lieben Gattin nichts gesaget.
Morgens früh sobald der Tag geleuchtet,
standen auf die drey Marljavtschevitje,
gingen nach der Feste zur Bojana.
Als genahet Zeit des Mittagsmahles,
war des Tragens Reihe an der Kön'gin,
zu der Schwägrin ist sie hingegangen,
zu der Schwägrin Uglieschas Gattin:
höre mich, o meine liebe Schwägrin,
unverhofft hat Kopfweh mich befallen,

bleib gesund, ich kann es nicht aushalten.
Uglieschas Gattin ihr versetzte:
Königin, o meine liebe Schwägrin,
unverhofft hat Handweh mich ergriffen,
bleib gesund, ich kann es nicht aushalten;
aber geh du, sag's der jüngsten Schwägrin.
Und sie ging zur Schwägerin der jüngsten:
Schwägerin, o junge Frau des Gojko,
hat auf einmal Kopfweh mich befallen,
bleib gesund, ich kann es nicht aushalten,
trage du den Meistern hin die Mahlzeit!
Gojkos junge Frau gab diese Antwort:
Höre mich Frau Kön'gin, liebe Mutter,
wie so gerne stünd' ich dir zu Willen,
ungebadet ist mir noch mein Knäblein,
unbegossen liegt mir noch die Leinwand!
Nochmals drauf die Kön'gin zu ihr sagte:
geh nur hin, o vielgeliebte Schwägrin,
trag die Mittagsmahlzeit hin den Meistern,
will dir deine Leinwand schon begieſsen
und die Schwägrin wird dein Kind dir baden!
Nichts dawider mochte Gojkos Gattin,

ging und trug den Meistern hin die Mahlzeit.
Als sie näher kam an die Bojana,
schaute sie der Marljavtschevitj Gojko,
Schmerzes voll das Herz dem Helden wurde,
that ihm leid um seine treue Gattin,
that ihm leid ums Kindlein in der Wiege,
das erst einen Monat alt gewesen,
Thränen flieſsen über seine Wangen.
Und die schlanke junge Frau ersieht ihn,
schreitet sachte, bis sie ihm genahet,
schreitet sachte, redet zu ihm leise:
was doch fehlet meinem guten Herren,
daſs du Thränen vom Gesicht vergieſsest?
Aber Gojko Marljavtschevitj sagte:
übel geht mir's, meine treue Gattin,
hatte einen schönen güldnen Apfel,
fiel mir heute 'nab in die Bojana,
thut mir leid drum, kann ihn nicht verschmerzen.
Schlanke junge Frau hat nichts geahnet,
sondern spricht zu ihrem lieben Herren:
bete, daſs dich Gott gesund erhalte,
kannst dir einen schönern Apfel gieſsen.

Das den Harm dem Helden noch vermehrte,
muſste von ihr ab sein Antlitz wenden,
nicht mehr schauen wollte seine Gattin.
Aber kamen zwey Marljavtschevitje
Gojkos junger Frauen Schwäger beyde,
sie bey ihren weiſsen Händen fassend
führten sie zur Feste ins Gemäuer,
schrieen zu des Baues Meister Rada,
Rada schrie zu den dreyhundert Meistern,
doch die junge schlanke Frau sie lachet,
denkt ein bloſser Scherz sey solches alles.
Und sie stellten sie zum Einvermauern,
und es warfen die dreyhundert Meister,
warfen nieder Balken, warfen Steine,
mauerten sie ein bis zu den Knieen,
immer lachet noch die Schlanke, Junge,
glaubt daſs alles nichts als bloſser Scherz sey.
Und es warfen die dreyhundert Meister,
warfen nieder Balken, warfen Steine,
mauerten sie ein bis zu dem Gürtel,
wurden schwer ihr Balken und die Steine,
sah die Arme, was man mit ihr wollte,

zischte laut, gleich einer wilden Schlange,
hub zu flehen an zwey liebe Schwäger:
nicht mich lasset, wo ihr Gott erkennet,
in die Erde jung und grün vermauern!
also fleht sie, hilft ihr nicht im mindsten,
achten nicht die Schwäger was sie bittet;
achtet sie den Spott nicht, noch die Schande,
hebet ihren Herren an zu flehen;
zu nicht laſs es, o mein guter Herre,
daſs sie mauern in den Grund mich Junge,
sende hin zu meiner alten Mutter,
meine Mutter hat des Geldes Fülle,
soll dir kaufen Sclaven oder Sclavin,
die ihr mauert in den Grund des Thurmes!
Also fleht sie, hilft ihr nicht im mindsten.
Da nunmehr die schlanke junge Frau sah
daſs ihr nichts verfangen alle Bitten,
bittet sie des Baues Meister Rada:
o bey Gott, mein Brudermeister Rada,
laſs mir auf ein Fenster für die Brüste,
thu heraus mir meine weiſsen Brüste,
daſs Johann mein kleines Knäblein komme,

daſs es komme an der Brust zu saugen.
Das bewilligt Rada um die Brüderschaft,
lieſs ihr auf ein Fenster an den Brüsten,
that heraus ihr ihre weiſsen Brüste,
bis Johann das kleine Knäblein komme
um zu saugen seiner Mutter Brüste.
Abermals die Arme ruft zu Rada:
o bey Gott, mein Brudermeister Rada,
laſs mir auf ein Fenster an den Augen,
daſs ich schaue nach dem weiſsen Hofe,
wann sie mir den kleinen Johann bringen,
wann sie ihn zum Hofe wieder tragen!
Das auch willigt Rada um die Brüderschaft,
lieſs ihr auf ein Fenster an den Augen,
daſs sie schaue nach dem weiſsen Hofe,
wann sie bringen ihr den kleinen Johann,
wann sie wieder ihn zum Hofe tragen.
Eingemauert war sie in die Festung,
brachten ihr das Kindlein in der Wiege
und sie säugt' es eine ganze Woche,
nach der Woche ging ihr aus die Stimme,
aber immer Nahrung floſs dem Kinde

und man säugt' es da ein volles Jahr lang.
So wie damals, also blieb es nachmals,
daſs noch heute fort die Nahrung flieſset
als ein Wunder oder auch als Heilung
welchem Weibe ist die Milch vergangen.

Grimm.

Serbiſche Lieder.

Schon ſeit geraumer Zeit geſteht man den verſchiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen beſondern Werth zu, es ſey nun daß dadurch die Nationen im Ganzen ihre Angelegenheiten, auf große Staats- und Familien-Verhältniſſe, auf Einigkeit und Streit, auf Bündniſſe und Krieg bezüglich, überliefern, oder daß die Einzelnen ihr ſtilles häusliches und herzliches Intereſſe vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beſchäftigt man ſich in Deutſch-

land ernſtlich und gemüthlich damit, und ich läugne nicht daß ich unter diejenigen gehöre die ein auf dieſe Vorliebe gegründetes Studium unabläſſig ſelbſt fortſetzten, auf alle Weiſe zu verbreiten und zu fördern ſuchten; wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieſer Sinnes- und Geſanges-Art verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Componiſten entgegenzubringen nicht unterließ.

Hiebey geſtehen wir denn gerne, daß jene ſogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch ſchmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Muſik nicht anzupaſſenden Tönen einherfließen, ſich meiſt in weicher Tonart ergehen und ſo das Gemüth in eine Lage des Mitgefühls verſetzen, in der wir einem gewiſſen allgemeinen unbeſtimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Aeolsharfe hingegeben, mit weichlichem Genuſſe gern verweilen und uns in der Folge immer wieder ſehnſüchtig darnach zurückbeſtreben.

Sehen wir aber endlich ſolche Gedichte geſchrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, ſo werden wir ihnen nur alsdann entſchiedenen Werth beylegen, wenn ſie auch Geiſt und Verſtand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beſchäftigen, und uns eines urſprünglichen Volksſtammes Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen; wenn ſie uns die Localitäten woran der Zuſtand gebunden iſt, und die daraus hergeleiteten Verhältniſſe, klar und auf das beſtimmteſte vor die Anſchauung führen.

Indem nun aber ſolche Geſänge ſich meiſt aus einer ſpäteren Zeit herſchreiben, die ſich auf eine frühere bezieht, ſo verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modificirten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den älteſten Zeiten gemäßen Vortrag; und in ſolchen Rückſichten werden wir uns an einer natürlichen, kunſtloſen Poeſie nur einfache, vielleicht eintönige, Rhythmen gefallen laſſen.

Von gar Mannigfaltigem was in dieſer Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die Neugriechiſchen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an welche die Serbiſchen, obgleich alterthümlicher, gar wohl ſich anſchließen, oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunct, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: ſolche National-Gedichte ſind einzeln, außer Zuſammenhang, nicht füglich anzuſehen noch weniger zu beurtheilen, am wenigſten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menſchliche wiederholt ſich in allen Völkern, giebt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Intereſſe; das Beſonderſte aber eines jeden Volks befremdet nur, es erſcheint ſeltſam oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche das wir noch nicht in einen Begriff auffaſſen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben: in Maſſe muß man deßhalb dergleichen Gedichte vor ſich ſehen, da alsdann Reichthum und Ar-

mut, Beſchränktheit oder Weitſinn, tieſes Herkommen oder Tages-Flachheit ſich eher gewahren und beurtheilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unſer Geſchäft ungeſäumt an. Wir gedenken von ſerbiſchen Liedern zunächſt zu ſprechen.

Man erinnere ſich jener Zeiten wo unzählbare Völkerſchaften ſich von Oſten her bewegen, wandernd, ſtockend, drängend, gedrängt, verwüſtend, anbauend, abermals im Beſitz geſtört und ein altes Nomaden-Leben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Oſten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen ſogenannten Serbien.

Das ältere ſerbiſche Locale wäre nun vor allen Dingen zu betrachten, allein es iſt ſchwer ſich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb ſich wenige Zeiten gleich, wir finden es bald ausgedehnt bald zuſammengedrängt,

zerſplittert oder geſammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man ſich die Landſchaft weiter und breiter als in unſern Zeiten, und will man ſich einigermaßen an Ort und Stelle verſetzen, ſo halte man vorerſt an dem Zuſammenfluß der Save mit der Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad gelegen finden. Bewegt ſich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erſtern Fluſſes hinauf, des andern hinunter, hat ſie dieſe nördliche Gränze gewonnen; ſo erlaube ſie ſich dann ſüdwärts ins Gebirg und darüber weg, bis zum adriatiſchen Meer, oſtwärts bis gegen Montenegro hin zu ſchweifen.

Schaut man ſich ſodann nach näheren und fernen Nachbarn um, ſo findet man Verhältniſſe zu den Venetianern, zu den Ungarn und ſonſtigen wechſelnden Völkern; vorzüglich aber in früherer Zeit zum griechiſchen Kaiſerthum, bald Tribut gebend, bald empfangend, bald als Feind, bald als Hülfsvolk; ſpäterhin

bleibt mehr oder weniger daſſelbe Verhältniß zum türkiſchen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen, und um ihren Beſitz zu ſichern, auf den nächſten und ferneren Höhen, ſo Schlöſſer als befeſtigte Städte erbauten, ſo bleibt das Volk immer in kriegeriſcher Spannung; ihre Verfaſſung iſt eine Art von Fürſten-Verein unter dem loſen Band eines Oberherrn, dem einige auf Befehl, andere auf höfliches Erſuchen wohl Folge leiſten.

Bey der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Despoten, hält man viel, ja ausſchließlich, auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geiſtlichkeit verwahrt liegen, oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten, ſo ſehr ſie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein hiſtoriſcher Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen ſey, ſo entſteht die Frage: inwiefern die Chronologie derſelben aus-

zumitteln möglich, d. h. hier: in welche Zeit das Factum geſetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht ſey? eine Frage die ohnehin bey mündlich überlieferten Geſängen ſehr ſchwer zu beantworten ſeyn möchte. Ein altes Factum iſt da, wird erzählt, wird geſungen, wieder geſungen, wann zum erſten- oder zum letztenmal? bleibt unerörtert.

Und ſo wird ſich denn auch jene Zeitrechnung ſerbiſcher Gedichte erſt nach und nach ergeben; wenige ſcheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1355 ſich auszuſprechen, ſodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptſitz des türkiſchen Kaiſers in Adrianopel; ſpätere fallen in die Zeit, wo nach Eroberung von Byzanz die türkiſche Macht den Nachbarn immer fühlbarer wurde; zuletzt ſieht man in den neuſten Tagen, Türken und Chriſten friedlich durcheinander leben, durch Handel und Liebesabenteuer wechſelſeitig einwirkend.

Die älteſten zeichnen ſich bey ſchon bedeutender Cultur durch abergläubiſch barbari-

ſche Geſinnungen aus; es finden ſich Menſchen=opfer und zwar von der widerwärtigſten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feſte Scutari erbaut werden könne, welches um ſo roher erſcheint als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit ſolcher Schutz= und Trutzgebäude zu ſichern.

Von kriegeriſchen Abenteuern ſey nun billig vorerſt die Rede. Ihr größter Held Marko, der mit dem Kaiſer zu Adrianopel in leidlichem Verhältniß ſteht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechiſchen Hercules, dem perſiſchen Ruſtan auftreten, aber freylich in Scythiſch höchſt barbariſcher Weiſe. Er iſt der oberſte und unbezwinglichſte aller Serbiſchen Helden, von gränzenloſer Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundert und funfzig Jahre und wird ſelbſt dreyhundert Jahr alt; er ſtirbt zuletzt bey voll=

kommenen Kräften und weiß ſelbſt nicht wie er dazu kommt.

Die frühſte dieſer Epochen ſieht alſo ganz heidniſch aus, die mittleren Gedichte haben einen chriſtlichen Anſtrich; er iſt aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke ſind der einzige Troſt deſſen, der ſich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation iſt eines poetiſchen Aberglaubens; gar manches Ereigniß wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte ſpielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weiſſagungen, Vögelbotſchaften werden die wackerſten Menſchen verſchüchtert.

Ueber alle jedoch und überall herrſcht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderſtehlich Schickſalsweſen, in der Einöde hauſend, Berg und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weiſſagung und Befehl ertheilend, Wila genannt, der Eule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengeſtalt erſcheinend, als Jägerin höchſt ſchön

geprieſen, endlich ſogar als Wolkenſammlerin geltend: im Allgemeinen aber von den älteſten Zeiten her, wie überhaupt alles ſogenannte Schickſal, das man nicht zur Rede ſtellen darf, mehr ſchadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den überhand nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amſelfelde 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfen des Czerni Georg ſind wohl auch noch dichteriſche Denkmale übrig geblieben; in der allerneuſten Zeit ſchließen ſich die Stoßſeufzer der Sulioten unmittelbar an; zwar in griechiſcher Sprache aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittelnationen, die ſich nicht in ſich ſelbſt zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht ins Gleichgewicht zu ſetzen geeignet ſind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln ſondern in ganzer Maſſe an ſich heran nehmen, genießen und ſchätzen kann, ſind von

der größten Schönheit; ſie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander, zugleich werden ſie geiſtreich, ſcherzhaft anmuthig; gewandte Erklärung, von einer oder von beyden Seiten, überraſcht und ergötzt; man iſt klug und kühn, Hinderniſſe zu beſiegen, um zum erſehnten Beſitz zu gelangen; dagegen wird eine ſchmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wohl durch Ausſichten über das Grab hinüber beſchwichtigt.

Alles was es auch ſey iſt kurz aber zur Genüge dargeſtellt, meiſtens eingeleitet durch eine Naturſchilderung, durch irgend ein landſchaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements. Immer bleiben die Empfindungen die wahrhafteſten. Ausſchließliche Zärtlichkeit iſt der Jugend gewidmet, das Alter verſchmäht und hintangeſetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlaſſen; dagegen erweiſt ſich auch wohl der Jüngling flüchtig, ohne Vorwand, mehr ſeinem Pferd als ſeiner Schönen zugethan.

Hält man aber ernſtlich und treulich zuſammen, ſo wird gewiß die unwillkommene Herrſchaft eines Bruders, oder ſonſtiger Verwandten, wenn ſie Wahl und Neigung ſtört, mit viel Entſchloſſenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch ſich ſelbſt erkannt und es iſt ſchon gewagt die Mannigfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den ſerbiſchen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu ſchildern, wie wir gleichwohl in Folgendem, zu Anregung der Aufmerkſamkeit, zu thun uns nicht verſagen.

1) Sittſamkeit eines ſerbiſchen Mädchens, welches die ſchönen Augenwimpern niemals aufſchlägt. Von unendlicher Schönheit. 2) Scherzhaft leidenſchaftliche Verwünſchung eines Geliebten. 3) Morgengefühl einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte ſchläft ſo ſüß, ſie ſcheut ſich ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Roſe, Becher und Schneeball. 5) Sarajewo durch die Peſt verwüſtet. 6) Ver-

wünſchung einer Ungetreuen. 7) Liebesabenteuer; ſeltſamlich: Mädchen im Garten. 8) Freundesbotſchaft, der Verlobten gebracht durch zwey Nachtigallen, welche ihren dritten Geſellen den Bräutigam vermiſſen. 9) Lebensüberdruß, über ein erzürntes Liebchen; drey Wehe ſind ausgerufen. 10) Innerer Streit des Liebenden der als Brautführer ſeine Geliebte einem Dritten zuführen ſoll. 11) Liebeswunſch; ein Mädchen wünſcht ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jagdabenteuer; gar wunderlich. 13) Beſorgt um den Geliebten will das Mädchen nichtſingen, um nicht froh zu ſcheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Wittwe freye, der Alte die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freyheit gebe. 16) Das Mädchen ſchilt den Wankelmuth der Männer. 17) Vertraulich-frohes Geſpräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr ſeines Herrn Neigung und Abſichten verräth. 18) Fluch dem Unge-

treuen. 19) Wohlwollen und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weiſe. 21) Unterſchied von Geſchenk und Ring. 22) Hirſch und Wila. Die Waldgöttin tröſtet den liebekranken Hirſch. 23) Mädchen vergiftet ihren Bruder, um den Liebſten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die ſchöne Kellnerin; ihr Geliebter iſt nicht mit unter den Gäſten. 26) Liebevolle Raſt nach Arbeit; ſehr ſchön! es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27) Gebundenes Mädchen, Capitulation um Erlöſung. 28) Zwiefache Verwünſchung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29) Vorzug des kleinen Mädchens und ſonſtiger Kleinheiten. 30) Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31) Welches Gewerbes wird der Gatte ſeyn? 32) Liebesfreuden verſchwatzt. 33) Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34) Abhaltung; die Fremde feſſelt den Bruder, der die Schweſter zu beſuchen zögert. 35) Der Liebende kommt

aus der Fremde, beobachtet ſie am Tage, überraſcht ſie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlaſſene Mädchen, fühlt aber nur das erkältete Herz. 37) Drey Mädchen wünſchen, Ring, Gürtel, den Jüngling. Die letzte hat das beſte Theil erwählt. 38) Schwur zu entbehren, Reue deßhalb. 39) Stille Neigung; höchſt ſchön. 40) Die Vermählte, früher den Wiederkehrenden liebend. 41) Hochzeit-Anſtalten, Ueberraſchung der Braut. 42) Eilig neckiſch. 43) Gehinderte Liebe, verwelkte Herzen. 44) Herzog Stephans Braut hintangeſetzt. 45) Welches Denkmal dauert am längſten? 46) Klein und gelehrt. 47) Gatte über alles, über Vater, Mutter und Brüder, an den gerüſteten Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Nah und verſagt. 50) Wen nahm ſich das Mädchen zum Vorbild? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die gefangene bald befreyte Nachtigall. 53) Serbiſche Schönheit. 54) Locken wirkt am ſicherſten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit Wenigem das Nöthige zu melden, hat ſeine beſondere Schwierigkeit.

Die ſerbiſche theilt ſich in zwey Hauptdialekte, den nördlichen und ſüdlichen. Dem erſten gehört das Ruſſiſche, Polniſche, Böhmiſche, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die ſerbiſche Mundart iſt alſo eine Unterabtheilung des ſüdſlaviſchen Dialekts, ſie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menſchen und darf unter allen ſüdſlaviſchen für die kräftigſte geachtet werden.

Ueber ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation ſelbſt ein Widerſtreit; zwey Parteyen ſtehen gegen einander und zwar folgendermaßen.

Die Serben beſitzen eine alte Bibel-Ueberſetzung, aus dem neunten Jahrhundert, geſchrieben in einem verwandten Dialekt, dem altpannoniſchen. Dieſer wird nun von der Geiſtlichkeit und allen die ſich den Wiſſenſchaften widmen, als Sprachgrund und Muſter angeſe-

hen; ſie bedienen ſich deſſelben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünſtigen ihn; dagegen halten ſie ſich entfernt von der Sprache des Volks, ſchelten dieſe als abgeleitet von jenem und als Verderb des ächten rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber dieſe Sprache des Volkes genauer, ſo erſcheint ſie in urſprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verſchieden und in ſich ſelbſt lebendig, allem Ausdruck des thätigſten Wirkens und eben ſo poetiſcher Darſtellung genügend. Die in derſelben verfaßten Gedichte ſind es von denen wir ſprechen, die wir loben, die aber von jenem vornehmern Theil der Nation gering geſchätzt werden; deßwegen ſie auch niemals aufgeſchrieben noch weniger abgedruckt worden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit ſie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich ſchien, deren Urſache uns aber jetzt erſt da ſie gehoben iſt offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieſer Literatur zu reden, ſo muß ich vorerſt geſtehen daß ich keinen der ſlaviſchen Dialecte, ohnerachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch ſtudirt und alſo von aller Original-Literatur dieſer großen Völkerſchaften völlig abgeſchloſſen blieb, ohne jedoch den Werth ihrer Dichtungen, in ſo fern ſolche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon ſind es funfzig Jahre, daß ich den Klaggeſang der edlen Frauen Aſan Aga überſetzte, der ſich in des Abate Fortis Reiſen auch von da in den Morlackiſchen Notizen der Gräfin Roſenberg finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beygefügten Franzöſiſchen, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortſtellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich auf lebhaftes Anfragen ſodann von Gedichten ſämmtlicher ſlaviſchen Sprachen; jedoch nur einzeln ſah ich ſie vor mir, weder einen Hauptbegriff konnt' ich faſſen, noch die Abtheilungen charakteriſtiſch ſondern.

Was nun aber die ſerbiſchen Gedichte betraf, ſo blieb ihre Mittheilung aus obengemeldteter Urſache ſchwer zu erlangen. Nicht geſchrieben, ſondern durch mündlichen Vortrag, den ein ſehr einfaches Saiteninſtrument, Gusle genannt, begleitet, waren ſie in dem niedern Kreiſe der Nation erhalten worden; ja es ereignete ſich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte dergleichen Lieder zu dictiren, daß dieſes Geſuch abgeſchlagen wurde, weil die guten einfachen Menſchen ſich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunſtloſen im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Geſänge einigermaßen hochſchätzen könne. Sie fürchteten vielmehr daß man dieſe Naturlieder mit einer ausgebildeten deutſchen Dichtkunſt ungünſtig vergleichen und dadurch den roheren Zuſtand ihrer Nation ſpöttiſch kund zu geben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernſtlichen Abſicht überzeugte man ſie durch die Aufmerkſamkeit der Deutſchen auf jenen Klaggeſang, und mochte denn wohl

auch durch gutes Betragen die längſterſehnte Mittheilung obgleich nur einzeln hin und wieder erlangen.

Alles dieſes war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann Namens Wuk Stephanowitſch Karadgitſch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit ſeiner Mutterſprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Städten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden wäre und ihre Volkspoeſie liebgewonnen hätte. Er benahm ſich mit dem größten Ernſt in dieſer Sache und gab im Jahre 1814 in Wien eine ſerbiſche Grammatik an den Tag und zugleich ſerbiſche Volkslieder hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich ſie mit einer deutſchen Ueberſetzung, auch jener Trauergeſang fand ſich nunmehr im Original; allein wie ſehr ich auch die Gabe werth hielt, wie ſehr ſie mich erfreute, ſo konnt' ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In Weſten hatten ſich die Angelegenheiten verwirrt, und die Ent-

wicklung ſchien auf neue Verwirrung zu deu-
ten; ich hatte mich nach Oſten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeſchiedenheit eine Zeitlang entfernt von Weſten und Norden.

Nun aber enthüllt ſich dieſe langſam reiſende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab ſich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Herteliſchen Officin drey Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben geſprochen wurde, ſodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieſes Feld dem Kenner und Liebhaber um vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutſchland denſelben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothecar Grimm in Kaſſel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbiſche; er überſetzte die Wukiſche Grammatik und begabte ſie mit einer Vorrede die unſern obigen Mittheilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Ueberſetzungen, die in Sinn und Sylbenmaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Prof. Vater, der gründliche und zuverläſſige Forſcher, nahm ernſtlichen Theil und ſo rückt uns dieſes bisher fremd gebliebene und gewiſſermaßen zurückſchreckende Studium immer näher.

Auf dieſem Punct nun wie die Sachen gekommen ſind, konnte nichts erfreulicher ſeyn als daß ein Frauenzimmer von beſondern Eigenſchaften und Talenten, mit den ſlaviſchen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die ſerbiſche entſchied, ſich mit aufmerkſamſter Thätigkeit dieſem Lieder-Schatz widmete und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Leiſtung ein Ende machte. Sie überſetzte, ohne äußeren Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Maſſe der vorliegenden Gedichte und wird in einem Octavband ſoviel derſelben zuſammenfaſſen als man braucht um ſich mit dieſer ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer Einleitung

wird's nicht fehlen, die das was wir vorläufig hier eingeführt, genauer und umſtändlicher darlege, um einen wahren Antheil dieſer verdienſtvollen neuen Erſcheinung allgemein zu fördern.

Die deutſche Sprache iſt hiezu beſonders geeignet; ſie ſchließt ſich an die Idiome ſämmtlich mit Leichtigkeit an, ſie entſagt allem Eigenſinn und fürchtet nicht daß man ihr Ungewöhnliches, Unzuläſſiges vorwerfe; ſie weiß ſich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, ſo wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bey ſelbſteignen Productionen irgend eine ſeltſamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, ſie dürfe ſich bey Ueberſetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es iſt keine Kleinigkeit wenn eine Sprache dies von ſich rühmen darf: denn müſſen wir es zwar höchſt dankenswerth achten, wenn fremde Völkerſchaften dasjenige nach ihrer Art ſich aneignen was wir ſelbſt innerhalb unſeres

Kreiſes Originelles hervorgebracht; ſo iſt es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimiſche bey uns zu ſuchen haben. Wenn uns eine ſolche Annäherung ohne Affectation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, ſo wird der Ausheimiſche in kurzer Zeit bey uns zu Markte gehen müſſen, und die Waaren, die er aus der erſten Hand zu nehmen beſchwerlich fände, durch unſere Vermittelung empfangen.

Um alſo nun vom Allgemeinſten ins Beſonderſte zurückzukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten: daß die ſerbiſchen Lieder ſich in deutſcher Sprache beſonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beyſpiele vor uns, Wuk Stephanowitſch überſetzte uns zu Liebe mehrere derſelben wörtlich, Grimm auf ſeinem Wege war geneigt ſie im Sylbenmaße darzuſtellen; auch Vatern ſind wir Dank ſchuldig, daß er uns das wichtigſte Gedicht: die Hochzeit des Maxim Cernojewitſch, im Auszuge proſaiſch näher brachte, und ſo verdanken wir denn

auch der raſchen unmittelbar einwirkenden Theilnahme unſerer Freundin ſchnell eine weitere Umſicht die, wie wir hoffen, das Publicum bald mit uns theilen wird.

Des Prinzen Mujo Krankheit.

Nach dem Bade gehen edle Türken,
Aus dem Bade kommen die Türkinnen,
Vor den Türken geht einher Prinz Mujo,
Vor den Frauen Mahmud-Paschas Gattin;
Wie so wunderschön ist der Prinz Mujo!
Wie viel schöner Mahmud-Paschas Gattin!
Und wie herrlich stehn ihr die Gewande!
Da erkrankt des Zaren Sohn, Prinz Mujo,
Um der Gattin Mahmud-Paschas willen;
Krank ging er nach seinem weiſsen Hause,
Legte nieder sich auf seidne Polster.
Nach der Reihe kamen alle Damen,

Zu der Zarin, zu des Prinzen Mutter,
Aber nicht kam Mahmud-Paschas Gattin.
Drauf lieſs ihr die Zarin-Mutter sagen:
„Edle Frau! du Gattin Mahmud-Paschas,
Dünkst, als ich, du dich von höhrem Range?
Todeskrank darnieder liegt mein Mujo,
Kommen sind zu ihm die Damen alle,
Du allein kamst nicht, ihn zu besuchen?“
Als dies hörte Mahmud-Paschas Gattin,
Schürzte sie sich auf Gewand und Aermel
Edle Krankenspeise zu bereiten:
Rosenkuchen in ächt goldnen Schalen,
Gelbe Serd', in silbernen Gefäſsen,
Frühlingskirschen eingekocht in Honig,
Pfirsiche vom Thaue feucht gebrochen,
Meeresfeigen und Mostarsche Trauben;
Hüllte drauf sich in die besten Kleider,
Und begab sich nach des Zaren Hofe.
Ohn' Erlaubniſs trat sie in das Haus ein,
Ohne Selam trat sie in den Erker
Wo des Zaren Sohn, Prinz Mujo, krank lag,
Und sie setzte sich zu Mujos Häupten,

Nahm heraus ein golddurchwirktes Tüchlein,
Trocknete den Schweiſs von Mujos Stirne,
Aber zu der Zarin sprach sie also:
„Solche Krankheit wie sie dieser Held hat,
Möge meinen eignen Bruder treffen,
Und mich selbst, die Gattin Mahmud-Paschas!
Krankheit nicht ergriff ihn, sondern Liebe!" —
Als des Zaren Sohn dies Wort vernommen,
Leichten Fuſses sprang er auf vom Lager,
Hinter ihr verschloſs er seinen Erker,
Küſste drinnen sie drey weiſse Tage.
Aber bey des vierten Tages Anbruch,
Schrieb ein zierlich Schreiben Mahmud-Pascha,
Schickte es dem Zaren, seinem Herren:
„Sultan, schrieb er, lieber Herr und Zare!
Meine goldne Ent' ist mir entflogen,
Hat nach deinem Hofe sich verirret,
Schon drey weiſse Tage weilt sie dorten;
Gieb heraus sie, wenn an Gott du glaubest!"
Drauf der Zar erwiederte dem Pascha:
„Ey bey Gott, mein Diener Mahmud-Pascha,

Hab' da einen ungezähmten Falken,
Was er greift das läſst er nimmer wieder!"

Bildende Kunſt.

Seit im zweyten Hefte des vierten Bandes von Kunſt und Alterthum, über Inhalt und Beſchaffenheit vom 25. bis 30ſten Heft des großen Lithographiſchen Werks nach Gemälden der Galerien zu München und Schleißheim berichtet worden, ſind wieder drey neue Hefte, nämlich der 31., 32. und 33ſte erſchienen, welche ſich den vorigen würdig anſchließen. Sie enthalten einige treffliche Bilder welche es wohl verdienten bekannt zu werden. Dahin rechnen wir vorzüglich die Winterlandſchaft nach Ruysdael und eine Waldgegend nach Hierinx, beyde von Sedlmayr trefflich gezeichnet. Ein drittes landſchaftliches Bild nach R. von

Vries, eine maleriſch einſam liegende Mühle darſtellend in waldiger Umgebung, bleibt nicht ferne hinter jenen zurück. Im 33ſten Heft wird eine treue, von Flachenecker gezeichnete, Abbildung des bekannten von Raphael gemalten und, wie viele behaupten, ihn ſelbſt darſtellenden Bildniſſes gegeben; das Blatt befriedigt durchaus, nur iſt das Ohr, und wir müſſen vermuthen durch ein Verſehen des Zeichners, von fehlerhafter Form. Helena Forman, nach Rubens, prächtig geputzte halbe Figur ohne Hände, im 32ſten Heft, läßt ſich freylich mit dem vorigen in Hinſicht auf edeln Styl und reinen Geſchmack nicht vergleichen, iſt aber ein belebtes ſehr anziehendes Bild, und der maleriſche Effect des Original-Gemäldes im Steindruck vortrefflich wiedergegeben, ſo daß dieſes Blatt dem Zeichner Herrn Piloti zur großen Ehre gereicht; noch mehr aber hat eben derſelbe in einem Blatt des 31ſten Heftes geleiſtet, wo nach Govert Flink vier Halbfiguren würfelſpielender Soldaten dargeſtellt ſind. Man ergötzt

ſich an dem bewundernswürdig wahrhaften und belebten Ausdruck, und in keinem andern lithographiſchen Blatt unſerer Bekanntſchaft, iſt das Maleriſche des Vorbildes ſo gut verſtanden, ſo meiſterlich übergetragen; an Kraft und Sättigung wird es von keinem übertroffen, an mildem Schein und Uebereinſtimmung des Ganzen geht daſſelbe vielleicht allen zuvor. Die Dorfbarbierſtube nach A. Brower, von E. Meyer gezeichnet, hat einen gar angenehmen ſilberklaren Ton, breite ruhige Maſſen von Licht und Schatten, auch wohl angegebene Localtinten. Zwey landſchaftliche Darſtellungen, eine nach Kobell von Sedlmayr gezeichnet, mit hohen Gebirgen in der Ferne, im Vordergrund zwey Pferde und Figuren von Landleuten; die andre nach P. Wouwermans von Hohe gezeichnet, eine Gegend am Meeres-Ufer darſtellend, wo Fiſcher ſich aufhalten und ihren Fang verkaufen, ſind alle beyde wegen der ſo kräftig als deutlich ausgeführten Staffagefiguren zu loben.

Fünfzehn den erſten Band ausmachende Hefte eines bey C. Haas in Wien erſcheinenden Kupferwerks nach Gemälden der K. K. Bildergalerie im Belvedere, ſind am gehörigen Ort (K. u. A. Band 4. Heft 2. S. 113.) angezeigt und gewürdigt worden.

Vom zweyten Band erſchienen zeither wieder 12 Hefte, nämlich No. 16—27, und auch dieſe ſind mit Abbildungen einiger ſehr merkwürdiger Bilder ausgeſtattet, von denen wir nur zur Gewährſchaft die Darſtellung im Tempel von Fra Bartolomeo, ein Votiv-Bild von Paul Veroneſe, eine heilige Familie von Rafael, und eine heilige Juſtina von Pordenone anführen wollen, übrigens aber geſtehen, daß uns von dieſer Seite betrachtet der erſte Band Vorzüge vor dem zweyten zu haben ſcheint; auch mögen wohl die Kupferſtiche jenes erſten Bandes überhaupt ſorgfältiger ausgeführt ſeyn, obgleich mehrere der Kupferſtecher welche dort verdienſtliche Blätter geliefert, wieder auftreten. Hingegen iſt der Text in dieſem

zweyten Bande von weit beſſerer Beſchaffenheit. Zu Wenigem können wir uns nicht völlig als einverſtanden bekennen, bey weitem das Meiſte was der Verfaſſer ſagt und urtheilt, ſcheint uns wohl begründet. Woher aber dieſe Veränderung zum Beſſern ſich herſchreibe, ob eben der Text in den hiezu gehörigen Heften von anderer Hand herrührt, oder ob vermehrte Sorgfalt und neu erworbene Kenntniſſe das Gute bewirkt, müſſen wir unerörtert laſſen.

Schon oft, wenn in dieſen Blättern Kupferſtiche oder andere denſelben verwandte Kunſterzeugniſſe anzuzeigen waren, iſt es geſchehen, daß zwar die Ausführung, aufgewendeter Fleiß und Kunſtfertigkeit gebührliches Lob erhielten, die nicht genug überlegte Wahl der Vorbilder aber mißbilligt werden mußte: denn kein Kupferſtich oder anderes in dies Fach einſchlagende Werk wird einer dauernden wirklichen Werthſchätzung ſich zu erfreuen haben,

woferne dem nachgebildeten Stück das Hauptverdienſt geiſtreicher Erfindung abgeht. Schöne und großartige Formen, kunſtgerechte Anordnung, auch zweckmäßig vertheiltes Licht und Schatten ſind ebenfalls Eigenſchaften welche bey der Wahl eines Vorbildes für Kupferſtich oder lithographiſche Arbeit in Betracht kommen, weil ſie ihrer Beſchaffenheit gemäß auf dergleichen Nachbildungen können übergetragen werden, das Anziehende derſelben vermehren und ſelbſt in den geiſtigen Gehalt der Darſtellung oft weſentlich eingreifen. Iſt aber ein Gemälde vornehmlich nur wegen des guten Colorits in Anſehen, bewundert man zunächſt die kühne Meiſterſchaft des Pinſels, oder den geduldigen auf Ausführung des Details verwendeten Fleiß, ſo kann ein ſolches Gemälde unmöglich für Kupferſtich und eben ſo wenig für Lithographie taugen; die Mühe des Künſtlers, wie trefflich er auch übrigens in ſeinem Fach arbeiten mag, wird bey der Wahl eines ſolchen Vorbildes verloren ſeyn.

Ein großes Blatt von dem Kupferſtecher Herrn C. Rahl in Wien, welcher ſchon mehrere vom Publicum günſtig aufgenommene Arbeiten geliefert, macht durch wohlgetroffene Wahl des Vorbildes dem Kunſtverſtand dieſes Meiſters, wie durch das Verdienſtliche der Ausführung ſeiner Geſchicklichkeit Ehre. Es enthält die Geſchichte von der Darſtellung im Tempel, und iſt nach einem der geſchätzteſten Werke des berühmten Florentiners Fra Bartolomeo di San Marko, Rafaels würdigem Freunde, Zeit- und Kunſtverwandten geſtochen. Edle Simplicität waltet durch die ganze Compoſition, die einzelnen Glieder ſind elegant angeordnet und die Charaktere beſonders der Hauptfiguren voll Würde; dem entſprechen auch Formen und Falten, breite, kräftig, alles wohl aus einanderſetzende Schatten, wechſelnd mit ruhigen, nie zur Unzeit unterbrochenen Lichtmaſſen, welche zwar keine frappante aber doch eine gefällige Wirkung hervorbringen.

Dieſe ſämmtlichen vom Gemälde für den

Kupferſtich dargebotenen Vortheile hat Herr Rahl verſtändig benutzt und ein Blatt geliefert welches den vorzüglich gelungenen kann beygezählt werden. Hinſichtlich auf das Uebereinſtimmende der Behandlung in allen Theilen wird es freylich der von Müller geſtochenen Madonna nach Rafaels Gemälde zu Dresden, ſo wie der Vermählung der Heiligen Jungfrau, ebenfalls nach einem Gemälde Rafaels der Mayländer Galerie angehörig, von Longhi geſtochen, nachgeſetzt werden müſſen. Die genannten beyden Kupferſtecher wußten ihren Schatten reinere Klarheit zu ertheilen, mehr Kraft und Sättigung. Ihren Blättern gegenüber iſt Hrn Rahls Stich auch dadurch im Nachtheil, daß überall wo dunkle Schattenpartien gegen lichtere Töne in Grund oder Gewändern abſetzen, ein heller Saum entſteht der nicht angenehm auffällt und die Umriſſe an ſolchen Stellen etwas hart erſcheinen läßt. Hingegen ſind mehrere Köpfe ſchön behandelt, treu nachgebildet, vortrefflich an Geiſt und Aus-

druck. Ueber alle zeichnet ſich der Kopf des Si-
meon aus; ſo iſt auch das gutmüthige Geſicht
der knieenden Heiligen wohl gerathen; ferner
die ganze Figur des nackten ſegnenden Chriſtkin-
des lobenswerth, und die des Heiligen Joſeph,
welcher herantretend Tauben zum Opfer bringt,
mag billig ein Meiſterſtück genannt werden.

Das Gemälde des Fra Bartolomeo,
nach welchem Herr Rahl gearbeitet, zierte ehe-
mals die Galerie zu Florenz und iſt aus derſelben
durch Tauſch an die Wiener Gemäldeſammlung
übergegangen; immer galt es für eine der vorzüg-
lichſten Arbeiten des großen Meiſters und wurde
deßwegen in das bekannte von Gavin Hamilton
herausgegebene Werk Scuola Italica aufge-
nommen. Jener Kupferſtich von Campanella
aber, kaum den vierten Theil ſo groß als das
hier angezeigte Blatt von Rahl, ſteht hinter
demſelben auch eben ſo weit in treuer Nachbil-
dung des Originals, Sorgfalt und Fleiß der
Ausführung zurück. Zum 17ten Heft der bey
C. Haas in Wien herauskommenden K. K. Bil-

dergalerie hat S. Langer, nach eben dieſem Gemälde, ein kleines ſauber geſtochenes Blatt geliefert.

Brüggemanns Altar im Dom zu Schleswig. Lithographirt von C. C. A. Böhndel. 1. Heft groß Fol.

Im Dome zu Schleswig befindet ſich im verſchloſſenen Chor ein Altar, reichlich geziert mit Schnitzwerken aus Eichenholz, meiſtens auf die Leidensgeſchichte des Heilandes bezüglich, welcher Altar bis 1666 in der Kloſterkirche zu Bordesholm geſtanden und laut der darauf befindlichen Jahrzahl im Jahr 1521 beendigt iſt. Der Meiſter nannte ſich zwar nicht, indeſſen giebt es ſchriftliche Nachrichten welchen zufolge derſelbe Johannes Brüggemann hieß, aus Huſum gebürtig war und nebſt Gehülfen an dem erwähnten Werk ſieben Jahre lang arbeitete.

Abbildungen von ſämmtlichen Schnitzwerken des Altars und wie ſolche angebracht ſind,

will Herr Böhndel, beſage einer eigens gedruckten Einladung zur Subſcription, in 37 Blättern und dieſe in ſechs Lieferungen getheilt erſcheinen laſſen; jede Lieferung wird den Subſcribenten drey Thaler Sächſiſch koſten. Die uns vor Augen liegende erſte Lieferung enthält:

1) Dedication an den Prinzen Chriſtian Friedrich von Dänemark, mit den beyden Figuren Königs Chriſtian II. und deſſen Gemahlin Iſabelle auf Säulen ſtehend.

2) Abbildung der Schrift am Sockel des Altars.

3) Leichter Umriß des ganzen Brüggemanniſchen Werks.

4) Die Fußwaſchung.

5) Das Abend- oder Liebesmahl, wie die erſten Chriſten es feyerten.

6) Feyer des Oſterlammes der Kinder Iſrael, in Pilgerkleidern zur Reiſe gerüſtet.

7) Verrath und Kuß des Judas.

8) St. Joſeph knieend in betender Stellung.

Kunſtverdienſt iſt Brüggemanns weitläufigem Werk nicht abzuſprechen, und durch Bekanntmachung deſſelben ſehen wir mit Vergnügen die dürftigen Kenntniſſe von ältern deutſchen Künſtlern um einen wackern Meiſter vermehrt, deſſen Geſchmack und Kunſtvermögen ungefähr mit dem ſeines vielleicht etwas ältern Zeitverwandten Adam Kraft aus Nürnberg verglichen werden dürfte, und wir müßten ſehr irren wenn Brüggemann ſeinen damals zu Nürnberg blühenden Kunſtgenoſſen gänzlich fremd geweſen wäre.

Die von Herrn Böhndel gelieferten lithographiſchen Abbildungen ſind wie mit der Feder gezeichnet und ſehen alten Holzſchnitten aus A. Dürers und L. Cranachs Zeiten ähnlich, welche Behandlungs-Art mit Verſtand gewählt iſt, weil ſie am beſten das Eigenthümliche der alten Schnitzwerke treulich darzuſtellen ſich eignet. Wir zählen darum auch dieſe Blätter, vor allen den trefflich gelungenen, von Brüggemanns Kunſt einen würdigen Begriff er-

weckenden St. Joſeph, den beſten in neuerer Zeit verſuchten Abbildungen altdeutſcher Kunſtwerke bey, und wünſchen ihnen beym Publicum geneigte Aufnahme. Bedenken wir übrigens im Allgemeinen die jetzt herrſchende Thätigkeit Werke des älteren Kunſtgeſchmacks in der Baukunſt, Malerey und Bildhauerey, durch lithographiſche und in Kupfer geſtochene Abbildungen bekannt zu machen, ſo regt ſich die wohl nicht ganz ungegründete Sorge: es dürfte dem kunſtliebenden Publicum von dieſer Seite zuviel zugemuthet und der Markt endlich übertragen werden; nichts aber müßte nachtheiliger wirken als der Ueberdruß, weil alsdann das Gute ja das Vortreffliche ſelbſt mit dem Schlechten und Mittelmäßigen gleicher Verſchmähung Preis gegeben würde.

Aus dem Königl. Lithographiſchen Inſtitut zu Berlin, deſſen Verhältniſſe, Zwecke und Beziehungen wir weiter

nicht kennen, liegt uns eine Anzahl Blätter vor Augen, welche kurz angezeigt zu werden verdienen; alle ſind im Laufe dieſes Jahres entſtanden. Die lithographiſche Technik erſcheint durchgängig ehrenwerth, an einigen ſogar von ausgezeichneter Beſchaffenheit, dem Geſchätzteſten in dieſem Fache vergleichbar.

Vier Standbilder Preuſſiſcher Feldherrn, angefertigt auf Befehl Sr. Maj. des Königs, vom Prof. C. Rauch, Abbildungen in Steindruck, nebſt dem Bildniſſe des Künſtlers. Berlin bey Lüderitz 1824.

Das Bildniß des verdienſtvollen Herrn Prof. Rauch iſt in einer angenehmen weichen Manier auf Stein gezeichnet, von Seite der Aehnlichkeit wenigſtens nicht mißrathen und der Kopf hübſch gerundet. Höher einfallendes Licht hätte den Augen mehr ſcheinbare Vertiefung gegeben und die Naſe beſſer vortreten laſſen. So würden auch etwas beſtimmter angegebene Züge den Ausdruck, das Lebendige vermehrt haben.

Von den Standbildern der Feldherren ſtellen zwey den Fürſten Blücher dar: eins bereits in Erz gegoſſen und vollendet, in raſch vordringender Stellung wie aufrufend zum Kampf und Sieg, welches zu Breslau errichtet werden ſoll; das andere, wo der Held ruhiger doch mit gezogenem Säbel ſteht, den linken Fuß auf einem zerbrochenen Geſchütz, ernſt hinſchauend, gleichſam auf den Gang einer eben geſchehenden Schlacht. Dieſe Statue für Berlin beſtimmt, ebenfalls aus Erz gegoſſen, iſt gegenwärtig ihrer Vollendung nahe.

Die dritte und vierte Statue ſtellen Scharnhorſt und Bülow aus Marmor gearbeitet dar; jenen ſinnend, eine Papierrolle in der Hand und gelehnt an den Stamm eines Lorbeers deſſen Aeſte geſtützt und blätterlos erſcheinen, ſeiner Wurzel aber entſprießt ein friſches Reis. Bülow ſteht, die rechte Hand in die Seite geſtützt, mit der linken das Schwert haltend, den Blick in die Ferne gerichtet. Beyde Statuen ſtehen zu Berlin bereits ſeit ein Paar

Jahren auf dem für ſie beſtimmten Platz. Gezeichnet ſind alle dieſe vier Figuren mit ſicherer Hand, die Schatten kräftig angedeutet, nicht zum Zweck maleriſcher Wirkung ſondern nur um die Geſtalt der Glieder und der Faltenpartien der Gewänder beſſer zu zeigen.

Bildniß des Generals Grafen von Gneiſenau. Saubere Behandlung überhaupt, Geſicht und Gebärde belebt und ausdrucksvoll. Das Natürliche, Uebereinſtimmende in den Zügen läßt auf Aehnlichkeit ſchließen. Betrachtet und beurtheilt man das Werk nach Kunſtregeln, ſo giebt daſſelbe zu folgenden Erinnerungen Gelegenheit. Die Halbſchatten auf der Lichtſeite des Geſichts ſcheinen ſtärker als der Wirkung des Ganzen zuträglich iſt. Die Ordenskreuze, Bänder, Sterne ſo wie die beyden enormen Epaulettes ſind ſtörend und würden es noch mehr ſeyn, wäre das Bildniß nicht nach Weiſe der neuſten engliſchen Kupferſtiche auf dünnes gelbliches Papier abgedruckt. Inſofern keine Hand zum Vorſchein kommen ſollte,

hat der Maler oder Zeichner des Bildniſſes zu viel vom Körper ſehen laſſen, es iſt weder Bruſtbild noch Halbfigur. Der untere Theil des Bildes erſcheint daher leer, zumal da die Bekleidung aus einem knapp anſchließenden Monturrock beſteht, der widrige Durchſichten zwiſchen Körper und Armen veranlaßt. Eine ſchon anderwärts gemachte Bemerkung mag hier wiederholt werden; die nämlich: daß es nicht gut iſt am einzelnen Bildniß, woferne daſſelbe nicht mit andern Figuren in Beziehung ſteht, in Handlung geſetzt iſt, den Blick der Augen abgewandt darzuſtellen: denn der Beſchauer eines ſolchen Portraits wird unwillkührlich dieſem Blick folgen den Gegenſtand zu ſuchen, und dadurch aus dem Raum des Bildes herausgezogen unbefriedigt zur Betrachtung deſſelben zurückkehren. Entgegnend möchte man uns vielleicht ein großes Meiſterſtück im Portraitfach anführen, das Bildniß des Cardinal Fedra Inghirami von Rafael, deſſen Blicke aufwärts gerichtet ſind; allein der Cardinal iſt in der

Handlung des Schreibens dargeſtellt und hebt innehaltend die Augen, um einen Gedanken und den ſchicklichſten Ausdruck für denſelben zu erfaſſen.

Hiermit ſoll aber durchaus nichts geſagt ſeyn welches dem Bildniß des Grafen von Gneiſenau zum Nachtheil gereichen könnte, ſondern es iſt bloß von einer allgemeinen, doch freylich oft vernachläſſigten Kunſtregel die Rede. Aber dieſe und andere guten Regeln ſind nicht willkührliche Geſetze, nicht Uebereinkunft mit wechſelndem Zeitgeſchmack; ſie ſind im Gegentheil Erwerb des Nachdenkens und der Erfahrungen der beſten Meiſter mehrerer Jahrhunderte, ja aller Zeiten in denen die Kunſt fröhlich geblüht, und nur aus der Nichtbeobachtung derſelben ſind die bekannten Verirrungen der Künſtler entſtanden.

Zwey halbe Figuren, eine männliche und eine weibliche, Bildniſſe von einem nicht be-

kannten, wahrſcheinlich der venetianiſchen Schule angehörigen Meiſter. Die Frau von vorn geſehen, ſchönes Geſicht und volle kräftige Geſtalt, legt dem vor ihr ſtehenden Manne die rechte Hand auf die Schulter, der hingegen ihre linke anfaßt und an den Zeigefinger derſelben einen Ring ſteckt. Das Ganze iſt lieblich gedacht und angeordnet; durch den Gegenſatz breiter Maſſen von Licht und kräftiger Schatten herrſcht überall gefällige Ruhe und Deutlichkeit; wußte der Meiſter gleich nicht vollkommen richtig zu zeichnen, ſo beſaß er doch eine gewiſſe edle Großartigkeit im Styl. Der ſtarre bedeutungsloſe Blick der Frau mag wohl von einer beſchädigten und aufgemalten Stelle im Originalbilde herrühren; denn übrigens hat der lithographiſche Zeichner Herr Tepe, wie mit großer Nettigkeit ſo auch mit Geſchmack und Kunſtverſtand gearbeitet.

D. Joh. Gasparis (?) Beretta Halbfigur mit Händen, angeblich nach einem Ge-

mälde des Murillo, auf Stein, gezeichnet von P. Sudré.

Im Ordenshabit, am Tiſch in einem Lehnſtuhle ſitzend, hält er ein Heft Papier in der linken Hand, in der andern die Feder. Im Grunde ſieht man eine Repoſitur voller Bücher und vor derſelben einen aufgezogenen Vorhang. Der Kopf iſt belebt, hat Charakter und markirte Züge. Die Hände und das Papierheft erſcheinen gegen das Uebrige zu grell beleuchtet; allein wir rechten nicht darum, denn wer weiß ob das Originalgemälde noch in ganz unverletztem Zuſtande ſich befindet. Im Falle hier wirklich der Benedictiner Gaſparo Beretta, von Pavia gebürtig, dreißig Jahre lang Lehrer der Philoſophie und Theologie an dortiger Univerſität, dargeſtellt iſt, ſo wäre das Gemälde nicht wohl dem Murillo zuzuſchreiben, als welcher 1613 geboren war und bis 1685 lebte; Beretta aber, erſt 1660 geboren, muß nach Maßgabe des Bildniſſes zwiſchen funfzig bis ſechzig Jahre alt geweſen ſeyn da er gemalt wurde; folglich entſtund das Werk

da Murillo wenigſtens ſchon fünf und zwanzig Jahre todt war.

Ein ältlicher Mann in niederländiſcher Volkstracht wohl angezogen, das Haupt mit einer Pelzmütze bedeckt, raucht ſein Pfeifchen an einem Tiſche ſitzend, behaglich aufgelehnt und das Bein übers Knie geſchlagen; in der Hand hält er ein Zeitungsblatt, neben ihm auf dem Tiſche ſteht ein Kohlenbecken und vor ihm ein ſchlichter Stuhl mit ſtrohgeflochtenem Sitze, vielleicht einem noch erwarteten Geſellſchafter beſtimmt. In der Tiefe des Grundes lieſt man F. STAPE. PT. F.

Der weiter nicht bekannte Hr. F. Stape ſcheint ein wackerer Niederländiſcher Maler der ſpätern Zeit zu ſeyn, vielleicht noch jetzt lebend und, ſo gut es gehen will, nachſchreitend den edlen Vorfahren. Sein Bild umſtändlicher zu beurtheilen iſt nicht unſere Abſicht, ſondern es gilt hier vornehmlich der lithographi-

ſchen, von Herrn Lüderitz verfertigten Abbildung, welche ausgezeichnet durch fleißige reinliche Behandlung eins der am beſten gelungenen Blätter dieſer Art iſt.

Die vier Jahreszeiten nach Carlo Lotti einem venetianiſchen Maler, von den Italiänern auch wohl Carlotto genannt. Er lebte von 1611 bis 1698 und ſoll des Liberi Schüler geweſen ſeyn. Damals hatten Ernſt und Tiefe in der Kunſt abgenommen und die Maler des zweyten und dritten Ranges verfertigten nur zu oft Bilder bloß um Fertigkeit zu zeigen, und die Sinne zu ergötzen. Figuren verſchiedenen Alters und Geſchlechts, ein wenig Nacktes, gefällige Zuſammenſtellung und Beleuchtung wurden als die Haupterforderniſſe betrachtet; um Gedanken, Gehalt und höheres Bedeuten war es weniger zu thun; und von dieſer Art Werke iſt das lithographiſch von Herrn L. Wolf trefflich nachgebildete Gemälde des Carlo Lotti.

Eine jugendliche weibliche Figur, das Haar mit Blumen durchwunden und ſonach das Frühjahr bedeutend, liegt nach Art der Venusbilder des Tizian ganz nackt auf untergebreitetem Gewand. Sie hält einen Becher, welchen ein junger halbnackter, vermöge eines Kranzes von Weinlaub den Herbſt vorſtellender Mann vollgießt. Ceres, in friſchen Jahren, vollbuſig, mit großem Aehrenkranz geſchmückt ſcheint dem Frühjahr freundlich zuzuſprechen, und hinter dieſem guckt vom Rande des Bildes ein bärtiger umhüllter Alter herein, die Hand über einem Kohlenbecken wärmend.

Eben ſo geringer Aufwand von Gedanken findet ſich in einem andern lithographiſch auch ganz befriedigend von Weber gebildeten Gemälde, welches aus Parmeſans Schule herzurühren ſcheint, und beſage des Titels Jupiters Abenteuer mit der Antiope darſtellen ſoll. Zwey Nymphen baden im kühlen von Bäumen umſchatteten Quell; die eine ſitzt und macht Anſtalt ſich die Füße zu

trocknen, die andere dem Bade entſteigend, zeigt den Rücken und will eben ein Gewand überwerfen. Zwey Ziegenfüßler nähern ſich den Schönen, der eine betrachtet ihre Reize lüſtern, der andere reicht der ſitzenden Nymphe demüthig und bittend eine Traube dar. Zwey über den Nymphen ſchwebende Liebesgötter bedrohen die Satyre mit ihren Geſchoſſen.

Cain flieht und Abel liegt erſchlagen; der Grund zeigt eine einſame Gegend mit den Altären der beyden Brüder; Sturm bewegt die Bäume, die Luft iſt düſter und aus hängenden ſchwarzen Gewitter-Wolken brechen glänzende Strahlen hervor, die beſonders die Figur des Mörders energiſch beleuchten. Das Blatt thut eine kräftige Wirkung und iſt in allen Theilen ſorgfältig ausgeführt. Angeordnet wäre das Ganze hinlänglich gut; allein der Erfindung gebricht es an Poeſie, und nicht unbillig möchte man ſelbſt deutlichere Darſtellung des Gegenſtandes wünſchen. Denn da Cain bloß flieht

und nirgends eine Waffe ſichtbar iſt, ſo wird weder anſchaulich wie Abel umgekommen, noch weniger daß der Fliehende den Mord verübt. In einem Gemälde des Benedetto Lutti, welches eben dieſen Gegenſtand darſtellt, geſchah den Erforderniſſen der Kunſt beſſer Genüge, indem Lutti den Cain zwar auch fliehend bildete, aber noch die Keule in der Hand, womit er den Bruder getödtet; auf Wolken erſcheint der ewige Vater zürnend und über den Verbrecher den Fluch ausſprechend.

Mit keineswegs gratioſer Gebärde ſteht Amor an einen Fels gelehnt, dergeſtalt übergebogen daß er mit dem obern Theil des Körpers zu liegen und ſich zu wälzen ſcheint. Der ungezogene Junge hält mit beyden Händen einen Pfeil empor, auf deſſen Spitze ein armer Schmetterling geſpießt flattert. Hübſch, mit Zügen welche an Correggio erinnern, iſt der Kopf des Knaben, hat aber alles Verhältniß überſchreitende große Augen. Die fehlerhafte Zeichnung am Körper, beſonders an den

Beinen, auch an den Füßen fällt unangenehm auf; der reiche Grund von Felſen, Roſengebüſch und Waſſerfall iſt trefflich ausgeführt und die Wirkung des Ganzen kräftig, obwohl gegen die Art wie der Künſtler das Licht vertheilt hat Einwendungen Statt finden möchten. Lithographiſch iſt dieſes von Werner gezeichnete Blatt eins der gelungenſten und läßt wenig zu wünſchen übrig.

Zwey Landſchaften, eine mit dem Proſpecte des Schloſſes Caſtellamonte in Piemont, von Bacler D'Alba gezeichnet. Einige trübe Stellen im Vordergrund abgerechnet, ein ſchönes Blatt mit heller Luft, duftiger Ferne, wohlgezeichneten Eichenbäumen und niedlichen Staffagefiguren. Bey der andern dieſer Landſchaften hat der Zeichner ſich nicht genannt. Sie ſtellt eine Parkgegend dar mit aufgebauten Felſen, Grotten, über denſelben angelegter Otaheitiſcher Hütte, nebſt noch andern Naturſchönheits-Requiſiten, alles fleißig mit Kunſtfertigkeit vollendet. Mehr entſchie-

dene ruhige Maſſen von Licht und Schatten würden der Wirkung des Ganzen zuträglich geweſen ſeyn.

Dieſes Blatt iſt auf dünnes gelbliches Papier abgedruckt; eben ſo:

Ein ſchönes weibliches Bildniß, halbe Figur, im Seſſel ſitzend und die Hände übereinander gelegt; der Grund eine weite Ausſicht auf Hochgebirge. Man erkennt, wiewohl keine Unterſchrift ſolches andeutet, die berühmte Mana Liſa des Leonardo da Vinci. Der lithographiſche Zeichner hat viel Fleiß und Sorgfalt auf die Ausführung verwendet; mehrere Stellen ſeiner Abbildung geben jedoch zu erkennen daß des L. da Vinci Originalgemälde im Lauf der Zeit manche Beſchädigung erfahren; demungeachtet bleibt dieſes lithographiſche Blatt immer noch eins der erfreulichſten.

Bildniß des Lord Byron, halbe Figur, den Kopf auf die Hand und den Ellenbogen

auf vor ihm liegende Papiere geſtützt, auf denen man Titel mehrerer ſeiner Gedichte lieſet; der Grund zeigt Trümmer eines Tempels, Meer, eine Flotte und ein brennendes eben in die Luft ſpringendes Schiff. Unter dem Bildniß iſt in Geſtalt einer Vignette angebracht: Byrons Denkmal an welchem ein trauernder Genius ſteht, umher im Cypreſſenhayn die Denkmäler des Miltiades, Ariſtides und Themiſtokles. Es iſt dieſes lithographiſche Blatt, welchem wahrſcheinlich ein engliſcher Kupferſtich zum Grunde liegt, eine franzöſiſche Arbeit, von Maurin gezeichnet und bey Villain gedruckt. Byron hier beynahe im Profil dargeſtellt hat regelmäßige ſchöne Züge, mehr bedeutſam und geiſtreich als anziehend; beſonders iſt der feurige Blick ſeines offenen Auges faſt abſtoßend herbe. In wieferne ſolches der Wahrheit gemäß iſt, werden die am beſten beurtheilen, denen der außerordentliche Mann im Leben bekannt war. Die lithographiſche Arbeit iſt ſehr zierlich, reinlich und kräftig.

Der Herzog von Berry hatte bey Lebzeiten eine Sammlung von Arbeiten der neuern großentheils jetzt noch lebenden franzöſiſchen ſogenannten Genre-Maler angelegt, und mit Vergünſtigung der verwittweten Herzogin wird dieſe Sammlung gegenwärtig unter dem Titel: Galerie de S. A. R. Mad^{me} la Duchesse de Berry. Ecole française, Peintres modernes, in lithographirten Blättern vom Chevalier Bonnemaison Directeur de la Restauration des Tableaux du Musée Royal etc. herausgegeben. Seit 1822, da dieſes Werk begonnen worden, ſind bereits zehen Hefte deſſelben erſchienen; jeder Heft enthält vier Bilder und auf beygelegten Blättern ſchön gedruckt, wahrſcheinlich vom Herausgeber ſelbſt abgefaßt, die oft nöthige Auslegung des Inhalts der Gemälde, zuweilen auch, vornehmlich bey ſchon verſtorbenen Künſtlern, Nachrichten von ihrem Leben, Herkunft u. ſ. w.

Das gedachte Werk von der Galerie der Duch. de Berry wird für das Beſte gehalten

was die Franzoſen im lithographiſchen Fach bis jetzt geleiſtet haben; einige Blätter in demſelben ſind von den Meiſtern deren Gemälde ſie darſtellen ſelbſteigenhändig auf die Steinplatten gezeichnet und unterrichten ſonach beſtmöglichſt über das Weſentliche ihrer Kunſt. An allen iſt der ſorgfältige Fleiß, die nette, reinliche Ausführung zu loben; einige zeichnen ſich durch Kraft und auffallende Wirkung aus; wie z. B. im erſten Heft die Chambre des petits Savoyards, nach Bonnefond; im ſiebenten die Predigt des S. François de Paule nach Delaſſus und Champ de Blé nach Demarne; im achten La bonne mere nach Genot, nebſt noch andern. Zuweilen gelang es nicht ganz den dunkeln Schatten viel Sättigung und angenehme ſammtartige Glätte zu ertheilen, wodurch ſich vornehmlich die vorgenannten Blätter Chambre des petits Savoyards, S. François de Paule und Champ de Blé empfehlen, welche überhaupt für die am beſten ausgeführten Stücke gelten können. In dem Exemplar

welches für die gegenwärtige Anzeige benutzt wird, ſind alle Bilder auf mattgelbes halb-durchſichtiges Papier abgedruckt, woher ſie eine gewiſſe Wärme und mehrere Uebereinſtimmung im Ganzen erhalten. Da der gelbliche Ton nicht durch eine eigene Tonplatte hervorgebracht wird, ſondern durch die Farbe des Papiers entſteht, ſo zeigen ſich nirgends weiße ſcheinbarlich aufgehöhte Stellen und das Verfahren gleicht mehr dem der Hamburger Lithographen als jenem der Münchner und Stuttgarder.

Kraft des Vorhergehenden nun ſind die Fortſchritte der lithographiſchen Technik in Frankreich außer Zweifel geſetzt und die gelungenſten Blätter in mehrerwähntem Galerie-Werk beſtehen die Vergleichung mit den guten und beſten Steindrücken welche aus deutſchen Anſtalten hervorgegangen.

So bedeutend indeſſen die Verbeſſerungen der Lithographie in Frankreich geweſen ſeyn mögen, ſo ſcheinet ſie doch daſelbſt, wie in andern Ländern auch, den einen Hauptpunct noch

nicht erreicht zu haben, nämlich, daß man über den jedesmaligen Erfolg der Arbeit völlig ſicher wäre, ſo in Hinſicht des Zubereitens der Steinplatten vor dem Abdrucken, wie in Betreff der Abdrücke ſelbſt. Denn wiewohl eben dem in Anzeige ſtehenden Galerie-Werk alle erforderliche Sorgfalt zugewendet worden, ſo bemerkt man doch in den Blättern deſſelben zuweilen undeutliche Stellen; manchmal ſind die dunkelſten Schatten bloß finſtere ſchwarze Flecke, und andere Stellen kommen vor wo im Abdruck einiges muß ausgeblieben ſeyn; in ſolchen Fällen haben dann beſonders die breiten Maſſen von Mitteltinte ein trübes nicht angenehmes Ausſehen gewonnen.

Von dem was die Franzoſen Tableaux de Genre nennen hat man in Deutſchland ſelten einen klaren Begriff und einen noch beſchränktern darüber was gegenwärtig ihre Maler in ſolchem Fache leiſten. Heroiſche und mythologiſche Darſtellungen ausgenommen, erſtreckt ſich jene Benennung überhaupt auf kleinere Bilder

verſchiedenartiger Gegenſtände; aus dergleichen Bildern nun beſteht die Galerie der Herzogin von Berry, und gewährt folglich über die heutige franzöſiſche Kunſt in ſolcher Art von Werken, ihre Verdienſte und Eigenthümlichkeit, ſchätzbare Aufſchlüſſe.

Durch zierliche Behandlung empfehlen ſich dieſe Bilder ſämmtlich, wie ſelbſt die lithographiſchen Abbildungen zu erkennen geben; doch ſcheint die Ausführlichkeit nie auf den hohen Grad getrieben wie vormals in den Niederlanden von G. Dow, Mieris, Slingelandt, in Deutſchland von Denner geſchehen, vielmehr iſt auf leichtes bequemes Handhaben des Pinſels großer Werth gelegt und dieſe Eigenſchaft auch in den Erklärungen überall gefliſſentlich hervorgehoben. Hohen muntern Farben begegnet man oft, ſelten warmen wahrhaften Fleiſchtinten; dahingegen trachten viele Künſtler nach maleriſchem Effect der auch einigen wohl gelingt, andere aber ſündigen durch ſchneidende gewaltſame Gegenſätze. Ein gewiſſer Geſchmack in der

Zeichnung, beynahe ſind wir verſucht es Styl zu nennen, herrſcht, wenige Ausnahmen abgerechnet, durchgängig, ſelbſt die mit der Kunſt ſich befaſſenden Frauen von denen die Galerie Berry Gemälde aufzuweiſen hat, eine Madame Auzou, Mad. Hautebourg Lescot, Mlle Gerard und die bekannte Mad. Le Brun zeichnen beſtimmter, wiſſenſchaftlicher und beſſer als die Malerinnen anderer Nationen zu thun pflegen.

Der aufgezählten verdienſtlichen Eigenſchaften ungeachtet befriedigt dieſes Galerie-Werk den Beſchauer nur wenig, in ſoferne derſelbe auf den Inhalt der Bilder, auf Erfindung und Werth der Gedanken achtet. Von allen den vierzig in vorliegenden zehn Heften des Werks nachgebildeten Gemälden beſticht wohl das eine und andere augenblicklich, nach ernſtlichem Prüfen aber dauernden Kunſtgenuß zu gewähren vermag keines. Die Technik freylich iſt ehrenwerth und Geiſtloſigkeit kann ihnen mit Recht nicht vorgeworfen werden, doch gedankenlos

ſcheinen ſie uns in gewiſſem Sinne wirklich zu ſeyn, das heißt, es fehlt ihnen durchgängig an poetiſchem Fundament. Nirgends findet ſich eine Idee und conſequente Entwickelung derſelben, oder dichteriſcher Stoff richtig empfunden, und mit nichts Fremdartigem beläſtigt; einmal nur kommt der Verſuch vor den Mangel an Poeſie durch ſentimentaliſch Rührendes zu erſetzen. Von ſolcher Art iſt die Famille malheureuse im 9. Heft, angefangen von Mlle Meyer und nach deren Tode ausgeführt von Prud'hon: ein noch junger Mann, ärmlich im Dachſtübchen wohnend, ſehr krank und ſchwach wird von ſeiner Gattin unterſtützt, drey Kinder weinen um ihn. Zufolge der lithographiſchen Nachbildung gelang der Ausdruck von hinfälliger Schwäche und Uebelbefinden im Kranken, jammernder Klage in der Frau und den Kindern ziemlich wohl, auch läßt ſich gegen die Anordnung der Figuren wenig einwenden; das Licht iſt gut vertheilt, der Schatten klar; aber das Ganze ſpricht den Beſchauer keineswegs ver-

gnüglich an, befriedigt ihn nicht ſondern erregt vielmehr das penible Mitgefühl der Noth, der Dürftigkeit, des Unglücks.

In einem Bilde des erſten Hefts, Une des Croisées de Paris etc. betitelt und gemalt von der Madame Auzou, iſt das bezielte Rührende völlig zwecklos und überdem die Bedeutung verfehlt. Auch hier iſt die Scene in einer Dachſtube, aus deren Fenſter niederſchauend eine kranke Mutter mit drey Kindern verſchiedenen Alters dargeſtellt iſt. Die Gebärden der vier Figuren verkünden lebhaftes Intereſſe an etwas ſo außer dem Bilde in der Tiefe vorgeht und man wird aus der gedruckten Erklärung belehrt: dieſe intereſſante Familie ſchaue im Jahr 1814 am Tage der Ankunft König Ludwigs XVIII. zu Paris ſo eben ſeine Majeſtät vorüberziehen. Iſt, möchten wir alle Kundigen fragen, irgend ein Beyſpiel noch größerer Verirrung in der Kunſt bekannt? oder, iſt ein ſolches auch nur möglich?

Merkwürdig in ungefähr ähnlicher Beziehung iſt auch ein Bild im zweyten Heft, wo der Künſtler, eben weil er rühren wollte, ſeine außerdem löbliche Arbeit ſo zu ſagen mit einem einzigen Zug gänzlich verpfuſcht. Das Werk führt die Unterſchrift Maison à vendre und iſt verfertigt von Martin Drolling aus Bergheim bey Schlettſtadt, 1817 zu Paris geſtorben. Derſelbe ſtellte das Innere einer ländlichen Wohnung dar, an deren offenſtehender Thüre ſitzt eine alte Frau ein großes aufgeſchlagenes Buch (die Bibel) vor ſich auf den Knieen haltend, in welchem ſie mit zufriedener Aufmerkſamkeit lieſt; zunächſt bey der Alten ſitzt auf der Thürſchwelle ein kleiner Knabe, abgewendet ins Freye ſehend, die Ausſicht geht über Felder auf eine andere ländliche Wohnung im Mittelgrunde; alles wird von abendlicher Sonne beleuchtet, thut ſtille angenehme Wirkung, und nichts würde den Begriff von dem Zuſtand friedlicher beglückter Ruhe ſtören, hätte nicht Herr Drolling unbedacht und bewußtlos deſſen

was er gemacht ſowohl als deſſen ſo er machen wollte, einen Zettel mit den Worten Maison à vendre auf die Thüre gemalt, wodurch der Beſchauer ſogleich an Schulden, Noth und Austreiben durch Gläubiger erinnert, die behagliche Stimmung verliert und in eine unbehagliche verſetzt wird. Aus Geldmangel und Schulden mögen im Leben wohl manche Verlegenheiten entſpringen, niemand bezweifelt's, auch nimmt die Sache zuweilen gar ein tragiſches Ende, aber eigentlich äſthetiſch ſind darum ſolche Situationen noch nicht.

Minder ſtörend zwar, indeſſen doch werth bemerkt zu werden, iſt das Verſehen in dem Bilde l'Ecrivain public aus dem fünften Heft, wo Mad. Haudebourg Lescot einen der Schreiber abgebildet, welche zu Rom an Feſttagen auf öffentlicher Straße ſchreibensunkundigen Landleuten gegen geringen Lohn die in ihren Angelegenheiten nöthigen Briefe verfertigen. Hier ſteht eine hübſche Fraſkatanerin, feſtlich gekleidet, neben der etwas ſchalkhaft

ausſehenden Vertrauten, dem an ſeinem Tiſche ſitzenden Schreiber gegenüber um ſich einen Brief an den abweſenden Geliebten zu beſtellen; nebenan harrt ein Schäfer des Gebirgs (Montanaro), ruhig lehnend bis jener Brief fertig ſeyn wird und er ſeine Angelegenheit vorbringen kann. So weit wäre alles gut und zu loben, aber am andern Ende des Bildes hinter den Frauen, ſitzt, ohne alle Beziehung auf den erwähnten Vorgang, ein Knabe die im Kloſter erhaltene Suppe verzehrend.

Die Kunſt der jetzt lebenden franzöſiſchen Peintres de Genre zeigt ſich von der vortheilhafteſten Seite in den ſogenannten Intérieurs, deren die Galerie der Herzogin von Berry mehrere enthält; dieſelben ſtellen innere Anſichten gothiſcher Kirchen dar, ſchauerliche Gewölbe, Hallen welche Ausſichten ins Freye geſtatten, Höfe und Treppen von Gebäuden. Das geſammte Maleriſche oder auch nur vermeint Maleriſche der Architektur nimmt dieſe Gemälde-Gattung in Anſpruch, ſelbſt das Innere bür-

gerlicher und ländlicher Wohnungen ſchließt ſie nicht aus. Durchgängig empfehlen ſich die Werke des genannten Fachs mit wohlverſtandener Perſpective, kräftiger Beleuchtung, mehrere auch mit wohlgezeichneten Staffage-Figuren und auf das Detail verwendetem Fleiß, der freylich zuweilen mehr ſcheinen als ſeyn will und ſodann in das minutiös Affectirte verfällt. Als Beweis mag der Umſtand gelten, daß auf dem Bilde wo der heilige Ludwig im Gefängniß die ihm von den Ungläubigen angebotene Krone verſchmäht, nicht weniger als vier und vierzig Spinnengewebe angedeutet ſind. Ferner möchte ſich hie und da einiges über die Wahl der Gegenſtände erinnern laſſen. Die Darſtellung vom Innern der zu einem Pferdeſtall und Heumagazin umgewandelten Dominicaner Kirche zu Lyon, übrigens eins der trefflichſten Blätter des ganzen Galerie-Werks, war unſerer Meinung nach vom Maler ein falſcher Griff; denn es iſt damit ein ganz anderer Fall als etwa mit der Ruine eines alten Tempels, welche die Flucht

der Zeiten, längſt entſchwundene Kunſt und Herrlichkeit der Vorwelt andeutet; aber ein ſolcher Gegenſtand wie dieſe Kirche ſpottet gleichſam des noch beſtehenden Glaubens, bringt unfreundlich erduldetes großes Elend, rohe Grauſamkeit, Unrecht und Gewalt wieder in Erinnerung.

Daß über die Kunſt in Frankreich etwas andere Anſichten walten als bey uns, darf nicht befremden; woher ſollte ſonſt das Eigenthümliche der Schulen kommen? Und ſo muß man auch manchen Ausdruck, manches weniger anſprechende Urtheil überſehen; es beſtehen jedoch allgemein gültige unveränderliche Geſchmacks-Regeln, ſonſt gäbe es gar keinen, und wo immer Künſtler uud Beurtheiler von Kunſtwerken denſelben entgegen handeln, mögen Sie darüber in Anſpruch genommen werden. Das iſt der Grund warum wir uns die vorhin gemachten Einwendungen gegen einige Bilder erlaubt haben und ſo wollen wir nun ſchließlich zur

Anzeige noch einige Stellen aus den Erklärungen berückſichtigen.

Weder den eigenen Zweck fördernd, noch angemeſſen, noch billig war es von Mr. Bonnemaison, oder wer ſonſt die Erklärungen mag geſchrieben haben, da wo Madame Auzou wegen des oben erwähnten Gemäldes, une des Croisées de Paris Lob erhält, vielleicht auch in Hinſicht auf zierliche Ausführung ſolches verdient, die unvergleichlich höhern Talente des Metzu, Mieris und G. Dow herabzuſetzen und gleichſam verächtliche Seitenblicke auf ſie zu thun. Von eben der Art, doch um vieles vermeſſener, iſt was in der Erklärung des ebenfalls oben angeführten Gemäldes Maison à vendre vom Kunſtvermögen des Herrn Drolling behauptet wird: Moins précieux, moins lêché que Gérard Dow, il a la finesse de son pinceau et la suavité de son coloris; plus correct que Terburg, il est vrai, exact comme lui dans l'imitation des étoffes; moins trivial que Te-

niers, il l'egale par la légèreté des tons, l'esprit et la facilité de la touche, et l'art avec lequel il répand le jour et dégrade la lumière.

Möchte das eben Berichtete bey ernſten Kunſtfreunden faſt Unwillen erregen, ſo theilen wir jetzt hingegen noch etwas Erheiterndes mit: In der Erklärung des lithographiſch ſo trefflich ausgeführten Bildes Chambre des petits Savoyards von Bonnefond will der Verfaſſer es dem Maler allenfalls noch hingehen laſſen, daß er die beyden kleinen Savoyarden als hübſche Jungen dargeſtellt hat; giebt aber mit höflicher Wendung ſein Bedenken zu erkennen über die excessive propreté des haillons dont ils sont couvert, und meint ferner: ihre blühende Farbe laſſe glauben, eine ſorgſame Mutter habe ſie gewaſchen: présidé à leur toilette du matin; das ſeyen keine Waiſen, keine Verlaßnen. Der Schluß dieſer Beurtheilung und die damit verbundene Lehre für den Künſtler übertreffen indeſſen an Merkwürdig-

keit alles Andere. Der Verfaſſer nämlich etwas ärgerlich über die beyden gewaſchenen Savoyarden-Knaben verſichert von denſelben: ils intéressent moins, s'ils plaisent d'avantage. Fleißig haben wir nachgedacht, ob dergleichen Lehren oder die hohlen, Kunſt und Kunſtwerke betreffenden Phraſen mancher deutſchen Scribenten, worin die Worte Phantaſie, Gemüth, Andacht, heilige Begeiſterung, Zauber des Romantiſchen u. dgl. immerfort wiederkehren, mehr Unheil angerichtet haben und künftig noch anrichten werden; bis jetzt aber waren wir nicht im Stande etwas Beſtimmtes darüber zu ermitteln.

Bey Septimus Browet in London erſcheint Museum Worsleyanum; or a Collection of antique Bassorelievos, Bustos, Statues and Gemms; with Views in the Levant. Imperial Quarto, Das Ganze wird aus zwölf Heften in ſechs Abtheilungen

beſtehen, die zwölf Hefte ſodann zwey Bände ausmachen, welche zuſammen hundert und ein und funfzig Kupfertafeln enthalten werden. Eigentlich iſt was hier Alterthumsforſchern und Kunſtliebhabern geboten wird nur neue Auflage, oder Wiederabdruck eines ſchon vorhandenen Werks, in Folio, von dem nun verſtorbenen Sammler des Muſeums Sir Richard Worsley, welches Werk derſelbe bloß für ſich drucken ließ und nur eine geringe Zahl Exemplare an Freunde verſchenkte. Die gegenwärtig veranſtaltete neue Ausgabe, wozu man die Kupfertafeln welche bey jenem erſten Werk dienten wieder benutzt, ſolche aber nachher unbrauchbar machen wird, ſoll in Gemäßheit der Ankündigung aus nicht mehr als zweyhundert und funfzig Exemplaren beſtehen, diejenigen fünf und zwanzig Exemplare mit eingerechnet wo die Abbildungen der Monumente auf indianiſches Papier gedruckt ſind.

Sechs Hefte und alſo ungefähr die Hälfte des Ganzen hat das Publicum jetzt bereits er-

halten; im erſten Heft werden neun Basreliefs, alle zu Athen und in der Umgegend gefunden, abgebildet und erklärt, darunter befindet ſich eins welches urſprünglich zum Fries am Parthenon gehört haben und vortrefflich gearbeitet ſeyn ſoll, welches beydes vermöge der Abbildung wohl zu glauben iſt.

Der zweyte Heft macht noch mit achtzehn erhobenen Arbeiten bekannt, deren die meiſten von Seite der Ausführung Verdienſte zu haben ſcheinen; mehrere ſind auch des dargeſtellten Gegenſtandes wegen merkwürdig. Den dritten Heft eröffnen zwey Inſchriften, ihnen folgen neun Bruſtbilder; im vierten Heft kommt noch ein Bruſtbild vor: eine ſchöne Gruppe, Bacchus neben einem geflügelten Genius ſtehend; ferner eine antike Copie der bekannten Gruppe des Nilſtroms mit Kindern umgeben, und noch acht andere Statuen, theils griechiſche theils ägyptiſche Arbeiten. Im fünften Heft begegnet man zuerſt einem ſchönen Amor von Marmor, hierauf zwey marmornen antiken Stüh-

len und neun geſchnittenen Steinen. Im ſech=ſten Heft ſind Abbildungen von noch vierzehn andern geſchnittenen Steinen enthalten. Es befinden ſich unter dieſer Claſſe von Monu=menten einige vortreffliche Stücke, theils hoch, theils vertieft geſchnitten.

Die Erklärungen aller dieſer Denkmale ſind in engliſcher und zugleich in italiäniſcher Sprache gedruckt; als Grund dafür wird in der Einleitung angegeben: weil die italiäniſche Sprache zum Erklären der Kunſtdenkmale vor allen andern geeignet ſey. Wir geſtehen daß uns dieſes nicht, weder als erwieſen noch als erweisbar einleuchten will.

An ſich ſind die Auslegungen von ſehr ver=ſchiedenem Gehalt; der erwähnten Einleitung zu=folge ſoll E. A. Visconti manches dazu bey=getragen haben, und Sachkundige werden die Stellen leicht entdecken wo der Meiſter beliebte Hand anzulegen, wie z. B. die Erklärung des Bruchſtücks von erhobener Arbeit, angeblich aus dem Fries des Parthenon, auch iſt ſie ſeiner völlig

werth; dahingegen man in vielen andern unverkennbare Spuren dilettantiſcher Unzulänglichkeit wahrnimmt.

Die in Kupfer geſtochenen Abbildungen der Monumente, meiſtens von römiſchen Künſtlern gezeichnet und geſtochen, ſind im Ganzen befriedigend und laſſen ſich denen im Muſeum Pio Clementino vergleichen, mögen auch wohl zur Zeit von Sir Richards Anweſenheit in Rom durch Visconti beſorgt worden ſeyn. Unter den Abbildungen von Gemmen geriethen einige nicht allzuwohl; ein ſolches Mißgeſchick iſt vorzüglich dem herrlichen vertieft geſchnittenen Ulyſſes von Allion widerfahren, deſſen Schönheit zu bewundern wir ſchon mehrere Male Gelegenheit gehabt, als ihn noch der bekannte engliſche Geſandte zu Neapel Sir Wllm Hamilton beſaß. Hier im Kupferſtich erſcheint der Held kümmerlich, mit enger Bruſt und das Geſicht erbärmlich verzeichnet.

Herr Dr. Nöhden, jetzt einer der Bewahrer des brittiſchen Muſeums, deſſen mannigfaltige gelehrte und Kunſtkenntniſſe bekannt genug ſind und deſſen freundliche Gefälligkeit wir uns veranlaßt geſehen haben in dieſen Blättern ſchon mehr als einmal dankbarlich zu erwähnen, giebt unter dem Titel: A Selection of ancient Coins, ein Werk heraus worin ſeltene, antike, im Cabinet des Lord Northwick ſich befindende Münzen aus Großgriechenland und Sicilien abgebildet und erklärt werden. Der erſte und der zweyte Heft dieſes Prachtwerkes erſchienen alle beyde im jetzt laufenden Jahr 1824. Das Format iſt mäßig Folio, in jedem Heft ſind nebſt der erforderlichen herrlich gedruckten Erklärung auch Abbildungen von fünf verſchiedenen Münzen enthalten, auf eben ſo vielen Kupfertafeln, Hauptſeiten ſowohl als Reverſe nach einem ſehr beträchtlich vergrößerten Maßſtabe gezeichnet; beyläufig iſt noch die wirkliche Größe der Münzen angegeben. Der Zeichner nennt ſich del Frate und war

Canova's Schüler; ſämmtliche Kupfertafeln hat Henry Moſes in punctirter Manier mit kaum zu übertreffender Zierlichkeit geſtochen. Die Abdrücke auf gelbliches indianiſches Papier thun beſonders eine milde angenehme Wirkung.

Erklärt und abgebildet findet man im erſten Heft folgende Medaillen: zwey goldne der Brutier; eine ſilberne von Agrigent, und zwey ebenfalls ſilberne von Camarina. Im zweyten Heft macht wieder eine ſilberne von Camarina den Anfang; es folgen ſodann zwey aus eben dieſem Metall beſtehende Gepräge der Segeſtaner und zwey ſolche von Catana machen den Beſchluß dieſes Hefts. Zur nähern Beurtheilung des Texts fanden die Weimariſchen Kunſtfreunde ſich nicht genugſam unterrichtet und müſſen ſolche daher gelehrten Münzkundigen überlaſſen. Gegenwärtige Anzeige berückſichtiget vornehmlich nur den Werth der Arbeit an den Kupfertafeln, und würde ſich des Weitern noch über Kunſt, Styl und wahrſcheinliches Alter der Münzen verbreiten, wenn dieſe zu den min-

der ſeltenen gehörten, ſonach in andern wohler-
haltenen Exemplaren oder friſchen Abgüſſen be-
quem zur genauern Betrachtung beygebracht
werden könnten. Inzwiſchen findet ſich doch
von der gleich zu Anfang im erſten Heft abge-
bildeten Goldmünze der Brutier unter Mion-
nets Paſten No. 178 eine ähnliche oder viel-
leicht gar eben dieſelbe Münze, auch nach ei-
nem goldnen Exemplar geformt; das Haupt des
Neptunus auf der Vorderſeite iſt trefflich gear-
beitet und vermöge des Styls der Behandlung
nicht lange nach Alexanders des Großen Zeit.
Auf der Münze hat der Gott ſtärker pronun-
zirte ernſtere Züge als ihm in der vergrößerten
und in Kupfer geſtochenen Abbildung gegeben
ſind, beſonders iſt die Augenbraune höher auf-
gezogen. Die auf einem Seepferde ſitzende
Nymphe oder was glaublicher ſcheint Venus,
auf der Kehrſeite, iſt in Gemäßheit ihrer Ge-
bärde, Geſtalt und Wurfs der Falten, im Ab-
guß bey Mionnet wie im Kupferſtich bey Noeh-
den, ganz ebendieſelbe Figur. Auch der Amor

welchen ſie mit der rechten Hand auf ihrem Knie ſtehend hält, hat eine ähnliche Stellung; im Kupferſtich aber ſchwebt ein Stück Gewand oder Binde von ſeiner Hand oder der ihn haltenden Hand der Venus herab; dahingegen in der Paſte Amor den geſpannten Bogen zu halten und zu zielen ſcheint. So hat auch die Floſſe am Schwanz des Seepferdes eine etwas andere Richtung. Im Kupferſtich befindet ſich endlich vor dem Haupt des Seepferdes ein Füllhorn, dahingegen man in der Paſte an derſelben Stelle das Bild einer großen Ameiſe deutlich erkennt. Ob nun dieſe Verſchiedenheiten daher rühren, weil die Münze aus der Sammlung des Lord Northwick wirklich von der im Königl. franzöſiſchen Cabinet befindlichen und aus Mionnets Abdrücken bekannten verſchieden iſt, oder ob ſie beyde von gleichem Stempel ſind und die angegebenen Verſchiedenheiten als Irrthümer dem Zeichner zur Laſt fallen, vermöchte nur jemand zu entſcheiden der wie Herr Nöhden allenfalls Mionnets Paſte

mit der Münze des Lord Northwick zu vergleichen Gelegenheit hat.

Die drey erſten Hefte der **Bilder des griechiſchen Alterthums**, von Jakob **Horner** Profeſſor in Zürich, wurden in einem der frühern Stücke über Kunſt und Alterthum (IV. Bd. 2. H.) mit verdientem Beyfall angezeigt, auch hat ſich die Nützlichkeit des Werks beym Unterricht ſeither vollkommen erprobt. In der unlängſt erſchienenen Fortſetzung, oder dem vierten, fünften und ſechſten Heft, finden wir unverändert die Einrichtung der erſten Hefte wieder; ſonach enthält jeder Heft, gleich den ſechs vorigen, ſechs Bildertafeln nebſt den nöthigen Erklärungen. Vergleicht man das Lithographiſche der Bilder in den frühern und ſpätern Heften, ſo ſcheinen ſie an Deutlichkeit, Kraft und reinlicher Ausführung fortſchreitend etwas zugenommen zu haben, wenigſtens möchten die Tafeln mit Bildniſſen von Feldherrn,

Dichtern und Philoſophen eine ſolche Behauptung vielleicht rechtfertigen. In den Erklärungen findet ſich überall die ehemals ſchon gelobte zweckmäßige Kürze und Klarheit wieder.

Von der Galeria Riccardiana, Florenz bey Piatti und von Laſinio dem Sohne geſtochen, ſind nun auch die Hefte No. IV. V. und VI. erſchienen, womit das Werk vollſtändig und beendigt iſt. Sie veranlaſſen keine neuen Betrachtungen, bethätigen aber jene der Anzeige des I. II. und III. Hefts (Siehe K. u. A. IV. B. 2. H.) beygegebenen über die Kunſt und den Geſchmack des Luca Giordano. Jetzt bleibt uns noch in Beziehung auf die drey letzten Hefte zu ſagen übrig, daß dieſelben mit den drey erſten völlig ähnliche Einrichtung haben, alſo ein jeder Heft auch zwey Kupfertafeln enthält, nebſt erklärendem Text. Das ganze große Werk am Gewölbe der Galerie Riccardi worin Luca Giordano, zugenannt Fapreſto, den

Verlauf des menſchlichen Lebens mythiſch-allegoriſch vorgeſtellt, iſt demnach auf zwölf Tafeln abgebildet und der begleitende Text oder die Auslegung, von P. Georgi verfaßt, füllt überhaupt zwey und funfzig Folioſeiten. Dem ſechſten Heft hat man noch zwey Kupferblätter beygegeben, welche beym Einbinden vorne hinkommen müſſen. Auf einem derſelben iſt eine groſze, im Jahr 1715 verfertigte Schaumünze auf den Marcheſe Franzesko Riccardi abgebildet, welcher gedachte Galerie ſeines Palaſtes (es war urſprünglich der Medicäiſche) hatte ausmalen laſſen. Unter der Medaille ſteht eine lateiniſche Denkſchrift im Lapidarſtyl, worin der jetzt lebende Marcheſe Riccardi das Andenken dieſes ſeines kunſtliebenden Ahnherrn feyert. Auf dem andern Blatt befindet ſich das Bruſtbild des Malers Luca Giordano, leicht zwar aber mit ſicherer Hand und vielem Geiſt radirt.

Zu Nürnberg äußert ſich wahrhaftige ſehr ehrenwerthe Liebe und Luſt für vaterländiſche

Kunſt, ihre Geſchichte und Denkmåler. Einer aus dieſem Keime hervorgegangenen Frucht nåmlich zweyer Hefte Biographien nůrnbergiſcher Kůnſtler iſt bereits Erwåhnung geſchehen (K. u. A. IV. B. 3. H. S. 123.) und eine andere ungefåhr von åhnlicher Art und Verdienſt iſt: der Sammler fůr Kunſt und Alterthum in Nůrnberg, von dem der erſte Heft ſechs und neunzig Seiten Text in Octav und fůnf Kupferſtiche enthaltend, im Jahre 1824 erſchien. Der Inhalt iſt merkwůrdig; es werden hiſtoriſche Notizen mitgetheilt von alten und neuen nůrnbergiſchen Kůnſtlern, desgleichen von Kunſtwerken; man erfåhrt ferner was zu Nůrnberg in der Kunſt und fůr die Kunſt gegenwårtig geſchieht; das lôbliche Bemůhen die alten Denkmale zu reinigen, auszubeſſern, zu ſammeln und zu pflegen. Die hierauf ſich beziehende Thåtigkeit und der åcht patriotiſche Sinn der Herren: Architekt Heideloff, Kupferſtecher und Director der Zeichenſchule Alb. Reindel, Magiſtratsrath

D. Campe und anderer wird verſchiedentlich mit Ehren genannt. Möchten wir bald von der Fortſetzung des Sammlers und über neu erſchienene Stücke deſſelben zu berichten haben.

Goethe an Schiller 1802.

Wir haben Sie geſtern ſehr vermißt und um ſo mehr Ihre Abweſenheit bedauert, da wir denken mußten, daß Sie Sich nicht ganz wohl befinden.

Ich wünſche daß Sie morgen der Vorſtellung beywohnen können.

Hier ſchicke ich den verlangten Theil des Euripides, es iſt recht gut daß Sie das Original leſen, ich habe es diesmal noch nicht angeſehen, ich hoffe die Vergleichung ſoll uns manche Betrachtung gewähren.

Mit Freuden werde ich Sie auch im neuen Jahre bald wieder mündlich begrüßen und die Fortdauer unſeres Verhältniſſes zur guten Stunde feyern.

Ich lege auch die Umriſſe der Preisſtücke bey, die ganz leidlich gerathen ſind.

Weimar am 11. Jan. 1802.

Indem ich den Aufſatz über die Kunſt-Ausſtellung einſende, den ich zu geneigter Aufnahme empfehle, frage ich an: ob Sie Sich nicht einrichten wollten heute Abend nach der Comödie mit mir nach Hauſe zu fahren. Es giebt Verſchiedenes, worüber ich mir Ihren Rath erbitten möchte, vor meiner Abreiſe, welche auf Morgen früh um zehn Uhr feſtgeſetzt iſt. Leben Sie recht wohl.

Weimar am 16. Jan. 1802.

In Jena, in Knebels alter Stube, bin ich immer ein glücklicher Menſch, weil ich keinem Raum auf dieſer Erde ſoviel productive

Momente verdanke. Es iſt luſtig daß ich an einem weißen Fenſterpfoſten alles aufgeſchrieben habe was ich ſeit dem 21. Novbr. 1798 in dieſem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich dieſe Regiſtratur früher angefangen, ſo ſtünde gar manches darauf was unſer Verhältniß aus mir herauslockte.

Eine Schnurre über das Weimariſche Theater habe ich zu dictiren angefangen und mache dabey, wie billig, ein erſtaunlich ernſthaft Geſicht. Da wir die reelle Leiſtung im Rücken haben, ſo iſt es gut ein wenig dämiſch auszuſehen und ſich auf jede Weiſe alle Wege frey zu halten.

Hiebey kommt die Abſchrift des gräciſirenden Schauſpiels. Ich bin neugierig was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingeſehen, es iſt ganz verteufelt human. Geht es halbweg, ſo wollen wir's verſuchen, denn wir haben doch ſchon öfters geſehen, daß die Wirkungen eines ſolchen Wageſtücks für uns und das Ganze incalculabel ſind.

Indem ich in das Büttneriſche und Akademiſche Bibliotheksweſen hineinſehe, und die Idee eines virtualen Katalogs der drey im Lande beſtehenden Bibliotheken auszuführen trachte, muß ich auch in die ungeheure Empirie des Literaturweſens hineinſchauen, wo einem denn doch, wenn man auch die Forderungen noch ſo hoch ſpannt, manches reſpectable Streben und Leiſten entgegenkommt.

Im Geiſte der immer neuen Jenaiſchen Jugend werden die Abende geſellig hingebracht. Gleich Sonntags bin ich bey Lodern bis Ein Uhr in der Nacht geblieben, wo die Geſellſchaft gerade einige Capitel hiſtoriſcher Kenntniſſe aufrief, die bey uns nicht zur Sprache kommen. Bey einiger Reflexion über die Unterhaltung fiel mir auf, was man für ein intereſſantes Werk zuſammenſchreiben könnte, wenn man das was man erlebt hat, bey der Ueberſicht die einem die Jahre geben, mit gutem Humor aufzeichnete.

Die Botenſtunde naht, ich eile ein freundliches Lebewohl zu ſagen.

Jena am 19. Jan. 1802.

Ich ſage heute nur wenig, indem ich die Beylage ſchicke, die Ihnen gewiß Freude machen wird, wenn Sie das Gedicht nicht ſchon kennen. Nur ſchade daß ſchon Jones und nun auch Dalberg (S. S. XV.) die ſogenannten anſtößigen Stellen unterdrückt haben; dadurch erhält das Stück einen lüſternen Charakter, da es im Original gewiß einen genußvollen ausdrückt.

Mir waren merkwürdig die äußerſt mannigfaltigen Motive, durch die ein äußerſt einfacher Gegenſtand ſich zu einem unendlichen erweitert.

Die Hauptprobe von Turandot wird wohl Donnerſtag ſeyn. Schreiben Sie mir, ob Sie ohne mein Zuthun glauben fertig zu werden, ſo käme ich erſt Freytag früh. Der ſchreckliche Wuſt des Büttneriſchen Nachlaſſes bedrängt

mich um ſo mehr, als ich gleich räumen ſoll, um dem neuen Commandanten Platz zu machen. Ich dachte die Zimmer zuzuſchließen und dieſen Wirrkopf methodiſch aufzukämmen, nun muß ich ihn aber rein wegſchneiden und ſehen wo die Sachen herumſtecken, und dabey Sorge tragen daß ich die Verwirrung nicht vermehre.

Montag Nachmittag wird erſt legaliter aufgeſiegelt und da habe ich zum Déménagement nur wenig Zeit. Ich muß überhaupt denken das Haus brenne, und da würde das Ausräumen noch etwas confuſer ablaufen.

Die Philoſophen habe ich noch nicht geſehen.

J. d. 22. Jan. 1802.

Ihre beyden neuen Räthſel haben den ſchönen Fehler der erſten, beſonders das des Auges, daß ſie entzückte Anſchauungen des Gegenſtandes enthalten, worauf man faſt eine neue Dichtungsart gründen könnte. Das zweyte habe ich aufs erſte Leſen, das erſte aufs zweyte

Leſen errathen. Meo voto würden Sie den Regenbogen an die erſte Stelle ſetzen, welcher leicht zu errathen, aber erfreulich iſt; dann käme meins, welches kahl aber nicht zu errathen iſt; dann der Blitz, welches nicht gleich errathen wird, und in jedem Fall einen ſehr ſchönen und hohen Eindruck zurückläßt.

Ich wünſche daß Sie morgen Mittag mit mir eſſen möchten, damit wir einmal mit Meyern wieder in einiger Behaglichkeit zuſammen ſitzen. Sie ſollen mit abſonderlichen Saucen bewirthet werden. Ich wünſche es um ſo mehr, als ich zu Anfang der andern Woche wieder nach Jena zu gehen gedenke.

Weimar am 2. Febr. 1802.

So angenehm mir's iſt daß Sie Sich nun in Weimar durch einen Hauskauf fixiren, ſo gern will ich hier das Nöthige beſorgen.

Goetze wird ſein Möglichſtes thun und ich erſuche Sie mir nur bald die Schlüſſel zu Haus

und Garten zu ſchicken damit man die Liebhaber hineinführen kann.

Ich habe dieſe Tage nichts vor mich gebracht, als einen kleinen Aufſatz übers Weimariſche Theater, den ich ſchon an Bertuch abgegeben habe. Es iſt ein Wurf, den ich ſo hinthue, man muß ſehen was ſich weiter daran und daraus bilden läßt.

Das Bibliotheksgeſchäft iſt mehr ein unangenehmes als ein ſchweres, und hauptſächlich darum verdrießlich, weil bloß der Mangel an Raum ein zweckmäßiges Deployiren hindert. Indeſſen habe ich auch ſchon meine Maasregeln genommen. Dabey iſt aber abermals das Fatale daß man niemand von hieſigen Menſchen anſtellen kann. Sie ſind alle ohnehin ſo ſehr geſchäftig und ihre Zeit iſt ſo ſehr eingetheilt, welches ihnen denn freylich übrigens zum Ruhme gereicht. Ich habe eben nur dieſe Tage die Sache von allen Seiten überdacht, um das was ich unternehme nicht mit Hoffnung ſondern mit Gewißheit des Erfolgs anzufangen.

Leben Sie recht wohl und helfen Sie Sich mit mir durch die irdiſchen Dinge durch, damit wir wieder zu den überirdiſchen gelangen können.

J. den 12. Febr. 1802.

Ihrer Einladung werde ich diesmal, mein werther Freund, nicht folgen können. Den Rocken, den ich angelegt habe, muß ich auch gleich abſpinnen und abweifen, ſonſt giebt es von neuem Unordnung und das Gethane muß wiederholt werden. Unſern guten Prinzen will ich ein ſchriftliches Lebewohl ſagen. Grüßen Sie Herrn von Wolzogen und wünſchen ihm eine glückliche Fahrt.

Mein hieſiger Aufenthalt iſt ganz erfreulich, ſogar hat ſich einiges Poetiſche gezeigt und ich habe wieder ein Paar Lieder auf bekannte Melodien, zu Stande gebracht. Es iſt recht hübſch daß Sie auch etwas der Art in die Mitte des kleinen Zirkels bringen.

Mit Schelling habe ich einen ſehr guten Abend zugebracht. Die große Klarheit bey der

großen Tiefe iſt immer ſehr erfreulich. Ich würde ihn öfters ſehen, wenn ich nicht noch poetiſche Momente hoffte, und die Philoſophie zerſtört bey mir die Poeſie und das wohl deßhalb weil ſie mich ins Object treibt, indem ich mich nie rein ſpeculativ erhalten kann, ſondern gleich zu jedem Satze eine Anſchauung ſuchen muß und deßhalb gleich in die Natur hinausfliehe.

Mit P. habe ich eine ſehr angenehme Unterhaltung gehabt. Er iſt in dieſem Weſen ſo von Grund aus unterrichtet, an jenen Orten und in jenen Zeiten ſo zu Hauſe, daß ſo vieles der heiligen Schriften, was man ſonſt in idealer Allgemeinheit anzuſtaunen gewohnt iſt, nun in einer ſpecifiſchen und individuellen Gegenwart begreiflich ſcheint. Er hat einige meiner Zweifel ſehr hübſch, in der Totalität ſeiner Vorſtellungsweiſe aufgelöſt, daß ich recht vergnüglich mit ihm übereinſtimmen konnte. Auch läßt ſich über manche Maximen, die bey ſo einer Arbeit zu Grunde liegen, mündlich mancher befriedigende Aufſchluß geben, und am Ende

iſt ein Individuum immer willkommen das eine ſolche Totalität in ſich einſchließt.

Das Engliſche der Gita Govinda habe ich nun auch geleſen und muß den guten Dalberg leider einer pfuſcherhaften Sudeley anklagen. Jones ſagt in ſeiner Vorrede: er habe dieſes Gedicht erſt wörtlich überſetzt und dann ausgelaſſen, was ihm für ſeine Nation zu lüſtern und zu kühn geſchienen habe. Nun läßt der deutſche Ueberſetzer nicht allein nochmals aus, was ihm von dieſer Seite bedenklich erſcheint, ſondern er verſteht auch ſehr ſchöne, unſchuldige Stellen gar nicht, und überſetzt ſie falſch. Vielleicht überſetz' ich das Ende, das hauptſächlich durch dieſen deutſchen Mehlthau verkümmert worden iſt, damit der alte Dichter wenigſtens in der Schöne vor Ihnen erſcheinen möge, wie ihn der engliſche Ueberſetzer laſſen durfte.

Soviel für heute! doch füge ich noch hinzu, daß von Ihrem Gartenverkauf hier und da geſprochen wird. Man zweifelt daß ſie das Gewünſchte dafür erhalten werden, doch muß man

das Beßte hoffen. Die Schlüſſel werde ich im nöthigen Falle bey Hufeland holen laſſen. Ein freundliches Lebewohl.

Jena den 19. Febr. 1802.

Es iſt gegenwärtig hier gerade eine luſtige und geſellige Epoche, und ich bin meiſt Mittags oder Abends auswärts. Dagegen kann ich noch keine productiven Momente rühmen, die ſich überhaupt immer ſeltener machen.

Ich bin über des Soulavie mémoires historiques et politiques du regne de Louis XVI. gerathen, ein Werk das einen nicht los läßt und das durch ſeine Vielſeitigkeit einnimmt, wenn gleich der Verfaſſer mitunter verdächtig erſcheint. Im Ganzen iſt es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die ſich, nach Naturnothwendigkeit, von vielen Höhen und aus vielen Thälern, gegen einander ſtürzen und endlich das Ueberſteigen eines großen Fluſſes und eine Ueberſchwemmung veranlaſſen, in der zu Grunde geht wer ſie

vorgeſehen hat, ſo gut als der ſie nicht ahndete. Man ſieht in dieſer ungeheuern Empirie nichts als Natur und nichts von dem was wir Philoſophen ſo gern Freyheit nennen möchten. Wir wollen erwarten ob uns Bonaparte's Perſönlichkeit noch ferner mit dieſer herrlichen und herrſchenden Erſcheinung erfreuen wird.

Da ich in den wenigen Tagen ſchon vier Bände dieſes Werks durchgeleſen habe, ſo weiß ich freylich ſonſt nicht viel zu ſagen. Das ſchöne Wetter hat mich einigemal hinaus in das Freye gelockt, wo es auch noch ſehr feucht iſt.

Leben Sie recht wohl und ſagen mir gelegentlich etwas von den Weimariſchen Zuſtänden und in wiefern Ihnen einige Arbeit gelingt.

Jena den 9. März 1802.

Ich werde mich wohl bald entſchließen meinen hieſigen Aufenthalt abzubrechen und wieder zu Ihnen zu kommen. Da freue ich mich denn auf unſere Abende, um ſo mehr als wir

manches Neue einander werden zu communiciren haben.

Wenn die dabey intereſſirte Geſellſchaft das Abenteuer vom fünften dieſes einigermaßen verſchmerzt hat, ſo wollen wir bald wieder einen Piknik geben und die neuen Lieder, die ich mitbringe, verſuchen. Haben Sie denn die Ihrigen etwa Zeltern mitgegeben? da die Körneriſchen Compoſitionen nicht greifen wollten.

Ich wünſche Ihnen einen recht guten Humor und eine recht derbe Fauſt, wenn Sie auf die Ireniſche Einladung antworten. Es wäre recht ſchön, wenn Ihnen eine Epiſtel glückte, die auf alle das Packzeug paßte, dem ich immer größern Haß widme und gelobe.

Ich freue mich zu hören daß Sie Ihre Johanna auch für uns der theatraliſchen Möglichkeit nähern wollen. Ueberhaupt müſſen wir, da wir mit dieſer Vorſtellung ſo lange gezaudert, uns durch irgend etwas auszuzeichnen ſuchen.

Mit der Iphigenia iſt mir unmöglich et-

was anzufangen. Wenn Sie nicht die Unternehmung wagen, die Paar zweydeutigen Verſe corrigiren und das Einſtudiren dirigiren wollen; ſo glaube ich nicht daß es gehen wird, und doch wäre es in der jetzigen Lage gut und ſie würde dann für andere Theater verlangt, wie es ja ſchon mit dem Nathan gegangen iſt. Rhadamiſt und Zenobia, das zur Sprache kam, iſt, bey näherer Betrachtung, ein ſehr merkwürdiges Stück: der höchſte Gipfel einer manierirten Kunſt, wogegen die Voltairiſchen Stücke als reine Natur erſcheinen. Das was an dieſem Stück imponirt iſt wahrſcheinlich die Kainiſche Lage des Helden und der unſtete Charakter der an das Schickſal jenes erſten Brudermörders erinnert. Es übrigens aufs deutſche Theater zu heben, ſehe ich noch keine Handhabe.

Zu der Bekanntſchaft des heiligen Bernhards gratulire ich. Wir wollen ſehen Specialiora von ihm zu erfahren.

Unſere hieſigen theologiſchen Freunde ſind

in üblen Umſtänden. Griesbach leidet an ſeinen Füßen und Paulus mit ſeiner Frau. Sie iſt ſehr übel dran ſo daß ich für ihre Exiſtenz fürchte, und die Natur kann nun wieder eine Weile operiren, bis ſie ein ſo neckiſches Weſen zum zweytenmal zuſammenbringt.

Zelter hat ſehr lebhafte Eindrücke zurück⸗gelaſſen. Man hört überall ſeine Melodien und wir haben ihm zu danken daß unſere Lieder und Balladen durch ihn von den Todten erweckt werden.

Das Bibliothekswesen klärt ſich auf. Bre⸗ter und Balken ſchwimmen die Saale hinunter zu dem neuen Muſentempel in Lauchſtädt. Laſ⸗ſen Sie doch auch dieſes Unternehmen auf Sich wirken und thun Sie für Ihre älteren Sachen was Sie können. Zwar weiß ich wohl wie ſchwer es hält, doch müſſen Sie nach und nach, durch Nachdenken und Uebung, dem dramati⸗ſchen Metier ſoviel Handgriffe abgewinnen daß Genie und reine poetiſche Stimmung nicht ge⸗rade zu jeder Operation nöthig ſind.

Sonſt habe ich einiges geleſen und getrie-ben. Sehr merkwürdig war mir ein Blick in das Original von Browns mediciniſchen Elementen. Es ſieht einem daraus ein ganz trefflicher Geiſt entgegen, der ſich Worte, Aus-drücke, Wendungen ſchafft und ſich deren mit beſcheidener Conſequenz bedient, um ſeine Ue-berzeugungen darzuſtellen. Man ſpürt nichts von dem heftigen terminologiſchen Schlendrian ſeiner Nachfolger. Uebrigens iſt das Büchlein im Zuſammenhange ſchwer zu verſtehen, und ich habe es deßwegen bey Seite gelegt, weil ich weder die gehörige Zeit noch Aufmerkſam-keit darauf wenden kann.

Seitdem ich dieſes dictirt, habe ich mich entſchloſſen Dienſtag nach Weimar zu gehen, da Sie denn zum voraus auf den Abend ſchön-ſtens eingeladen ſind.

Wollen Sie Sich erkundigen: ob die Freunde Mittwoch Abends bey mir zuſammen-

kommen wollen? und in jedem Falle das Ja oder Nein in mein Haus wiſſen laſſen?

Da ich nun ſo bald das Vergnügen hoffe Sie zu ſehen, füge ich nichts weiter hinzu.

Jena am 19. März 1802.

Da wir wahrſcheinlich auf den Sonnabend Turandot geben, ſo erſuche ich Sie um die neuen Räthſel, damit wir ſolche an die nicht allzeit fertigen Schauſpieler abgeben können.

Weimar am 20. April 1802.

Hiebey überſende die verlangte Summe und die beyden erſten Hogarthiſchen Lieferungen, die ich eben vorfinde.

Dabey frage ich an wie Sie es heute halten wollen? wenn Sie Abends nicht gern ausgehen, ſo könnten Sie ja früher kommen und vor Sonnenuntergang wieder zu Hauſe ſeyn. Wollen Sie mir hierüber Ihren Entſchluß wiſſen laſſen, ſo beſtelle ich Ehlers wegen einiger muſikaliſchen Späße.

Weimar am 25. April 1802.

Zuerſt meinen herzlichen Wunſch daß die Veränderung des Quartiers möge glücklich abgelaufen ſeyn. Es ſoll mich ſehr freuen Sie in einer neuen, freundlichen, gegen die Sonne und das Grüne gerichteten Wohnung geſund und thätig anzutreffen.

Nun wünſcht' ich aber auch von Ihnen über unſere theatraliſchen Angelegenheiten etwas zu vernehmen. Was auguriren Sie von Iphigenien? die ſich, wie voraus zu ſehen war, etwas verſpätet. Was ſagen Sie von Mad. Bürger, deren Erſcheinung ich wohl gern ſelbſt mit abgewartet hätte.

Bey der Bibliothekseinrichtung ſteht mir die Art der Jenenſer, die ſich nahezu mit der Italiäner göttlichem Nichtsthun vergleicht, auf eine verdrießliche Weiſe entgegen. Ich gebe die Bemerkung zum beſten, daß das Arbeiten nach vorgeſchriebener Stunde, in einer Zeitenreihe regelmäßig vorgenommen, ſolche Menſchen hervorbringe und bilde, die auch nur das Allernothdürftigſte ſtundenweis und ſtun-

denhaft, möchte man ſagen, arbeiten. Ich werde ſo lange als möglich hier bleiben, weil ich überzeugt bin daß, wie ich weggehe, das Ganze wieder mehr oder weniger ſtocken wird.

Was mich übrigens ſelbſt und mein Näheres betrifft, ſo geht mir manches von Statten. Einiges Lyriſche hat ſich wieder eingefunden und ich habe die Urquelle der nordiſchen Mythologie, weil ich ſie eben vor mir fand, in ruhigen Abenden durchſtudirt und glaube darüber ziemlich im Klaren zu ſeyn; wie ich mich deßhalb, wenn ich wiederkomme, legitimiren werde. Es iſt gut auch in einem ſolchen Felde nur einmal einen Pfahl zu ſchlagen und eine Stange aufzuſtellen, nach der man ſich gelegentlich orientiren kann.

So ſpricht auch ein ſolches Bibliotheksweſen uns andere lebhaft an, ſelbſt wenn man nur minutenweis in die Bücher hineinſieht. Sehr günſtig finde ich die Wirkung meiner phyſiſchen, geognoſtiſchen und naturhiſtoriſchen Stu

dien. Alle Reiſebeſchreibungen ſind mir als wenn ich in meine flache Hand ſähe.

Daß die Gegend in dieſer Blütenzeit außerordentlich ſchön ſey, darf ich Ihnen nicht ſagen, ein Blick aus ihrer obern Gartenſtube, mit der Sie, wie ich höre, einen Philoſophen beliehen haben, würde jetzt ſehr erquicklich ſeyn.

Leben Sie recht wohl und ſagen mir ein Wort.

Jena d. 4. May 1802.

Mad. Bürger hat uns bis jetzt noch verſchont, wenn ſie nicht etwa Morgen kommt und auf eine Sonntags-Declamation Anſpruch macht. Auf alle Fälle werde ich mich in eine Ecke des Saals, nicht weit von der Thüre, ſetzen und nach Beſchaffenheit der Umſtände aushalten oder auf und davon gehen.

Was Sie mir von Iphigenia ſagen iſt mir erfreulich. Könnten und möchten Sie das Werk bis zur Aufführung treiben, ohne daß ich eine Probe ſähe und es Sonnabend

den 15. geben; ſo bliebe ich noch eine Woche hier und brächte manches vor und hinter mich.

Wie ich höre geht der Theaterbau recht gut von Statten. Ich bin recht neugierig wie dieſer Pilz aus der Erde wachſen wird.

Wenn Sie eine Leſeprobe von Alarkos gehalten haben, ſo ſagen Sie mir doch ein Wort davon.

Es iſt mir dieſe Tage ein anderes neues dramatiſches Product zugeſchickt worden, das mir, ich mag wohl ſo ſagen, Kummer macht. Ein unverkennbares Talent, ſorgfältiges Nachdenken, Studium der Alten, recht hübſche Einſicht, brauchbare Theile und im Ganzen unzulänglich, indem es weder vor- noch rückwärts Face macht. Den zehnten Theil davon hätte man vielleicht produciren können, aber ſo wie es liegt iſt es ganz und gar unmöglich. Wie ich zurückkomme, ſollen Sie es ſehen und werden wahrſcheinlich noch größere Klagelieder anſtimmen. Sagen Sie aber niemand nichts davon, auch nichts von meiner vorläufigen An-

zeige; denn wir müſſen es unter uns in der Stille zurecht legen.

Das Bibliothekswesen conſtruirt ſich nach und nach, obgleich noch immer langſam genug. Ich halte meine Taktik und ſuche nur immer von Epoche zu Epoche vorzurücken.

Irgend eine poetiſche Stunde und ſonſt ein wiſſenſchaftlicher Gewinn fällt auch mit ab.

Leben Sie recht wohl und richten Sich recht behaglich ein.

Jena am 7. May 1802.

Ihre Sorgfalt für die Iphigenia danke ich Ihnen zum allerbeſten. Künftigen Sonnabend werde ich am Schauſpielhauſe anfahren, wie ein anderer Jenenſer auch, und hoffe Sie in Ihrer Loge zu treffen.

Ueber den Alarkos bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt wir müſſen alles wagen, weil am Gelingen oder Nicht-Gelingen nach außen gar nichts liegt. Was wir dabey gewinnen ſcheint mir hauptſächlich das zu

ſeyn, daß wir dieſe äußerſt obligaten Sylben=maße ſprechen laſſen und ſprechen hören. Uebrigens kann man auf das ſtoffartige Intereſſe doch auch etwas rechnen.

Im Ganzen geht es mir hier ſehr gut und es würde noch beſſer gehen und werden, wenn ich meinen Aufenthalt noch einige Wochen hinausdehnen könnte.

Leben ſie recht wohl, richten Sie Sich immer beſſer ein und gedenken unſer.

Jena am 9. May 1802.

Ich wünſche daß beykommender Band Sie nicht ſchon von einer andern Seite her heimgeſucht habe, damit Sie dieſe gereimte Tollhausproduction zuerſt als ein Curiosissimum durch meine Hand erhalten. So einen auf der äußern Form des Nächſtvergangenen ſich herumdrehenden Wahnſinn habe ich doch noch nicht geſehen. Doch wer will ein Wort für ſo eine Erſcheinung finden.

Ob noch Sonnabend den 15. Iphigenia

wird ſeyn können, hoffe ich durch Ihre Güte morgen zu erfahren, und werde alsdann ein- treffen, um an ihrer Seite einen der wunder- barſten Effecte zu erwarten, die ich in meinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegen- wart eines für mich mehr als vergangenen Zu- ſtandes.

Mit meinem hieſigen Aufenthalte bin ich recht wohl zufrieden. Das Geſchäft iſt weiter gediehen als ich hoffte, obgleich, wenn man ſtren- ge will, noch wenig geſchehen iſt. Wenn man aber denkt, daß man in ſolchem Falle eigent- lich nur auf Execution liegt und vom handwerks- mäßigſten bis zum literariſcheſten Mitarbeiter jeder beſtimmt, geleitet, angeſtoßen, rectificirt und wieder ermuntert ſeyn will; ſo iſt man zufrieden wenn man nur einigermaßen vor- rückt.

Der Bibliotheksſecretär Vulpius hat ſich muſterhaft gezeigt, er hat in dreyzehn Tagen 2134 Stück Zettel geſchrieben, das heißt Bü- cher-Titel, auf einzelne Zettel ausgeſchrieben.

Ueberhaupt ſind vier Perſonen etwa mit 6000 Zetteln in dieſer Zeit fertig geworden, wo man ohngefähr ſieht was zu thun iſt.

Dieſe Büchermaſſe war die ungeordnet nachgelaſſene, nun kommen wir auch an die ſchon ſtehende, ältere. Indeſſen muß das Ganze doch oberflächlich auf einen wirken und es iſt wie eine Art von Bad, ein ſchwereres Element, in dem man ſich bewegt, und in dem man ſich leichter fühlt, weil man getragen wird.

Ich habe in dieſer Zeit manches gelernt und einiges gethan. Könnte ich Sie und Meyern, über den andern Abend, mit meinem Neugefundenen unterhalten und dagegen wieder von dem Ihrigen einnehmen, ſo wüßte ich mir nichts Beſſeres. Vielleicht wird aber für uns alle dieſes dreywöchentlich Zuſammengedrängte nur deſto erfreulicher.

Leben Sie recht wohl und ſagen mir von Sich nur wenige Worte durch den Boten.

Jena d. 11. May 1802.

Indem ich um den Alarkos bitte, ſende ich zugleich einige Curioſa.

Mögen Sie heute Abend zu einem fernern Colloquio zu mir kommen; ſo werden Sie mir viel Vergnügen machen, indem ich noch einiges vorzutragen habe.

Morgen zu Mittag wünſchte ich auch ihre Gegenwart. Sie werden noch das geheime Concilium finden.

Weimar am 17. May 1802.

Die Gelegenheit der abgehenden Boten kann ich nicht verſäumen und melde mit wenig Worten daß meine Arbeit gut von Statten geht. Ich habe das ganze Opus von vorn bis hinten durchdictirt und bin nun daran ihm mehr Gleichheit in der Ausführung zu geben. Ich muß mich durchaus an die Proſa halten, obgleich der Gegenſtand durch Abwechſelung der proſaiſchen und metriſchen Formen ſehr gewinnen könnte und ich hoffe mit meinem Paket Sonnabends anzulangen und Sonntags Leſe-

probe zu halten. Auf alle Fälle wird die Darſtellung den Charakter des Inpromptu haben, wobey ſie nur gewinnen kann. Uebrigens verfluche und verwünſche ich das ganze Geſchäft in allen ſeinen alten und neuen Theilen und Gliedern, und werde mir's zur Ehre rechnen wenn man meiner Arbeit den bewußten und beliebten Zorn nicht anſieht. Leben Sie recht wohl, thätig, vergnügt und glücklich.

Weimar d. 8. Juny 1802.

Meine Arbeit hat gut gefördert, ob ſie gleich viel weitläufiger geworden iſt, als ich gedacht habe.

Einige Motive gegen das Ende ſind noch auszuführen, übrigens iſt alles ſchon ins Reine und in die Rollen geſchrieben.

Sonntag Abend hoffe ich Ihnen es vorzuleſen, verſagen Sie Sich nicht; denn Montags muß ich Leſeprobe halten. Freylich wenn man die Arbeit vierzehn Tage könnte liegen laſſen; ſo ließe ſich noch manches daran thun.

Ich konnte freylich nicht alle Motive egal aus- führen. Ich werde über zwanzig Auftritte be- kommen, worunter ſehr kleine ſind; doch ſieht man daraus wenigſtens das mannigfaltige Hin- und Wiederrennen der Perſonen und auch die Mannigfaltigkeit der Motive, da ſie nicht ohne Noth kommen und gehen. Leben Sie recht wohl, ich kann wohl ſagen daß ich die Arbeit mit deſto freyerm Muth unternommen habe, da Sie die Idee und Anlage zu billigen ſchienen.

Jena am 11. Jun. 1802.

Den Hofkammerrath, der morgen früh abreiſt, kann ich nicht ohne ein Wort an Sie gehen laſſen. Erzählen mag er Ihnen um- ſtändlich wie die Eröffnung abgelaufen; das Wetter begünſtigte uns und das Vorſpiel hat Glück gemacht. Der Schluß, ob er gleich beſ- ſer ſeyn könnte, iſt mir doch verhältnißmäßig zu dem Drang der Umſtände, in welchen ich fertig werden mußte, leidlich gelungen.

Hätte ich alles vorausſehen können, ſo hätte ich Ihnen keine Ruhe gelaſſen, bis Sie mir das letzte Motiv ausgearbeitet hätten. Nun mag's denn ſo hingehen.

Mit Wolf habe ich heute ſchon angefangen das Büchlein von den Farben durchzuleſen und dadurch ſchon großen Vortheil und Sicherheit zur Ausarbeitung des Ganzen erlangt, und ich erwarte noch manches ſchöne Reſultat von unſern Conferenzen. Nächſtens mehr, wenn die Stunden ruhiger werden.

Die ganze jugendliche Welt wünſcht und hofft Sie zu ſehen; doch geſtehe ich aufrichtig daß ich keinen rechten Muth habe Sie einzuladen; ſeitdem ich kein eigentlich Geſchäft mehr habe, weiß ich ſchon nicht recht was ich anfangen ſoll.

Sie werden einen Schlüſſel zu meinem Garten und Gartenhaus erhalten, machen Sie Sich den Aufenthalt einigermaßen leidlich und genießen der Ruhe die in dem Thale herrſcht. Vermuthlich werde ich mich bald nach Weimar

zurückziehen, denn ein ſonderlich Heil iſt für uns nicht in der äußern Welt zu ſuchen, wo man überall nur geſtückelt antrifft, was man ſchon ganz beſitzt. Auf die Anſchauung des Halliſchen Zuſtandes will ich auch einige Tage wenden. Leben Sie recht wohl und gedenken mein. Ich wünſche zu hören daß Ihnen gelungen iſt etwas zu arbeiten.

Lauchſtädt am 28. Jun. 1802.

Die Hoffnung Sie hier zu ſehen, welche früher erregt worden, iſt unter den jungen Leuten ſehr groß; doch weiß ich nicht recht wie und ob ich Sie einladen ſoll. Schreiben Sie mir mit dem rückkehrenden Boten, ob Sie einigermaßen Neigung hätten. Zu gewinnen iſt freylich gar nichts für Sie und eine Zerſtreuung macht es immer. Sonſt ſollte für ein artig Quartier und gutes Eſſen geſorgt ſeyn. Und freylich wäre es hübſch wenn wir drey zuſammen uns von unmittelbar angeſchauten Gegenſtänden künftig unterhalten könnten.

Ich will dieſe Tage nach Halle hinüber, um es wo möglich, ſo wie vor dem Jahre Göttingen, anzuſchauen. Auch iſt für mich im Einzelnen daſelbſt viel zu gewinnen.

Mit Wolf habe ich ſchon das Büchlein von den Farben durchgegangen. Das Hauptreſultat, daß, auch nach ſeinen Kriterien, das Werk ächt alt und der peripatetiſchen Schule werth ſey, hat mich, wie Sie denken können, ſehr gefreut, ja er mag es lieber dem Ariſtoteles als einem Nachfolger zuſchreiben.

Er hält, ſo wie ich, dieſes kleine Werk für ein in ſich geſchloſſenes Ganze, das ſogar durch Abſchreiber wenig gelitten hat. Meine drey Conjecturen zu Verbeſſerung des Textes hat er gleich angenommen, und die eine beſonders mit Vergnügen, da ich Weiß anſtatt Schwarz ſetzen muß. Er habe, ſagte er, wenn von ſolchen Verbeſſerungen die Rede geweſen, manchmal eben dieſen Gegenſatz gleichſam als einen verwegenen Scherz gebraucht, und ſey es doch äußerſt luſtig daß ſich in der

Erfahrung wirklich ein Beyſpiel finde, wo in den Codicibus ſchwarz für weiß ſtehe.

Da es ein unſchätzbarer Gewinn wäre ſolch einen Mann näher zu haben, ſo will ich wenigſtens das Verhältniß, ſo viel als möglich, anzunähern ſuchen, damit man ſich verſtehe und ſich vertraue.

Mit dem höchſt intereſſanten naturhiſtoriſchen Buche, wovon ich vor meiner Abreiſe ſprach, hab' ich mich dieſe vierzehn Tage her beſchäftigt; es gab mir viel zu denken, bezüglich auf das Abgehandelte und auch auf den Verfaſſer; er iſt eine eigene Art von Verſtandsmenſchen, wie wir ſie heißen, der durch den Verſtand ſich dergeſtalt in die Ecke treibt, daß er aufrichtig geſtehen muß hier könne man nun eben nicht weiter; doch dürfte er nur über ſich ſehen, ſo würde er empfinden wie ihm die Idee einen glücklichen Ausweg darbietet. Aber eben dieſes Wirken des Verſtandes gegen ſich ſelbſt iſt mir in Concreto noch nicht vorgekommen und es iſt offenbar daß auf dieſem Wege die

ſchönſten Verſuche, Erfahrungen, Raiſonne-
ments, Scheidungen und Verknüpfungen vor-
kommen müſſen. Was mich für den Verfaſſer
einnimmt iſt die große Redlichkeit ſeinen Kreis
durchzuarbeiten. Ich wäre ſehr neugierig ihn
perſönlich kennen zu lernen.

Hierbey ſchicke ich Ihnen das Werk von
Brandes über den gegenwärtigen Zuſtand von
Göttingen. Die Nüchternheit eines officiellen
Berichtes iſt freylich in dieſem Werkchen ſehr
fühlbar; mir war das Ganze ſehr angenehm
als Recapitulation deſſen was ich vor einem
Jahre dort gewahr wurde. Aber fühlen hätte
der Verfaſſer ſollen daß man ſeine Arbeit mit
gutem Willen leſen muß, deßhalb der Ausfall
beſonders gegen uns nicht am rechten Flecke
ſteht. Wenn die Göttinger in Manchem ge-
nug und in keinem Falle zuviel thun, ſo läßt
ſich freylich darüber noch ſo ein diplomatiſches
Hokus Pokus machen; wenn wir aber in Vie-
lem nicht genug und in Manchem zu viel thun,
ſo iſt freylich unſere Situation keiner präſenta-

blen Darſtellung fähig; aber in wiefern ſie reſpectabel iſt und bleibt, wollen wir die Herren ſchon gelegentlich fühlen laſſen.

Ich muß ſchließen, weil ich den Wildfang heute Abend noch zu ſehen habe und weil ich ſonſt noch ein neues Blatt anfangen müßte. Leben Sie recht wohl und ſagen mir ein Wort von Ihren Zuſtänden.

Lauchſtädt am 5. Jul. 1802.

Anfangs war ich, wie Sie wiſſen, nicht ſehr geneigt mein Vorſpiel drucken zu laſſen, gegenwärtig aber wollte ich Ihnen Folgendes vortragen und Ihre Gedanken darüber hören.

Gar viele Perſonen verlangen es zu leſen, beſonders ſeit dem Aufſatz in der eleganten Zeitung. Nun bin ich auch bey der letzten Vorleſung wieder zu einiger Ueberzeugung gelangt daß doch noch manches von der wunderlichen Erſcheinung auf dem Papiere ſteht. Und ſo wäre ich nicht abgeneigt das Manuſcript an Cotta zu ſchicken, der es denn in klein Octav,

eben wie Mahomed und Tankred, drucken möchte. Zu einer größern Ausgabe mit Kupfern wäre ich nicht geneigt, weil es immer koſtbar wird und mehr als billig iſt zu thun macht, auch dadurch die Sachen in die Länge gezogen werden: denn mir wäre vorzüglich darum zu thun dieſen Spaß los zu werden und an etwas Anderes zu gehen.

Haben Sie doch die Güte, die Sache mit Meyern zu beſprechen und mir Ihre Gedanken zu ſagen. Geben Sie mir auch Nachricht wie es Ihnen geht. Bey mir hat ſich leider kaum eine Spur von Production ſpüren laſſen, indeſſen will ich es noch einige Zeit geduldig anſehen und von der nächſten Zeit etwas hoffen.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Jena am 10. Auguſt 1802.

Ob ich gleich von meinem hieſigen Aufenthalt wenig Productives rühmen kann und ſonſt eigentlich nicht wüßte warum ich hier ſeyn ſollte; ſo will ich doch wieder von mir hören laſ-

ſen und Ihnen im Allgemeinen ſagen wie es mit mir ausſieht.

Heute bin ich vierzehn Tage da, und da ich auch ſonſt hier ſoviel Zeit brauchte um mich in Poſitur zu ſetzen, ſo will ich ſehen ob von nun an die Thätigkeit geſegneter wird. Einige unangenehme äußere Vorfälle, die zufälligerweiſe auch auf mich ſtärker als unter andern Umſtänden einwirkten, haben mich auch hin und wieder retardirt. Selbſt daß ich Morgens badete war meinen Vorſätzen nicht günſtig.

Hier haben Sie alſo die negative Seite. Dagegen habe ich einiges erfunden das auf die Zukunft etwas verſpricht, beſonders auch ſind gewiſſe Betrachtungen und Erfahrungen im naturhiſtoriſchen Fache nicht unfruchtbar geblieben. Einige Lücken in der Lehre der Metamorphoſe der Inſecten habe ich nach Wunſch ausgefüllt. Bey dieſer Arbeit iſt, wie Sie wiſſen, nur darum zu thun, daß die ſchon gefundenen Formeln anwendbarer werden und alſo gehaltvoller erſcheinen und daß man gedrängt werde

neue Formeln zu erfinden, oder vielmehr die alten zu potentiiren. Vielleicht kann ich bald von beyden Operationen erfreuliche Beyſpiele geben.

Das Vorſpiel habe ich nochmals durchgeſehen und es an Cotta abgeſchickt. Es mag nun auch in der weiten Welt graſſiren.

Wegen des Honorars habe ich es in Suſpenſo gelaſſen und nur geäußert: daß ich von meiner Seite auf Sie zu compromittiren in jedem Falle gern geſinnt bin. Es kann ja ohnehin nur von etwas auf oder ab hier die Rede ſeyn.

Ich bin neugierig ob Ihnen die Muſe günſtiger war und ob ſie mir vielleicht auch in dieſen letzten Tagen noch etwas beſcheren mag.

Die Erſcheinung von einem friedlich Beſitz nehmenden Heere wird Ihnen einige Tage Unterhaltung geben. Was mich betrifft ſo will ich, wo möglich, dieſe Expedition in der Stille abwarten und hinterdrein vernehmen wie es abgelaufen iſt.

Leben Sie recht wohl. Sagen Sie mir ein Wort und tröſten mich über meine lange Entfernung von Ihnen, welche nur durch eine bedeutende Fruchtbarkeit einigermaßen entſchuldigt und entſchädigt werden könnte.

Jena am 17. Auguſt 1802.

Ich überſchicke hier ein kleines Promemoria, über meine neue Ausgabe des Cellini, zu gefälliger Durchſicht. Man könnte es an Cotta communiciren, zu Einleitung näherer Verhandlung, auch daraus, wenn man einig wäre, gleich eine Anzeige formiren. Vielleicht mögen Sie daß ich heute Abend nach der Comödie mit Ihnen nach Hauſe gehe, damit man ſich näher beſpräche. Morgen gehe ich vielleicht wieder nach Jena um noch einiger guten Tage zu genießen.

Der ich recht wohl zu leben wünſche.

Weimar den 16. Octbr. 1802.

Zu der deutſchen Andria lege ich das erſte Buch meines Cellini, mit Bitte gelegentlich einen Blick hineinzuthun, beſonders etwa von vorn herein ein Halbdutzend Lagen zu leſen und zu beurtheilen ob das ſo gehen kann.

W. d. 15. Septbr. 1802.

Bey uns geht es nicht gut wie Sie mir vielleicht geſtern in der Comödie anmerkten. Der neue Gaſt wird wohl ſchwerlich lange verweilen und die Mutter, ſo gefaßt ſie ſonſt iſt, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfiehlt ſich Ihnen beſtens und fühlt den Werth Ihres Antheils.

Heute Abend hoffe ich doch zu kommen um die Lücken meines Weſens durch die Gegenwart der Freunde auszufüllen.

d. 19. Dec. 1802.

Mögen Sie heute Mittag mit mir in Geſellſchaft von Schelling und eines Kaiſerl. K.

Bergraths v. Podmanitzky aus Schemnitz ſpeiſen; ſo ſende gegen Ein Uhr den Wagen.

W. d. 26. Dec. 1802.

Einzelnes.

Madame Roland, auf dem Blutgerüſte, verlangte Schreibzeug, um die ganz beſondern Gedanken aufzuſchreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeſchwebt. Schade daß man ihr's verſagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiſte Gedanken auf, bisher undenkbare; ſie ſind wie ſelige Dämonen, die ſich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlaſſen.

Man ſagt ſich oft im Leben daß man die Vielgeſchäftigkeit, Polypragmoſyne, vermeiden, beſonders, je älter man wird, ſich de-

ſto weniger in ein neues Geſchäft einlaſſen ſolle. Aber man hat gut reden, gut ſich und Anderen rathen. Aelter werden heißt ſelbſt ein neues Geſchäft antreten; alle Verhältniſſe verändern ſich und man muß entweder zu handeln ganz aufhören oder mit Willen und Bewußtſeyn das neue Rollenfach übernehmen.

Große Talente ſind ſelten, und ſelten iſt es daß ſie ſich ſelbſt erkennen; nun aber hat kräftiges unbewußtes Handeln und Sinnen ſo höchſt erfreuliche als unerfreuliche Folgen, und in ſolchem Conflict ſchwindet ein bedeutendes Leben vorüber. Hievon ergeben ſich in Medwins Unterhaltungen ſo merkwürdige als traurige Beyſpiele.

Vom Abſoluten in theoretiſchem Sinne wag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß wer es in der Erſcheinung anerkannt

und immer im Auge behalten hat, ſehr großen Gewinn davon erfahren wird.

In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieſelbe Bewandtniß: treffen beyde zuſammen, ſo entſtehen Ereigniſſe worüber die Welt vom Erſtaunen ſich Jahrtauſende nicht erholen kann.

Napoleon der ganz in der Idee lebte, konnte ſie doch im Bewußtſeyn nicht erfaſſen; er läugnet alles Ideelle durchaus und ſpricht ihm jede Wirklichkeit ab, indeſſen er eifrig es zu verwirklichen trachtet. Einen ſolchen innern perpetuirlichen Widerſpruch kann aber ſein klarer, unbeſtechlicher Verſtand nicht ertragen, und es iſt höchſt wichtig, wenn er, gleichſam genöthigt, ſich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.

Er betrachtet die Idee als ein geiſtiges Weſen, das zwar keine Realität hat, aber wenn es verfliegt ein Reſiduum (Caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz abſprechen können. Wenn dieſes uns auch ſtarr und materiell genug ſcheinen mag, ſo ſpricht er ſich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltſamen Folgen ſeines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da geſteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt ſich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine friſche Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

Höchſt bemerkenswerth bleibt es immer, daß Menſchen, deren Perſönlichkeit faſt ganz Idee iſt, ſich ſo äußerſt vor dem Phantaſtiſchen ſcheuen. So war Haman, dem es unerträglich ſchien, wenn von Dingen einer

andern Welt geſprochen wurde. Er drückte ſich gelegentlich darüber in einem gewiſſen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm unzulänglich ſchien, vierzehnmal variirte, und ſich doch immer wahrſcheinlich nicht genug that. Zwey von dieſen Verſuchen ſind uns übrig geblieben; einen dritten haben wir ſelbſt gewagt, welchen hier abdrucken zu laſſen, wir durch Obenſtehendes veranlaßt ſind.

Der Menſch iſt als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt geſetzt und mit ſolchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbey das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle geſunde Menſchen haben die Ueberzeugung ihres Daſeyns und eines Daſeyenden um ſie her. Indeſſen giebt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn d. h. eine Stelle wo ſich kein Gegenſtand abſpiegelt, wie denn auch im Auge ſelbſt ein Fleckchen iſt das nicht ſieht. Wird der Menſch auf dieſe Stelle be-

ſonders aufmerkſam, vertieft er ſich darin, ſo verfällt er in eine Geiſteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge ſind und weder Geſtalt noch Begränzung haben, ſondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängſtigen und den der ſich nicht losreißt mehr als geſpenſterhaft verfolgen.

Friedrich von Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. Die vier ſtarken Bände habe behaglich in kurzer Zeit nach einander weggeleſen, durchaus mit Dankgefühl gegen den Verfaſſer. In meinen Jahren iſt es angenehm, wenn die einzelnen, vor langer Zeit bey uns vorübergegangenen verblichenen Geſpenſter auf einmal ſich friſch zuſammennehmen und in lebensluſtigem Gange vor uns vorüberziehen. Verſchollene Namen erſcheinen auf einmal in charakteriſtiſcher Geſtalt, zuſammenhängende Thaten, die ſich im Gedächtniß meiſt um Eine Figur verſammelten und dadurch ihres

Herkommens, ihrer Folgen verluſtig gingen, ſchließen ſich vor- und rückwärts faßlich an, und ſo ſcheint der Unſinn des Weltweſens einige Vernunft zu gewinnen. Die kurze Darſtellung dieſes Werks in dem literariſchen Converſationsblatt war hierauf höchſt angenehm und belehrend.

Das Buch wird viele Leſer finden, man muß ſich aber ein Geſetz machen nicht nach neuſter Art momentsweiſe zerſtückt zu leſen, ſondern Tag für Tag ſein Penſum zu abſolviren; welches ſo leicht wird bey der ſchicklichen Abtheilung in Capitel, und der Verſammlung in Maſſen, wodurch wir uns unzerſtreut mit dem Ganzen vorwärts bewegen.

Hätte ich jungen Männern zu rathen, die ſich höherer Staatskunſt und alſo dem diplomatiſchen Fache widmen, ſo würde ich Ihnen es als Handbuch anrühmen, um ſich daraus zu vergegenwärtigen wie man unzählige Facta ſammelt, und zuletzt ſich ſelbſt eine Ueberzeugung bildet. Dieſe Ueberzeugung kann freylich nicht

hiſtoriſch werden, denn man wird ihr irgend einmal kritiſch widerſprechen; wie ſie aber praktiſch wird, ſo zeigt ſich aus einem glücklichen Erfolg daß man recht gedacht hat.

Wachlers Handbuch der Geſchichte der Literatur, neuſte Ausgabe, giebt mir die angenehmſte Unterhaltung. Da man ſich denn doch in einem langen Leben mit allſeitiger Literatur beſchäftigte, ſo ſcheint es beym Leſen dieſes Werks man lebe zum zweytenmale, freylich um vieles bequemer.

Wie wenig von dem Geſchehenen iſt geſchrieben worden, wie wenig von dem Geſchriebenen gerettet! Die Literatur iſt von Haus aus fragmentariſch, ſie enthält nur Denkmale des menſchlichen Geiſtes in ſofern ſie in Schriften verfaßt und zuletzt übrig geblieben ſind.

Und doch bey aller Unvollſtändigkeit des Literarweſens finden wir tauſendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht wie beſchränkt des Menſchen Geiſt und Schickſal ſey.

Da wir denn doch zu dieſer allgemeinen Weltberathung als Aſſeſſoren, obgleich sine voto, berufen ſind und, wir uns von den Zeitungsſchreibern tagtäglich referiren laſſen; ſo iſt es ein Glück auch aus der Vorzeit tüchtig Referirende zu finden. Für mich ſind von Raumer und Wachler in den neuſten Tagen dergleichen geworden.

Die Frage, wer höher ſteht, der Hiſtoriker oder der Dichter? darf gar nicht aufgeworfen werden; ſie concurriren nicht mit einander, ſo wenig als der Wettläufer und der Fauſtkämpfer. Jedem gebührt ſeine eigene Krone.

Die Pflicht des Hiſtorikers iſt zwiefach, erſt gegen ſich ſelbſt; dann gegen den Leſer. Bey ſich ſelbſt muß er genau prüfen was wohl geſchehen ſeyn könnte, und um des Leſers willen muß er feſtſetzen was geſchehen ſey. Wie er mit ſich ſelbſt handelt, mag er mit ſeinen Collegen ausmachen, das Publicum muß aber nicht ins Geheimniß hineinſehen, wie wenig in der Geſchichte als entſchieden ausgemacht kann angeſprochen werden.

Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntſchaften. Die erſte Zeit ſind wir hoch vergnügt, wenn wir im Allgemeinen Uebereinſtimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptſeite unſerer Exiſtenz freundlich berührt fühlen; bey näherer Bekanntſchaft treten alsdann erſt die Differenzen hervor, und da iſt denn die Hauptſache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geſchieht, ſogleich zurückſchaudere, ſon-

dern daß man gerade das Uebereinſtimmende recht feſt halte, und ſich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne ſich deßhalb vereinigen zu wollen.

Eine ſolche freundlich-belehrende Unterhaltung iſt mir durch Stiedenroths Pſychologie geworden. Alle Wirkung des Aeußern aufs Innere trägt er unvergleichlich vor, und wir ſehen die Welt nochmals nach und nach in uns entſtehen. Aber mit der Gegenwirkung des Innern nach außen gelingt es ihm nicht eben ſo. Der Entelechie, die nichts aufnimmt ohne ſichs durch eigene Zuthat anzueignen, läßt er nicht Gerechtigkeit wiederfahren, und mit dem Genie will es auf dieſem Weg gar nicht fort; und wenn er das Ideal aus der Erfahrung abzuleiten denkt und ſagt, das Kind idealiſirt nicht, ſo mag man antworten, das Kind zeugt nicht: denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch eine

Pubertät. Doch genug, er bleibt uns ein werther Geſell und Gefährte und ſoll nicht von unſerer Seite kommen.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden daß keine äußere Einwirkung auf ſie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Weſens iſt ſogar leidenſchaftlich; das Eingreifen tüchtig.

Deßhalb leben Kinder in Schnellurtheilen, um nicht zu ſagen in Vorurtheilen; denn bis das ſchnell aber einſeitig Gefaßte ſich auslöſcht um einem Allgemeinern Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten iſt eine der größten Pflichten des Erziehers.

Ein zweyjähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeyer begriffen, an der ſeinigen die beſcheerten Gaben mit Dank und Freude ſich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die ſeinigen bey gleichem Feſte gegönnt.

Hiedurch veranlaßt fragte er am Weihnachts-Abend, wo ſo viele Geſchenke vorlagen: wann denn ſein Weihnachten komme? Dies allgemeine Feſt zu begreifen war noch ein ganzes Jahr nöthig.

Die große Schwierigkeit bey pſychologiſchen Reflexionen iſt, daß man immer das Innere und Aeußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es iſt immerfort Syſtole und Diaſtole, Einathmen und Ausathmen des lebendigen Weſens; kann man es auch nicht ausſprechen, ſo beobachte man es genau und merke darauf.

Mein Verhältniß zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung beyder auf Einen Zweck, unſere gemeinſame Thätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten.

Bey einer zarten Differenz, die einſt zwiſchen uns zur Sprache kam, und woran ich durch eine Stelle ſeines Briefs wieder erinnert werde, macht' ich folgende Betrachtungen.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht, oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beyſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie; ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweiſen. Wer nun dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erſt ſpät.

W i n d i ſ ch m a n n, ü b e r E t w a s d a s d e r H e i l k u n ſ t N o t h t h u t.

Der Verfaſſer hat ſeinen Leſern die Ein- und Ueberſicht dieſes Werkes nicht leicht gemacht; der Vortrag läuft von Anfang bis zu Ende mit wenigen Pauſen fort, weder Bücher noch Capitel, noch Marginalien weiſen uns zurechte; hat man ſich denn aber zuletzt durch- und herausgefunden, ſo erſtaunt man zu bemerken, daß es ganz in A e g y p t i ſ ch e m Sinne geſchrieben ſey, daß man nämlich ein P r i e ſ t e r ſeyn müſſe um ſich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren.

Die Geſchichte freylich belehrt uns eines Andern, denn ſo ſagt W a ch l e r im erſten Theile Seite 132:

„Die Medicin, lange ausſchließliches Eigenthum der Prieſter, namentlich der Asklepiaden in Theſſalien, fing allmählig an, ihre enge Verbindung mit dem religioſen Ueberglau-

ben aufzugeben, als ſie zum Theil von Joni-ſchen Philoſophen in den Kreis ihrer Unterſu-chungen über die Natur der Dinge aufgenom-men wurde. Pythagoras zog ſie in das Gebiet der Staatskunſt und Geſetzgebung und berück-ſichtigte beſonders die Diätetik. Unter ſeinen Schülern übten mehrere, als Periodeuten, die Heilkunde aus; der Krotoniate Alkmaion und Empedokles ſtellten Forſchungen über Zeugungs-theorie und einzelne Theile der Phyſiologie an, und das geſchah auch von einigen Philoſophen der neueren Eleatiſchen Schule und von Anaxa-goras. So näherte ſich die Alleingültigkeit der mediciniſchen Tempelweisheit ihrem Ende. Die Asklepiaden fingen an ihre Erfahrungen auf Grundſätze zurückzuführen und es entſtanden die empiriſche Schule in Knidos und die philo-ſophiſche in Kos.

Aus dieſer Schule in Kos ging der Schö-pfer der wiſſenſchaftlichen Medicin hervor, Hip-pokrates von der Inſel Kos, ein Asklepia-de, der berühmteſte unter ſieben gleichnamigen

Männern dieſes Geſchlechts. Er bildete ſich auf weiten Reiſen und durch Studium der Philoſophie u. ſ. w.“ Auch die folgende Stelle wird Liebhabern der Weisheit nachdrücklich empfohlen.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags ſollte man immer nur große weltgeſchichtliche Maſſen entgegenſetzen.

Heinroths Anthropologie.

Die vielen Vorzüge die man dieſem Werk auch zugeſteht, zerſtört der Verfaſſer ſelbſt indem er über die Gränzen hinausgeht, die ihm von Gott und der Natur vorgeſchrieben ſind. Auch wir ſind allerdings überzeugt daß der Anthropolog ſein Menſchenkind bis in die Vorhöfe der Religion führen könne, dürfe, müſſe, aber nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter begegnet und ſich andächtig vernehmen läßt.

In unſers Buſens Reine wohnt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freywillig hinzugeben,
Enträthſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's Frommſeyn —

Wenn ich mich in einer mittleren oder großen Stadt umſehe und bemerke wo denn die Menſchen ſich hinwenden um ihren Abend zuzubringen; ſo findet ſich immer daß man dahin geht wo man grüßend begrüßt wird, wo man gerne hört und gehört wird, wo man beym geſelligen Geſpräch und Spiel immer gewiß iſt ſeine Partie zu finden.

In dieſem Sinne hab' ich mich mit dem Literariſchen Converſationsblatt befreundet, das freylich nur als Converſationsheft bey mir einzutreten verpflichtet iſt. An Zerſtreuung läßt es uns die Welt nicht fehlen;

wenn ich leſe, will ich mich ſammeln und nicht, wie jener Sultan von Indien, durch abgerupfte Mährchen hingehalten ſeyn.

Freundſchaft kann ſich bloß praktiſch erzeugen, praktiſch Dauer gewinnen. Neigung, ja ſogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundſchaft. Die wahre, die thätige, productive beſteht darin daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß Er meine Zwecke billigt, ich die ſeinigen und daß wir ſo unverruckt zuſammen fortgehen, wie auch ſonſt die Differenz unſerer Denk- und Lebensweiſe ſeyn möge.

In der zweyhundert und vierzigſten Nummer des diesjährigen Converſationsblattes erſchien mir beſonders willkommen der dort eingelegte Brief. Er war mir ſo rührend als aufmunternd. Gleichgeſtimmt mit dem Verfaſſer ſprech' ich dankbar dagegen aus:

Das Vorzüglichſte was wir durch Mitthei-lung älterer Briefe gewinnen iſt: uns in einen früheren, vorübergegangenen, nicht wiederkeh-renden Zuſtand unmittelbar verſetzt zu ſehen. Hier iſt nicht Relation noch Erzählung, nicht ſchon durchgedachter und durchgemeinter Vor-trag; wir gewinnen eine klare Anſchauung je-ner Gegenwart, wir laſſen auf uns einwirken wie von Perſon zu Perſon.

Wenn nun dieſes aber für alle Zukunft gilt, ſo bedeuten ſolche Documente doch am meiſten, ein für allemal, demjenigen der ſolche Zeit mit verlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zuſtand zurückgeſetzt, wohin Gefühl, Ein-bildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum ſo lebhaft wieder hinſtellen könnte.

Man leſe gedachten Brief und ſehe, wie ein damals jüngerer, nun in Jahren gleich-falls herangekommener jene gleichzeitigen äl-teren Männer am beſten verſteht und ſich ſelbſt überzeugt wie er nach und nach in eine hohe Cultur hineingewachſen ſey.

Dieſer unbekannte Freund erhöht meinen Muth bey dem ſchwierigen Geſchäft einer Redaction meines Briefwechſels mit Schiller. Ich werde ſie auch um ſeinetwillen beeilen und ihm zu Liebe laſſ' ich meine Briefe von 1802 in dieſem Hefte abdrucken. Er wird ſie nun mit den Schilleriſchen von dieſem Jahre verſchränken und ſich in Gefühlen, Beobachtungen und Betrachtungen gar geſtärkt finden.

Zugleich erſuch' ich ihn das Vorſpiel Was wir bringen unmittelbar darauf zu leſen, und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, beſonders wenn er, was wohl möglich wäre, jener Vorſtellung perſönlich beygewohnt hätte.

Bildende Kunſt.

Nachtrag.

Ueber die Gemälde des Herrn Dr. Carus auf der Ausſtellung des Großherzogl. Zeichen-Inſtituts zu Weimar im September 1824.

1) Gipfel eines Baſaltberges mit verſchiedenen zu Tage ausgehenden Gruppen von Baſaltſäulen, zwiſchen denſelben Vegetation von Moos und Gräſern; bedeckter Himmel.

Das Geſtein und deſſen eigenthümlicher Charakter iſt vortrefflich mit lobenswürdiger Wahrheit dargeſtellt, ſo in Hinſicht auf Geſtalt wie auf Behandlung und Farbe. Das Gleiche läßt ſich von der Grünung zwiſchen den Gruppen von Baſaltſäulen ſagen; die Luft iſt ebenfalls wohl gerathen. Zu keiner andern Erin-

nerung giebt dieſes Bild Veranlaſſung als nur, daß die Beleuchtung in demſelben nicht auffallend genug erſcheint. Dieſes rührt aber hauptſächlich daher, weil den maleriſchen Zweck wenig begünſtigend das von Wolken umſchleyerte Himmelslicht beynahe in der Mitte des Gemäldes angebracht iſt.

2) Hohe Berggegend mit mächtigen Felswänden, zwiſchen denen ſich eine tiefe Schlucht nach der ebenen Ferne hinzieht, von blauen Gebirgen begränzt, wahrſcheinlich ein Proſpect aus der Gegend um Dresden. Das Ganze hat als Bild viel Anmuthiges, Mannigfaltiges und fröhliche Tinten. Wäre die Luft ruhiger gehalten, das Licht nach Kunſterforderniſſen vertheilt und der Vordergrund reicher, ſo würden ſicherlich die Verdienſte des Werks allgemeiner anerkannt. Zwey klar und kräftig gemalte Staffage-Figuren ſcheinen im Verhältniß zum Ganzen etwas groß ausgefallen zu ſeyn.

3) Baumgruppen bedecken zum Theil ein Gothiſches Kirchengebäude, von welchem das

hohe Dach und die Thurmſpitzen über die Wipfel hervorragen; hinter dem Hauptthurme ſteht im bewölkten Luftraume der Mond und vorn im dunkeln Schatten der Bäume wandeln zwey Geiſtliche. Dieſe Darſtellung iſt allerdings zu loben, es gelang dem Künſtler die kühle ruhige Stille einer Mondnacht auszudrücken; mehr Abwechslung jedoch von Hell und Dunkel im untern Theile des Bildes würde wohlthätig für die maleriſche Wirkung geweſen ſeyn.

4) Der Eingang zur Hölle nach Dante. In hoher ſteiler Felswand erblickt man die weite Oeffnung einer Höhle oder vielmehr eines ungeheuern in die Tiefe gehenden Schlundes. Ueber der Felswand erheben ſich auf der Höhe dampfende und zum Theil Flammen auswerfende Berggipfel; im Vordergrund an der Seite ſtehen karg belaubte Bäume im Sturm ſich beugend. Durch die aus dem Dichter bekannte Aufſchrift über dem Höllenthor und zwey mit Lorbeer bekränzte Figuren in langen

weißen Gewanden, welche in den Schlund hinunter ſteigen wollen, erfährt der Beſchauer des Gemäldes nähere Bedeutung, welches geiſtreich gedacht und von Seiten der Anordnung befriedigend iſt. Sonach glauben wir an den Künſtler keine weitere Forderung machen zu dürfen, doch ſey uns die Frage erlaubt: Ob mehrere Schlagſchatten und größere ruhigere Maſſen von Helldunkel nicht ſeiner Abſicht angemeßner und für die maleriſche Wirkung des Ganzen günſtiger geweſen wären?

Zwey neue Hefte, nämlich der eilfte und zwölfte, des ſchon mehrere Male von uns erwähnten Werks: Steindrücke, nach Nieder- und Oberdeutſchen Gemälden aus der Sammlung des Herrn Boiſſerée und Bertram ſind erſchienen. Sie übertreffen hinſichtlich auf die lithographiſche Technik noch die vorhergehenden, und man wird bey Betrachtung und Vergleichung der ſämmtlichen Hefte

und ihrer Blätter die immer fortſchreitende Vervollkommnung dieſer Kunſtart mit Vergnügen und Belehrung gewahr. St. Chriſtoph nach dem herrlichen Gemälde des Joh. Homling war in einem der frühern Hefte ſchon eins der beliebteſten die Kunſtliebhaber vorzüglich anſprechenden Blätter, erſcheint aber gegenwärtig noch einmal mit vermehrter Sorgfalt behandelt, kräftiger, ſauberer, belebter im Ausdruck und die maleriſche Wirkung des Vorbildes zum Bewundern darſtellend. Zwey Blätter nach Albrecht Dürer, jedes zwey ſtehende Apoſtel enthaltend, zeichnen ſich ebenfalls vortheilhaft aus, und eine Halbfigur der heiligen Chriſtine nach Schoreel iſt unter allen uns bekannt gewordenen lithographiſchen Blättern das vollendetſte, kräftigſte und zarteſte. Dieſe und andere Blätter der gedachten beyden Hefte verdienen wohl ausführlichern Bericht und Würdigung, die wir aber des jetzt mangelnden Raumes wegen bis auf nächſt künftige Gelegenheit verſparen müſſen.

So müſſen wir uns auch vorbehalten von einer vortrefflich gearbeiteten Medaille auf Goethe zu reden, welche Herr A. Bovy in Genf, nach der Rauchiſchen Büſte, verfertigt und ſich damit als einen der vorzüglichſten unter den jetzt lebenden Stempelſchneidern bewährt hat.

Neuentdeckte Denkmäler von Nubien an den Ufern des Nils von der erſten bis zur zweyten Katarakte. Von F. C. Gau, aus Cöln. gr. Fol.

Unſtreitig iſt das eben genannte Werk über die Denkmäler in Nubien für die Alterthumskunde wichtig; die Kenntniſſe von Aegyptiſcher Baukunſt werden durch daſſelbe bedeutend erweitert und vermehrt. Zu einer das Ganze umfaſſenden Beurtheilung jedoch fühlen wir uns nicht berufen: denn wegen der vielen meiſt griechiſchen Inſchriften, welche Hr. Gau an den Monumenten entdeckt und abgeſchrieben,

fällt eine ſolche Beurtheilung in das Gebiet des Philologen; die Statuen, hieroglyphiſchen Bildwerke und Gemälde aber erfordern unumgänglich vollſtändige Kenntniß der Religion, der Sitten und Gebräuche der alten Aegypter. Sonach bleibt für uns nicht mehr übrig als zu melden, daß die Kupferſtiche nach den Zeichnungen des Herrn Gau ſehr ſauber behandelt und durchgängig Arbeiten namhafter franzöſiſcher Kupferſtecher ſind; ferner daß die Architektur, nicht weniger auch die landſchaftlichen Gegenſtände, hinſichtlich auf Treue und Richtigkeit der Darſtellung Zutrauen zu verdienen ſcheinen.

Das geſammte Werk ſoll aus zwölf Heften beſtehen, wovon bereits eilf erſchienen ſind. So wird auch der dazu erforderliche Text noch nachfolgen.

Zu Nürnberg bey Fr. Campe iſt erſchienen: der Eislauf oder das Schrittſchuhfahren;

herausgegeben von Siegmund Zindel, 1825 in 8.

Gegründete Anſprüche auf unſere beyfällige Anzeige geben dieſem Taſchenbuch die ſechs von J. A. Klein mit gefälliger Nadel maleriſch radirten Kupfertafeln womit daſſelbe geziert iſt. Auf fünf derſelben ſind verſchiedene Arten des Eislaufs mit Schrittſchuhen dargeſtellt, auf der ſechſten Schrittſchuhe. Den Figuren wäre vielleicht etwas mehr charakteriſtiſche Abwechslung zu wünſchen; hingegen ſind ſie lebhaft bewegt, ihre Stellungen mannigfaltig, mit vieler Wahrheit aufgefaßt; auch in der landſchaftlichen Umgebung hat der Künſtler Geſchmack und Fertigkeit bewieſen.

Göttingen in Commiſſion der Dieterichſchen Buchhandlung; Bildniſſe Göttinger Profeſſoren, nach dem Leben gezeichnet und radirt von Ludwig Emil Grimm.

Wie zart und zierlich Herr Grimm die

Radirnadel zu behandeln verſteht, dürfte unſern Leſern vielleicht noch aus K. u. A. IV. B. 3. H. erinnerlich ſeyn. Das gegenwärtig anzuzeigende Werk beſteht aus ſechs Blättern, welche die Profeſſoren Hugo, Benecke, C. F. Eichhorn, J. G. Eichhorn, und Blumenbach darſtellen. Der letztere iſt auf zwey Blättern ohngefähr in derſelben Poſitur aber von verſchiedenen Seiten abgebildet; das Bildniß welches dieſen berühmten Mann in Profil zeigt, ſcheint uns ganz vorzüglich ähnlich, auch iſt es dem Künſtler in Betracht der Ausführung unter allen am beſten gelungen.

Neulich iſt erſchienen und hier anzuzeigen der erſte Heft eines Werks: Alterthümer und Naturanſichten im Moſelthale bey Trier: herausgegeben von J. A. Ramboux und mit erläuterndem Text begleitet von J. Hugo Wyttenbach. Er enthält vier große vom Herausgeber ſelbſt nach der Natur

und auf Stein gezeichnete Blätter. Das auf dem erſten und zweyten Blatt ſtellen dar: die innere und äußere Anſicht des unter dem Namen Porta Nigra bekannten alten Stadtthors von Trier, wahrſcheinlich eines Monuments aus Conſtantins des Großen Zeit, mit löblicher Treue und Sorgfalt behandelt. Das dritte Blatt: eine Anſicht des Moſelthales oberhalb Trier, und im Vordergrund die Reſte eines römiſchen Amphitheaters. Auf dem vierten Blatt erſcheint der Proſpect des Moſelthales unterhalb Trier, im Vordergrunde die Felſen von Pallien. In den beyden landſchaftlichen Darſtellungen iſt es Herrn Ramboux geglückt den Geſchmack des Paul Brill recht ſehr gut nachzuahmen, ja man kann ſagen er habe den Geiſt dieſes tüchtigen alten Meiſters erfaßt, und eben darum weil ſeine Nachahmung wirklich geiſtreich, nicht bloß äußerlich und oberflächlich iſt, wird ihm der Beyfall aller wahren Kunſtfreunde zu Theil werden, wenn ſchon die Bäume im Mittelgrund etwas zu runde zu dichte Klumpen bilden, Licht

und Schatten im Vordergrund kräftiger und beſſer abgeſtuft ſeyn könnte.

Auf einem Blatt des Textes iſt als Vignette ein großer antiker Onyx abgebildet: fünf Perſonen einer kaiſerlichen Familie darſtellend nebſt zwey Adlern. Noch iſt des dieſem erſten Heft beygegebenen Titelblatts mit Ehren zu gedenken. Herr Mettenleiter in München, welcher vermöge der Unterſchrift daſſelbe geſchrieben und in Stein gravirt, hat in dieſer Art ein wahres Meiſterſtück geliefert.

Möge der Herausgeber nicht ſäumen im nächſten Heft die Abbildung des Monuments zu Igel mitzutheilen und zwar erſt in dem Zuſtande wie es jetzt befindlich, ſodann aber nach einer glücklich antiquariſch-artiſtiſchen Reſtauration, wie ſchon ein Verſuch im kleinen in den Trierſchen Alterthümern des Herrn Quednow erſchienen iſt. Denn eine vorzüglich gute befriedigende doppelte Abbildung, wie Herr Ramboux ſie zu geben vermag, verdient dieſes Denkmal vor andern als das Merkwürdigſte

aus dem Nachlaß der Römer auf deutſchem Boden.

Die St. Katharinen Kirche zu Oppenheim, geometriſch und perſpectiviſch dargeſtellt von Franz Hubert Müller, erſte und zweyte Lieferung, jede zu fünf Blättern in Realfolio.

Daß die Kirche zu Oppenheim eins der vorzüglichſten Gebäude des ſogenannt Gothiſchen, oder nach jetzt beliebter Art zu reden, des deutſchen Baugeſchmacks ſey, wird nicht beſtritten und alſo wäre überflüſſig ihre Vorzüge auseinanderzuſetzen. Die Blätter der erſten Lieferung ſtellen dar: 1) Geometriſcher Aufriß des Eingangs in die ſüdliche Vorlage des Kreuzes; auch als Titelblatt zum ganzen Werk dienend. 2) Perſpectiviſche Anſicht von einem Theil des Innern der Kirche, in Aquatintamanier mit Licht und Schatten ausgeführt, überdem etwas colorirt. 3) Ein gro-

ßes reich mit Figuren und Zierrathen geſchmück-tes ſauber illuminirtes Blatt. 4) Längen-Durchſchnitt der Kirche. 5) Mehrere Grund-aufriſſe von einzelnen Theilen des Gebäudes. In der zweyten Liefrung ſind enthalten: 1) Die perſpectiviſche Anſicht der linken Abſeite in Aquatintamanier. 2) Ein buntes Fenſter der rechten Abſeite, mit Wappenſchilden verziert, ſchön illuminirt. 3) Grundriß der Kirche. 4) Knäufe, Trag- und Schlußſteine mit Laub-verzierungen, in Aquatintamanier. 5) Meh-rere Grund- und Aufriſſe von einzelnen Thei-len der Kirche. Sämmtliche Darſtellungen, die in Aquatintamanier abſchattirten ſowohl als die bloß in Linien beſchränkten, ſind auf Zink-platten gearbeitet und reinlich genug aus-gefallen.

Brüggemann's Altar von Böhndel. S. 72.
Lithographie in Berlin. . . — 75.
Bildniß Lord Byron's. . . — 89.
Galerie de Madame la Duchesse de Berry . . . . . . — 91.
Museum Worsleyanum. . . — 106.
A Selection of ancient Coins. — 111.
Horner, Bilder des griechiſchen Alterthums. . . . . — 115.
Galeria Riccardi. . . . — 116.
Der Sammler für Kunſt und Alterthum in Nürnberg. . . — 117.
Goethe an Schiller 1802. . . — 119.
Einzelnes. . . . . . — 159.
Bildende Kunſt. — 180.

Art. 127 k/5,3

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Fünften Bandes drittes Heft.

Stuttgart,
in der Cotta'ſchen Buchhandlung.
1826.

Inhalt.

Charos, das bekannte neugriechiſche Lied. . . . . S. 5.
Charos, preiswürdige Zeichnung von Leybold. . . . . . . — 7.
Charon und Charos, verwandte Sprachformen. . . . . . . — 13.
Einzelnes, über hundert Sprüche, ſittlich-äſthetiſche Betrachtungen hervorrufend. . . . . . — 14.
Bildende Kunſt:
Homer nach Antiken durch Tiſchbein. — 40.
Museum Worsleyanum. . . — 45.
Forcella, Neapel. . . . . — 49.
Oſterwald, Sicilien. . . . — 51.
Goro, Pompeji. . . . . — 59.
Vogel, Pilnitz . . . . . — 63.
Bildergallerie, Wien. . . — 65.
Shakeſpeare als Theaterdichter, geſchrieben 1816. . . . . . — 69.
Plato's Jon, geſchrieben im Jahr 1796. — 79.
Portraits historiques de Gérard. . — 90.

Ant. 127 K / (5,3

Kunſt und Alterthum.

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Fünſten Bandes drittes Heft.

Stuttgart,
in der Cotta'ſchen Buchhandlung.
1826.

Wb/67/1722

Charos.

Neugriechisch.

Die Berges-Höh'n warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Ist es der Sturm der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht ist's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitschend;
Nein, Charos ist's, er saus't einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngsten aber, Säuglinge,
In Reih' gehängt am Sattel.
Da riefen ihm die Greise zu,
Die Jünglinge sie knie'ten:

„O Charos, halt! halt am Geheg',
Halt an beym kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich
Und pflücken bunte Blümchen."

Nicht am Gehege halt ich still,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich.

Charos.

Zeichnung von Leybold.

Drey Fuß breit, fünf und zwanzig Zoll hoch, auf gelb Papier, Federumriß, braun angetuſcht und die Lichter mit dem Pinſel aufgetragen.

Das Weitere iſt zu erſehen: Kunſtblatt. Nr. 10 und 11. 1826, woſelbſt ſich auch ein lithographirter Umriß des Bildes befindet.

Herr Leybold hat in ſeiner Zeichnung den Gegenſtand höchſt glücklich gefaßt und künſtleriſch mit beſter Einheit des Ganzen in würdigen und großartigen Formen darzuſtellen gewußt. Die Behandlung iſt meiſterhaft und leicht, ohne daß der Ausführung dadurch etwas entzogen wäre; Formen und Gewänder deuten an, daß der Künſtler mit dem er-

habenen Michael Angelo eine Geiſtes- und Talentsverwandtſchaft empfunden und daher in gleichem, doch mehr gereinigtem Sinne das Werk angegriffen und vollbracht.

Charos, ein gewaltiger rüſtiger Alter, ſitzt, an Bruſt und Körper nackt, auf ungezäumtem Roſſe, welches im ſchnellſten reißenden Laufe keichend dahin eilt; Haar und Bart des Reiters rückwärts getrieben; der flatternde Mantel von ſehr gutem Faltenſchlage verbirgt und zeigt zum Theil drey kleine Kinder, deren eins an der rechten Seite des Alten ruht, zwey aber von ihm mit der Linken gehalten werden; mit der Rechten ergreift er einen bejahrten Mann bey der linken Hand, welcher ungern folgend, im Vorüberſchweben ſich zu retten nach dem dürren Aſte eines Baumſturzes in der wirklichen Landſchaft greift, den er doch bald hinter ſich laſſen wird. Andere Alte ſchweben bittend und flehend, dumpf-gleichgültig und kümmerlich-müde, dem voreilenden Charos nach.

Auf der entgegengeſetzten Seite ſcheuen und fliehen das daher ſtürmende Pferd mehrere jugendliche Geſtalten verſchiedenen Alters und Geſchlechtes. Das eilige jüngſte Paar, Knabe und Mädchen, ſo jung und ſchon geſellig umſchlungen, läuft, halb ſpielend, halb furchtſam voraus; ein wackerer gefühlvoller Jüngling zeigt, wie um Schonung das Ungethüm anflehend, auf einen jungen Freund, der ihm ohnmächtig in die Arme fällt; eine weibliche derbe Geſtalt wirft ſich dem Pferde entgegen und ſcheint es beyſeit drängen zu wollen. Auf dem vorderſten Wolkenſaume, mit den andern im Vorübereilen, bückt ſich ein knabenhaftes Mädchen, um von den unten im Vordergrunde reichlich ſproſſenden Lilien eine zu pflücken. Weiter zur rechten ein junger Mann, halb gelehnt, halb knieend, deutet mit Gebärde der Ueberredung herunter auf den erquicklich ſtrömenden Brunnen im Winkel des Bildes.

Hier aber glauben wir eine noch zartere Andeutung zu finden. Aus der Tiefe des landſchaftlichen Grundes ſteigen drey junge Frauen mit Krügen, am Brunnen Waſſer zu ſchöpfen. Die größte vorderſte, mit niedergeſchlagenen Augen und kummervoller Miene, halten wir für die Wittwe des eben genannten jungen Mannes, der alſo nach unſrer Auslegung, nicht bloß auf die friſche Quelle, ſondern auch auf die herankommende Geliebte hindeutet; die zweyte iſt eine bloße mägdehafte Geſtalt, die dritte richtet erſtaunt den Blick nach oben als wenn ſie in dem über ihrem Haupte ſauſenden Sturme etwas Bängliches ahndete.

Alles dieſes zuſammen betrachtet müſſen wir alſo Herrn Leybold ein beſonderes Kunſtverdienſt zugeſtehen. Die Aufgabe iſt von ihm durchdrungen, die Darſtellung derſelben vollſtändig gedacht worden; er hat ſich der mannigfaltigſten Motive bedient und keins derſelben wiederholt. Angemeſſen ſind die

Gliederformen, die Gewänder durchgängig im edlen Styl, Anordnung und Ausdruck löblich.

Licht und Schatten beobachtete der Künſtler verſtändig, er trachtete nicht nach frappantem Effect, und doch hat ſeine Zeichnung eine dem Auge wohlgefällige Wirkung; alle Theile ſondern ſich richtig ohne Unruhe, ohne Verwirrung aus einander und erſcheinen deutlich.

Auch iſt zu erwähnen, daß eine bedeutende Größe des Bildes und der darin dicht eingeſchloſſenen Geſtalten eine charakteriſtiſch vortheilhafte Wirkung hervorbringt.

Der landſchaftliche Grund läßt ſich in Betreff der Anlage ebenfalls loben und ſtimmt, vermöge ſeiner Einfalt und Großartigkeit, mit dem Ernſt der Darſtellung überein, doch begegnet uns der Umſtand, daß zwiſchen den Berggipfeln über der Erſcheinung und der Durchſicht mit Ferne unter derſelben kein rechter Zuſammenhang Statt findet, deßhalb denn vielleicht ein Tadel eintreten möchte.

Bey dieſem Puncte jedoch haben wir der Einrede eines unſrer Freunde zu gedenken, welcher zu Ehren des Künſtlers folgende Auslegung gab: Da die obere und untere Landſchaft durch einen Wolken- und Geiſterzug getrennt ſey, ſo dürfe der Künſtler wohl, eben als wäre hier eine Fata Morgana im Spiel, die Berggipfel verrücken und ſie an einem andern Orte als ihnen die Natur angewieſen, hervortreten laſſen, und das Geiſtige, Traumhafte glücklich hiedurch dem Auge darſtellen.

Mit dem beygelegten lithographirten Umriß hat man alle Urſache zufrieden zu ſeyn. Das Bild wird im Ganzen vollkommen vor die Augen geſtellt; die Neigung des Künſtlers im Sinne des Michael Angelo zu verfahren, ſpricht ſich deutlich und glücklich aus. Die Köpfe ſind lebhaften geiſtreichen Ausdrucks wie im Original; und ſo gewährt dieſe vorläufige Mittheilung einſtweilige angenehme Unterhaltung.

Möge Herr Leybold nicht ſäumen, das meiſterhafte Werk in gehörigem Format, ſeinem ganzen Werth gemäß, ausführlich von ihm ſelbſt mit Licht und Tonplatte lithographirt, uns vor Augen zu bringen. Kaum findet ein Künſtler dergleichen Gelegenheit ſich vor Welt und Nachwelt ſo viel Ehre zu machen.

Charon und Charos.

Im Neugriechiſchen heißt der Tod zwar Charos, (Χάρος) nicht Charon (Χάρων); allein jene Form iſt nur eine Umbildung in eine gewöhnlichere Endung. Denn eben ſo findet ſich auch noch die Form Charontas (Χάροντας) in derſelben Bedeutung, wie mehrmals die altgriechiſchen Worte auf ων, οντος, ſich in dieſen Nominativ οντας umbilden. So ward aus γέρων, οντος, die jetzige Form γέροντας (der Greis). Demnach iſt Χάροντας von Χάρων, οντος, ſtatt ωνος (worauf

auch das lateiniſche Charon, ontis führt) gebildet, und Χάρος eine noch bequemere in die gewöhnliche Wortendung ος auslaufende Bildung des gemeinen Lebens.

Einzelnes.

Eigentlich weiß man nur wenn man wenig weiß; mit dem Wiſſen wächſt der Zweifel.

Die Irrthümer des Menſchen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

Bonus vir semper tiro.

Es giebt Menſchen die ihr Gleiches lieben und aufſuchen, und wieder ſolche die ihr Gegentheil lieben und dieſem nachgehn.

Wer ſich von jeher erlaubt hätte, die Welt ſo ſchlecht anzuſehen wie uns die Widerſacher darſtellen, der müßte ein miſerables Subject geworden ſeyn.

Mißgunſt und Haß beſchränken den Beobachter auf die Oberfläche, ſelbſt wenn Scharfſinn ſich zu ihnen geſellt; verſchwiſtert ſich dieſer hingegen mit Wohlwollen und Liebe, ſo durchdringt er die Welt und den Menſchen, ja er kann hoffen zum Allerhöchſten zu gelangen.

Panoramic ability ſchreibt mir ein engliſcher Kritiker zu, wofür ich allerſchönſtens zu danken habe.

Einem jeden wohlgeſinnten Deutſchen iſt eine gewiſſe Portion poetiſcher Gabe zu wünſchen, als das wahre Mittel ſeinen Zuſtand, von welcher Art er auch ſey, mit Werth und Anmuth einigermaßen zu umkleiden.

Den Stoff ſieht Jedermann vor ſich, den Gehalt findet nur der der etwas dazu zu thun hat, und die Form iſt ein Geheimniß den meiſten.

Die Menſchen halten ſich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet ſich wieder an der Jugend.

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, ſie wird immer eine Tag- und eine Nachtſeite behalten.

Der Irrthum wiederholt ſich immerfort in der That, deßwegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war; ſo iſt außer dieſer realen Welt, noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beynahe, in der die meiſten leben.

Die Menſchen ſind wie das rothe Meer; der Stab hat ſie kaum auseinander gehalten, gleich hinterdrein fließen ſie wieder zuſammen.

Pflicht des Hiſtorikers das Wahre vom Falſchen, das Gewiſſe vom Ungewiſſen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterſcheiden.

Eine Chronik ſchreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig iſt.

Die Gedanken kommen wieder, die Ueberzeugungen pflanzen ſich fort, die Zuſtände gehen unwiederbringlich vorüber.

„Unter allen Völkerſchaften haben die Griechen den Traum des Lebens am ſchönſten geträumt.“

Ueberſetzer ſind als geſchäftige Kuppler anzuſehen die uns eine halbverſchleyerte Schöne

als höchſt liebenswürdig anpreiſen, ſie erre=gen eine unwiderſtehliche Neigung nach dem Original.

Das Alterthum ſetzen wir gern über uns; aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater nei=det ſeinem Sohn nicht das Talent.

Sich ſubordiniren iſt überhaupt keine Kunſt; aber in abſteigender Linie, in der Deſcendenz, etwas über ſich erkennen was un=ter einem ſteht!

Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben um zu exiſtiren.

Alles was wir treiben und thun iſt ein Abmüden, wohl dem der nicht müde wird.

„Hoffnung iſt die zweyte Seele der Un=glücklichen.“

„L'Amour est un vrai recommenceur.“

Es giebt im Menſchen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzoſen eine Servage.

„Im Theater wird durch die Beluſtigung des Geſichts und Gehörs die Reflexion ſehr eingeſchränkt.“

Erfahrung kann ſich ins Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommener werden. Jener ſteht das Univerſum nach allen Richtungen offen, dieſe bleibt innerhalb der Gränze der menſchlichen Fähigkeiten eingeſchloſſen. Deßhalb müſſen alle Vorſtellungsarten wiederkehren und der wunderliche Fall tritt ein, daß bey erweiterter Erfahrung eine bornirte Theorie wieder Gunſt erwerben kann.

Es iſt immer dieſelbe Welt, die der Betrachtung offen ſteht, die immerfort angeſchaut oder geahnet wird, und es ſind immer dieſelben Menſchen, die im Wahren oder Falſchen leben, im letzten bequemer als im erſten.

Die Wahrheit widerſpricht unſerer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem ſehr einfachen Grunde; die Wahrheit fordert daß wir uns für beſchränkt erkennen ſollen, der Irrthum ſchmeichelt uns wir ſeyen auf ein oder die andere Weiſe unbegränzt.

Es iſt nun ſchon bald zwanzig Jahre, daß die Deutſchen ſämmtlich transſcendiren. Wenn ſie es einmal gewahr werden, müſſen ſie ſich wunderlich vorkommen.

Daß Menſchen dasjenige noch zu können glauben was ſie gekonnt haben, iſt natürlich genug; daß andere zu vermögen glauben was

ſie nie vermochten, iſt wohl ſeltſam aber nicht ſelten.

Zu allen Zeiten ſind es nur die Individuen, welche für die Wiſſenſchaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Huſſen verbrannte; die Zeitalter ſind ſich immer gleich geblieben.

Das iſt die wahre Symbolik wo das Beſondere das Allgemeinere repräſentirt, nicht als Traum und Schatten, ſondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforſchlichen.

Alles Ideelle, ſobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieſes und ſich ſelbſt auf. So der Credit (Papiergeld) das Silber und ſich ſelbſt.

Die Meiſterſchaft gilt oft für Egoismus.

Sobald die guten Werke und das Verdienſtliche derſelben aufhören, ſogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bey den Proteſtanten.

Es iſt eben als ob man es ſelbſt vermöchte, wenn man ſich guten Raths erholen kann.

Die Wahlſprüche deuten auf das was man nicht hat, wornach man ſtrebt. Man ſtellt ſich ſolches wie billig immer vor Augen.

„Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der ſoll ihn auch ſelbander liegen laſſen.“

Der Despotismus fördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumuthet und ſo den höchſten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

Alles Spinoziſtiſche in der poetiſchen Production wird in der Reflexion Machiavellismus.

Man muß ſeine Irrthümer theuer bezahlen wenn man ſie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu ſagen.

Wenn ein deutſcher Literator ſeine Nation vormals beherrſchen wollte, ſo mußte er ihr nur glauben machen es ſey einer da der ſie beherrſchen wolle. Da waren ſie gleich ſo verſchüchtert, daß ſie ſich von wem es auch wäre gern beherrſchen ließen.

„Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa.“

„Es giebt auch After-Künſtler, Dilettanten und Speculanten: jene treiben die Kunſt um des Vergnügens, dieſe um des Nutzens willen.“

Geſelligkeit lag in meiner Natur, deßwegen ich bey vielfachem Unternehmen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete, und ſo das Glück erreichte, mich in ihnen und ſie in mir fortleben zu ſehn.

Mein ganzes inneres Wirken erwies ſich als eine lebendige Heuriſtik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, ſolche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

Es giebt eine enthuſiaſtiſche Reflexion, die von dem größten Werth iſt, wenn man ſich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

Nur in der Schule ſelbſt iſt die eigentliche Vorſchule.

Der Irrthum verhält ſich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich

habe bemerkt, daß man aus dem Irren ſich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

Ein jeder leidet, der nicht für ſich ſelbſt handelt. Man handelt für Andere, um mit ihnen zu genießen.

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verſtande. Hieran ſchließt ſich das Gehörige, welches verwandt iſt mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch iſt ein Verhältniß zu einer beſondern Zeit und entſchiedenen Umſtänden.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

Deßhalb iſt die Bibel ein ewig wirkſames Buch, weil, ſo lange die Welt ſteht, Niemand auftreten und ſagen wird: Ich begreife

es im Ganzen und verſtehe es im Einzelnen. Wir aber ſagen beſcheiden: Im Ganzen iſt es ehrwürdig, und im Einzelnen anwendbar.

Alle Myſtik iſt ein Transſcendiren und ein Ablöſen von irgend einem Gegenſtande, den man hinter ſich zu laſſen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man abſagt, deſto reicher ſind die Productionen des Myſtikers.

Die orientaliſche myſtiſche Poeſie hat deßwegen den großen Vorzug, daß der Reichthum der Welt den der Adepte wegweiſt, ihm noch jederzeit zu Gebote ſteht. Er befindet ſich alſo noch immer mitten in der Fülle, die er verläßt und ſchwelgt in dem was er gern los ſeyn möchte.

Chriſtliche Myſtiker ſollte es gar nicht geben, da die Religion ſelbſt Myſterien darbie-

tet. Auch gehen ſie immer gleich ins Abſtruſe, in den Abgrund des Subjects.

Ein geiſtreicher Mann ſagte, die neuere Myſtik ſey die Dialektik des Herzens und deßwegen mitunter ſo erſtaunenswerth und verführeriſch, weil ſie Dinge zur Sprache bringe zu denen der Menſch auf dem gewöhnlichen Verſtands-, Vernunfts- und Religionswege nicht gelangen würde. Wer ſich Muth und Kraft glaube, ſie zu ſtudiren, ohne ſich betäuben zu laſſen, der möge ſich in dieſe Höhle des Trophonios verſenken, jedoch auf ſeine eigene Gefahr.

Die Deutſchen ſollten in einem Zeitraume von dreyßig Jahren das Wort Gemüth nicht ausſprechen, dann würde nach und nach Gemüth ſich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: Nachſicht mit Schwächen, eignen und fremden.

Die Vorurtheile der Menſchen beruhen

auf dem jedesmaligen Charakter der Menſchen, daher ſind ſie, mit dem Zuſtand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verſtand, noch Vernunft haben den mindeſten Einfluß darauf.

Charaktere machen oft die Schwäche zum Geſetz. Weltkenner haben geſagt: „die Klugheit iſt unüberwindlich hinter welcher ſich die Furcht verſteckt.“ Schwache Menſchen haben oft revolutionaire Geſinnungen: ſie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn ſie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß ſie weder ſich noch andere regieren können.

In eben dem Falle ſind die neuern deutſchen Künſtler: den Zweig der Kunſt, den ſie nicht beſitzen, erklären ſie für ſchädlich und daher wegzuhauen.

Der Menſchenverſtand wird mit dem geſunden Menſchen rein geboren, entwickelt ſich

aus ſich ſelbſt und offenbart ſich durch ein entſchiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Praktiſche Männer und Frauen bedienen ſich deſſen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beyde Geſchlechter was ſie begehren für nothwendig, und für nützlich was ihnen gefällt.

Alle Menſchen, wie ſie zur Freyheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachläſſigen.

Der Kampf des Alten, Beſtehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung iſt immer derſelbe. Aus aller Ordnung entſteht zuletzt Pedanterie, um dieſe los zu werden zerſtört man jene, und es geht eine Zeit hin bis man gewahr wird daß man wieder Ordnung machen müſſe. Claſſicismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbsfreyheit, Feſthalten und Zerſplittern des

Grundbodens, es iſt immer derſelbe Conflict der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verſtand des Regierenden wäre daher dieſen Kampf ſo zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite ſich ins Gleiche ſtellte; dieß iſt aber den Menſchen nicht gegeben und Gott ſcheint es auch nicht zu wollen.

Welche Erziehungsart iſt für die beſte zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Inſulaner und Seefahrer nehmen ſie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und laſſen ſie im Dienſte herankrabeln. Wie ſie etwas leiſten, haben ſie Theil am Gewinn; und ſo kümmern ſie ſich ſchon um Handel, Tauſch und Beute, und es bilden ſich die tüchtigſten Küſten- und Seefahrer, die klügſten Handelsleute und verwegenſten Piraten. Aus einer ſolchen Maſſe können denn freylich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralſchiff der feindlichen Flotte feſtklammern.

Alles Vortreffliche beſchränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demſelben nicht gewachſen fühlen; nur inſofern wir es nachher in unſere Cultur aufnehmen, es unſern Geiſt- und Gemüthskräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es giebt das behagliche Gefühl als wenn man mit ſeines Gleichen umginge.

Das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt ſich ewig gleich.

Wir können einem Widerſpruch in uns ſelbſt nicht entgehen; wir müſſen ihn auszugleichen ſuchen. Wenn uns andere widerſprechen, das geht uns nichts an, das iſt ihre Sache.

Es iſt ſoviel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt, aber es berührt ſich nicht.

Welche Regierung die beſte ſey? Diejenige die uns lehrt uns ſelbſt zu regieren.

Dociren kannſt du tüchtiger freylich nicht, es iſt, wie das Predigen, durch unſern Zuſtand geboten, wahrhaft nützlich wenn Converſation und Katechiſation ſich anſchließen, wie es auch urſprünglich gehalten wurde. Lehren aber kannſt du und wirſt du, das iſt: wenn That dem Urtheil, Urtheil der That zum Leben hilft.

Gegen die drey Einheiten iſt nichts zu ſagen wenn das Sujet ſehr einfach iſt; gelegentlich aber werden dreymal drey Einheiten, glücklich verſchlungen, eine ſehr angenehme Wirkung thun.

Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, ſo werden ſie ſo gleichſam abgeſponnen wie ein Wocken.

Es kann wohl ſeyn, daß der Menſch durch öffentliches und häusliches Geſchick zu Zeiten gräßlich gedroſchen wird; allein das rückſichtloſe Schickſal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber ſpüren nichts davon und ſpringen luſtig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert ob ſie zur Mühle, ob ſie zum Saatfeld wandern.

Arden von Feversham, Shakſpears Jugendarbeit. Es iſt der ganze reintreue Ernſt des Auffaſſens und Wiedergebens, ohne Spur von Rückſicht auf den Effect, vollkommen dramatiſch, ganz untheatraliſch.

Shakſpears trefflichſten Theaterſtücken mangelt es hie und da an Facilität: ſie ſind

etwas mehr als ſie ſeyn ſollten, und eben deß- halb deuten ſie auf den großen Dichter.

Die größte Wahrſcheinlichkeit der Erfüllung läßt noch einen Zweifel zu; daher iſt das Gehoffte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraſchend.

Allen andern Künſten muß man etwas vorgeben, der griechiſchen allein bleibt man ewig Schuldner.

Vis superba formae. Ein ſchönes Wort von Johannes Secundus.

Die Sentimentalität der Engländer iſt humoriſtiſch und zart, der Franzoſen populär und weinerlich, der Deutſchen naiv und realiſtiſch.

Das Abſurde mit Geſchmack dargeſtellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

Von der beſten Geſellſchaft ſagte man: ihr Geſpräch iſt unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte ſagte Jemand, es habe mehr Energie als Enthuſiasmus, mehr Charakter als Gehalt, mehr Rhetorik als Poeſie und im Ganzen etwas Männliches.

Es iſt nichts ſchrecklicher als eine thätige Unwiſſenheit.

Schönheit und Geiſt muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

Der Myſticismus iſt die Scholaſtik des Herzens, die Dialektik des Gefühls.

Man ſchont die Alten, wie man die Kinder ſchont.

Der Alte verliert eins der größten Menſchenrechte, er wird nicht mehr von ſeines Gleichen beurtheilt.

Es iſt mir in den Wiſſenſchaften gegangen wie Einem der früh aufſteht, in der Dämmrung die Morgenröthe, ſodann aber die Sonne ungeduldig erwartet, und doch, wie ſie hervortritt, geblendet wird.

Man ſtreitet viel und wird viel ſtreiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir iſt klar: ſchaden wird ſie wie bisher, dogmatiſch und phantaſtiſch gebraucht; nutzen wie bisher, didaktiſch und gefühlvoll aufgenommen.

Große, von Ewigkeit her, oder in der Zeit entwickelte, urſprüngliche Kräfte wirken unaufhaltſam, ob nutzend oder ſchadend, das iſt zufällig.

Die Idee iſt ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen iſt nicht wohlgethan. Alles was wir gewahr werden und wovon wir reden können, ſind nur Manifeſtationen der Idee; Begriffe ſprechen wir aus, und inſofern iſt die Idee ſelbſt ein Begriff.

Im Aeſthetiſchen thut man nicht wohl, zu ſagen: die Idee des Schönen, dadurch vereinzelt man das Schöne, das doch einzeln nicht gedacht werden kann. Vom Schönen kann man einen Begriff haben und dieſer Begriff kann überliefert werden.

Die Manifeſtation der Idee als des Schönen iſt eben ſo flüchtig, als die Manifeſtation des Erhabenen, des Geiſtreichen, des Luſtigen, des Lächerlichen. Dieß iſt die Urſache, warum ſo ſchwer darüber zu reden iſt.

Aecht äſthetiſch-didaktiſch könnte man ſeyn, wenn man mit ſeinen Schülern an allem Empfindungswerthen vorüberginge, oder

es ihnen zubrächte im Moment wo es culminirt und ſie höchſt empfänglich ſind. Da aber dieſe Forderung nicht zu erfüllen iſt, ſo müßte der höchſte Stolz des Kathederlehrers ſeyn, die Begriffe ſo vieler Manifeſtationen in ſeinen Schülern dergeſtalt zum Leben zu bringen, daß ſie für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfänglich würden, um es mit Freuden aufzufaſſen, wo es ihnen zur rechten Stunde begegnete. Ohne daß ſie es merkten uud wüßten wäre ſomit die Grundidee, woraus Alles hervorgeht in ihnen lebendig geworden.

Wie man gebildete Menſchen ſieht, ſo findet man, daß ſie nur für Eine Manifeſtation des Urweſens, oder doch nur für wenige empfänglich ſind, und das iſt ſchon genug. Das Talent entwickelt im Praktiſchen Alles und braucht von den theoretiſchen Einzelnheiten nicht Notiz zu nehmen: der Muſicus kann ohne ſeinen Schaden den Bildhauer ignoriren und umgekehrt.

Man ſoll ſich Alles praktiſch denken und deßhalb auch dahin trachten, daß verwandte Manifeſtationen der großen Idee, inſofern ſie durch Menſchen zur Erſcheinung kommen ſollen, auf eine gehörige Weiſe in einander wirken. Malerey, Plaſtik und Mimik ſtehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muß der Künſtler, zu dem einen berufen, ſich hüten, von dem andern beſchädigt zu werden: der Bildhauer kann ſich vom Maler, der Maler vom Mimiker verführen laſſen und alle drey können einander ſo verwirren, daß keiner derſelben auf den Füßen ſtehen bleibt.

Die mimiſche Tanzkunſt würde eigentlich alle bildenden Künſte zu Grunde richten und mit Recht. Glücklicher Weiſe iſt der Sinnenreiz, den ſie bewirkt, ſo flüchtig, und ſie muß um zu reizen ins Uebertriebene gehen. Dieſes ſchreckt die übrigen Künſtler glücklicher Weiſe ſogleich ab; doch können ſie, wenn ſie klug und vorſichtig ſind, viel dabey lernen

---

Bildende Kunſt.

Homer nach Antiken.

Neuntes Heft.

I. Fragment eines Basreliefs vom alten Styl mit drey Figuren, denen die Namen Agamemnon, Talthybios und Epeus beygeſchrieben ſind, erſterer von der Rechten zur Linken, die beyden letzteren von der Linken zur Rechten. Von der Figur des Agamemnon, auf einem Stuhle ſitzend dargeſtellt, ſind die Beine verloren, Talthybios und Epeus ſtehen hinter dem König und haben ſich ganz erhalten. Nach einer Angabe ſoll das erwähnte Denkmal auf der Inſel Lesbos, nach

einer andern auf der Inſel Samothrake gefunden worden ſeyn, gehörte ſonſt dem Grafen Choiſeul-Gouffier und befindet ſich gegenwärtig im Königlich franzöſiſchen Muſeum zu Paris. Alt iſt das Werk unſtreitig und von altgriechiſchem Styl. Nach Herrn Schorns eigener Bemerkung, in den Zuſätzen zu dieſem Heft, iſt der Marmor ſehr abgerieben und läßt wenig mehr von der freyen Ausführung erkennen.

II. Achill, das Schwerdt in die Scheide ſtoßend, Halbfigur, gezeichnet nach dem Bruchſtück eines Basreliefs ſo auf der Inſel Capri gefunden worden, des Verfaſſers Meinung zufolge, welcher wir gerne beypflichten, wahrſcheinlich ein Werk aus ſpäter Zeit.

III. Diomedes, Ulyſſes und Dolon. Vaſengemälde von verſchiedenen Farben. Wenn Hrn Tiſchbeins Zeichnung, welche hier mit Farben lithographiſch nachgebildet worden, das Vaſengemälde treu darſtellt, ſo möchte

man billig zweifeln ob das Werk der ältern griechiſchen Kunſt angehöre, wie im Text angenommen wird; denn obſchon die beyden Figuren des Diomedes und des Ulyſſes mit ſchwarzer Farbe ſilhouettenartig dargeſtellt ſind, mit Andeutung einiger innerhalb des Umriſſes liegenden Theile, durch weiße, vielleicht auch nur durch eingeritzte Linien, ſo iſt dieſe Darſtellungsweiſe zwar allerdings die gewöhnliche in Vaſengemälden welche dem ältern Styl angehören mögen, kommt aber auch nicht ſelten an Vaſen der ſpäteren Zeit vor. Geſtalt und Glieder der beyden Helden verrathen ebenfalls nicht die ſtrenge Steife des alten Styls, doch möchte hierin der Zeichner einiges nach ſeiner Weiſe verbeſſert haben. Daß aber die Figur des Dolon abſchattirt iſt, kann für ein ganz entſcheidendes Merkmal der ſpätern Entſtehung des Gefäßes gelten; denn als Licht und Schatten in der Malerey üblich geworden, war der alte Styl längſt erloſchen.

IV. Antilochus bringt dem Achilles die Nachricht vom Tode des Patroklus, nach dem Fragment eines ſchönen, bereits von Winkelmann in den Monum. ant. ined. No. 129. bekannt gemachten Cameo, welchen damals die Gräfin Cheroffini beſaß. In den angefügten Zuſätzen, Seite 43. berichtet Herr Schorn daß nach einem Schwefelabguß des Originalcameo, vornehmlich die ſitzende Figur des Achilles die beſchädigte iſt; es fehlt an derſelben der ganze Oberleib nebſt der Hälfte der Schenkel; Kopf, Arme und Beine, von der Mitte der Schenkel an haben ſich erhalten. Die fehlenden Theile nun ſind im Kupferſtich, wo das Denkmal nach einem vielfach vergrößerten Maaßſtab gezeichnet erſcheint, geſchickt ergänzt, der zierliche Geſchmack des Originals mit glücklichem Erfolg übergetragen.

V. VI. Die Eroberung von Troja, aus neunzehn Figuren beſtehendes Vaſengemälde

auf einem bey Nola 1798 entdeckten Gefäß, anfänglich im Beſitz der Familie Vivenzia in Nola, gegenwärtig dem Königlichen Muſeo zu Neapel gehörig. Was der Verfaſſer über die ſehr fehlerhafte Abbildung dieſes Vaſengemäldes, welche Millin in dem Werk Peintures de Vases antiques Tom. I. pl. 25. und 26. gegeben, ſagt, hat ſeine völlige Richtigkeit. Auch gegen die Benennung welche die Figuren in der Erklärung erhalten haben, möchte wenig einzuwenden ſeyn, weil alles wogegen man Zweifel erheben könnte, bey anderer Auslegung wieder andere Zweifel hervorrufen würde. Von äginetiſcher Schule und Styl aber, dem gegenwärtig wahren Modeartikel antiquariſcher Auslegungen, auf welche denn auch hier verſchiedentlich hingedeutet wird, haben wir nicht das Geringſte wahrnehmen können. Uebrigens wird zugegeben: die Darſtellung ſey ſehr merkwürdig und das Ganze eins der beſſern Vaſengemälde. Iſt indeſſen die mitgetheilte Abbildung genau

richtig, woran ſich nicht zweifeln läßt, ſo mag zwar die Leichtigkeit und Sicherheit womit die Zeichnung gemacht iſt, Lob, ja Bewunderung verdienen, es iſt dieſes bey vielen Vaſengemälden der Fall; wenn aber Seite 44 die Schönheit der Zeichnung und große Sorgfalt in der Vollendung gerühmt wird, ſo muß ſolches nicht unbedingt ſondern mit gehöriger Beſchränkung und vergleichungsweiſe mit andern Vaſengemälden verſtanden werden.

Museum Worsleyanum.

Anzeige vom Inhalt der erſten ſechs Hefte des Werks Museum Worsleyanum wurde im vorigen Heft (Kunſt und Alterth. V. 2.) gegeben. Im ſiebenten Heft womit der Band ſchließt finden ſich erſtlich auf ſechs

Kupfertafeln abgebildet fünf und vierzig geſchnittene Steine, Aegyptiſchen, Griechiſchen, Römiſchen und Perſiſchen Urſprungs. Nach der alles Zutrauen verdienenden Beſchreibung, womit auch die Kupferſtiche übereinſtimmen, ſind dieſe Denkmale zwar von ungleichem Verdienſt der Arbeit und wie von verſchiedenen Völkern des Alterthums herrührend ſo auch aus verſchiedenen Zeiten, alle jedoch ohne Ausnahme merkwürdig in Betracht der darauf geſchnittenen Bilder. Man begegnet ſodann zwey Kupfertafeln, deren jede neun Abbildungen ganz vortrefflicher theils erhoben theils vertieft geſchnittener Gemmen enthält. Eine mit dem Namen des Dioskorides bezeichnet ſtellt einen kämpfenden ſchlangenbeinigen Titanen dar, und eine andere von Solon gearbeitet wird für ein Bildniß des Maecenas gegeben. Den Schluß dieſes Hefts und zugleich des erſten Bandes des Werks macht die, wahrſcheinlich um vieles vergrößerte, Abbildung eines von Marchant vertieft geſchnittenen Sar-

donyx den Tod des engliſchen General Wolf darſtellend. Marchant lebte gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts in Rom und wurde damals nächſt Pichler für den beſten Steinſchneider gehalten, allein er ſoll, wie der Text berichtet, nach England zurückgekehrt aufgehört haben in dieſem Fach der Kunſt, worin er ſich ſo rühmlich ausgezeichnet hatte, zu arbeiten.

Das achte Heft zum zweyten Bande gehörig, ſo wie die beyden nächſtfolgenden enthalten drey und vierzig Kupfertafeln, (worunter zwey große als doppelt angerechnet ſind) alles Abbildungen hoch und flacherhobener Arbeiten vom Minerven-Tempel zu Athen wie ſolche im Jahr 1785 noch an Ort und Stelle zu ſehen waren. Der kurze Text giebt Auskunft über Bedeutung und Kunſtverdienſt dieſer vom Geiſt des Phidias belebten Denkmale der glorreichen Perikleiſchen Zeit.

Dem neunten Heft iſt noch beygegeben, oder vielmehr vorgeſetzt: die ſauber geſtoche-

ne Abbildung einer 1786 in der Villa des Hadrian bey Tivoli aufgefundenen antiken Malerey, Glaucus und Sylla (vielleicht Scylla) darſtellend, weitere Nachricht aber wird nicht davon ertheilt.

Im eilften und zwölften Heft werden, außer einem an die Spitze des Ganzen zu ſetzenden Bildniß des Sir Richard Worsley, den Titelblättern und Inhaltsanzeigen für beide Bände, auch einige Vignetten, die Reſtaurationen von den Propyläen und dem großen Minerven-Tempel auf der Burg zu Athen gefunden, und noch drey und zwanzig wirkliche Anſichten von Städten, Gegenden und bedeutenden Ruinen, welche der gedachte Alterthumsfreund und Kunſtſammler auf ſeiner Reiſe in Griechenland, Aegypten, Kleinaſien, Conſtantinopel und in der Krimm nach der Natur hatte zeichnen laſſen. Mehrere derſelben, ja die meiſten ſind gut geſtochen, ein Blatt aber, Tempelruinen von Joniſcher Bauart nahe bey Miletus darſtellend, zeichnet ſich

nicht nur durch ſchönen Stich von Fittler vor den andern aus, ſondern iſt überhaupt betrachtet ſicherlich eins der angenehmſten Bilder im landſchaftlichen Fach.

Forcella.

Von dem münzkundigen Marcheſe Erico Forcella iſt im Jahr 1825 zu Neapel eine dem König zugeeignete Schrift in lateiniſcher Sprache erſchienen unter dem Titel: Numismata aliquot sicula nunc primum edita. Sie enthält 41 Seiten Text in groß 4to und auf drey Kupfertafeln Abbildungen von funfzehn antiken, zum Theil ſehr ſchönen, durchgängig ſeltenen, auf Sicilien Bezug habenden goldenen und ſilbernen Münzen. Die Abbildungen in geſchabter oder vielleicht geätzter Manier erregen Vertrauen; ſie ſind ob-

ſchon eben nicht elegant doch mit vieler Sorgfalt verfertigt.

Eine große auf Hiero I. Tab. III. N. 1. unterſcheidet ſich von dem Exemplar welches Mionet abgegoſſen und ſeiner Sammlung von Abgüſſen einverleibt hat, nur durch das gabelförmige Attribut im Grunde hinter dem übrigens ganz ähnlichen Kopfe des Hiero, auf der Kehrſeite aber zeigt die jetzt durch Herrn Forcella bekannt gemachte Münze ein Viergeſpann, auch iſt zwiſchen der den Wagen lenkenden Victoria und den Pferden ein Stern angedeutet, da hingegen die Kehrſeite der Münze bey Mionet nur einen mit zwey Pferden beſpannten Wagen zeigt; dazu fehlt der Stern. Visconti ſcheint uns vollkommen recht zu haben wenn er Iconogr. Vol. II. behauptet: dergleichen Münzen mit dem Bilde des Hiero I. ſeyen nicht zur Zeit als derſelbe über Syrakus regierte, ſondern ſpäter und zu ſeinem Andenken geprägt. Die andere Münze Tab. I. No. 5., welche auf Hiero II. Bezug

haben ſoll, unterſcheidet ſich von No. 334 unter den Mionetſchen Abgüſſen faſt gar nicht, nur daß jenes Exemplar als von Silber, dieſes als von Bronze angegeben wird. Wir zweifeln keineswegs daß ſie während der langen Regierung dieſes Königs geprägt ſey, die Arbeit iſt ganz vortrefflich und jener Zeit vollkommen angemeſſen. Herr Forcella ſcheint S. 16 des Texts die Meinung zu hegen daß der bärtige Kopf des Avers den Hieron ſelbſt darſtelle, es iſt aber zuverläſſig das Haupt des Neptunus und zwar von ſchöner würdiger Idee, welches auch der große Dreyzack auf dem Revers deutlich genug anzeigt.

Oſterwald. Sicilien.

Die Voyage Pittoresque en Sicile, herausgegeben zu Paris von Oſterwald, über welche in zweyen der vorigen Stücke, nehmlich

Band IV. zweytes St. und Band V. erſtes St. Bericht gegeben, auch die vorzüglichſten in den neun erſten Lieferungen enthaltenen Proſpecte namhaft gemacht worden, iſt nunmehr bis zur zweyundzwanzigſten Lieferung fortgeſetzt, welche dreyzehn neuen Lieferungen auf eben die Weiſe durchzugehen wir uns gegenwärtig bemühen wollen.

In der 10ten Lieferung heben ſich die gefällig romantiſche Anſicht des in alten Steinbrüchen (Latomie) zu Syrakuſa angelegten Gartens der Capuziner und die Anſicht des Kreuzganges im Kloſter S. Maria di Geſu bey Palermo, den ernſten Charakter klöſterlicher Einſamkeit ausſprechend, hervor. Zu beyden Proſpecten hat Graf Forbin ſeine an Ort und Stelle gezeichneten Entwürfe hergegeben, nach denen Romny und Renoux ausführliche Gemälde verfertigt, welche ſodann, der Garten von Salathé, der Kreuzgang von Le Grand, ſauber und geiſtreich geätzt worden.

In der 11ten Lieferung mag der Proſpect von Tuſa, den Huber malte und eben gelobter Salathé geätzt hat, ein effectvolles Mondſcheinſtück den meiſten Beyfall ſich verſprechen.

In der 12ten die von S. Birmann Fils gemalte und von F. Hegui (Hegi) geätzte Anſicht des Capuziner-Kloſters zu Taormina (Taurominium) ein landſchaftliches Bild von wahrhaft erhabenem Styl, vergleichbar dem Beſten was Pouſſin in dieſem Fache gedichtet hat.

Die Anſicht des Monte-roſſo von San Nicoloſi her aufgenommen, in der 13ten Lieferung, iſt zwar minder reich als jene des Capuziner-Kloſters zu Taormina, ſonſt aber in demſelben großartigen Geſchmack. Ch. Bentley ätzte dieſelbe nach einem Entwurf von Forbin welchen der Chevalier de Veze ausgemalet.

Von der 14ten Lieferung werden zwey Blätter, einzelne Tempelruinen zu Selinunt darſtellend, gefallen weil ſie ausgezeichnet ſau-

der von Himely geätzt ſind. Ein drittes Blatt, worauf man den hochliegenden Tempel der Juno Lucina zu Agrigent und Reſte der alten Stadtmauern ſieht, empfiehlt ſich als groß- artiges Ganze und iſt eben ſo reinlich als die vorangezeigten von Himely geätzt. Allen dreyen liegen Skizzen des Grafen Forbin zu Grunde.

In der 15ten zeichnet ſich kein Blatt ei- gentlich aus, doch iſt die Anſicht vom Innern des Concordientempels zu Agrigent, nach der Zeichnung des Grafen Forbin, von Reeve ſchön geätzt, die Haltung wohl beobachtet.

In der 16ten iſt die Anſicht vom Aeußern der Kathedral-Kirche zu Syrakuſa, vor Al- ters Minerventempel, des dargeſtellten Ge- genſtandes wegen merkwürdig, und ungefähr ähnliches Intereſſe gewährt die Anſicht eines Theils vom Innern gedachter Kirche in der 17ten Lieferung.

Unter den Blättern der 18ten Lieferung würden wir den Vorzug allenfalls der Anſicht

einer Waſſerleitung in der Nähe von Paler-
mo zugeſtehen, eine zwar einſame etwas öde
und ſchroffe Gegend, aber die Formen der
Berge ſind vortrefflich, maleriſch, großartig.
Thales Fielding hat dieſes Blatt geätzt.

Aus der 19ten Lieferung zieht das erſte
Blatt, die Ausſicht über die Ruinen des Ju-
pitertempels zu Agrigent darſtellend, den Al-
terthumsforſcher durch das Merkwürdige des
Gegenſtandes, den Kunſtfreund aber als ge-
fällige Landſchaft an. Reſte der Tempel-
mauern nehmen ein ganzes Feld ein worauf
Heerden weiden, und ſo erregt dieſe Abbil-
dung von der ehemaligen Rieſengröße des be-
rühmten Gebäudes eine weit ſachgemäßere
Vorſtellung als durch Maaße und Zahlen zu
erhalten iſt. Die Ruinen der beyden höher
gelegenen Tempel der Concordia und der Juno
Lucina ſchmücken den Mittelgrund gar anmu-
thig. Dieſes Blatt, nach dem Architekten
Cockerell gemalt, iſt von Bennet geätzt.

Hauptgegenſtand eines anderen ſehr kräftig nach Hubers Gemälde von Hegui geätzten Blatts eben der 19ten Lieferung iſt das Fragment eines Theils vom Kopf und hochgehaltenen rechten Arm einer coloſſalen männlichen Figur, welche nebſt anderen ähnlichen als Träger die Architektur des Tempels ſchmückte. Eine ganze dergleichen Figur, aus mehreren aufgefundenen Bruchſtücken zuſammengeſtellt, iſt auf der dritten Kupfertafel eben dieſer Lieferung abgebildet; nach Cockerell von Hegui ſehr ſchön geätzt. Die Höhe der Figuren von denen beſagte Fragmente herrühren, ſoll nicht weniger als fünf und zwanzig pariſer Fuß betragen haben.

Den Ort bey Syrakuſa wo nach alter Sage Timoleons Wohnung geſtanden, findet man in der 20ten Lieferung abgebildet. Die Lage iſt ſehr anmuthig am Hang einer von Bäumen beſchatteten Höhe mit Ausſicht auf das Meer, die Stadt und den Hafen von Syrakus. Birmann hat dieſen Proſpect nach Forbins

Entwurf gemalt und Hegui ſchön aber in einigen Stellen vielleicht gar zu kräftig geätzt.

Die 21te Lieferung enthält 1) Eine weite Ausſicht über einige Reſte der alten Stadtmauer von Agrigent, den Tempel der Concordia, die Anhöhen worauf die Stadt lag, Meer und Küſte; 2) den Platz vor der Domkirche zu Meſſina mit anliegenden Gebäuden; 3) wieder eine Ausſicht über die Gegend wo das alte Agrigent lag; 4) Anſicht vom Innern der Steinbrüche (Latomie) zu Syrakuſa. Alles ſind Darſtellungen denen es nicht an Intereſſe fehlt, doch zeichnet ſich als Landſchaft in maleriſcher Beziehung keine derſelben aus.

Stadt und Schloß Modica hingegen in der 22ten Lieferung überraſcht durch die ſonderbare faſt mährchenhafte Situation. Offener und dabey faſt eben ſo romantiſch iſt die Ausſicht auf das am Meeresufer dicht unter einem ſteilen Felsgebirge liegende Städtchen

Cefalu. Beyde Blätter nach Caſſas, jenes von Salathé dieſes von Himely geätzt.

Ein die Geſchichte der Inſel Sicilien von den älteſten Zeiten bis auf die gegenwärtigen im Allgemeinen umfaſſender Bericht, (Notice) welcher 40 Folio-Seiten einnimmt, iſt beſtimmt dem Werk vorgeſetzt zu werden, welchem, in Gemäßheit der Ankündigung des Herausgebers, noch drey Lieferungen zur Vollſtändigkeit fehlen. Wir glauben jedoch über den Geſammt-Inhalt, wie auch über das Kunſtverdienſt vieler einzelnen Blätter, unſern Leſern bereits ausreichenden Bericht abgeſtattet zu haben, um die Schlußbemerkung wagen zu dürfen: daß kein anderes Werk über Sicilien einen ſo vortheilhaften Begriff von den Naturſchönheiten dieſer Inſel und den ehrwürdigen Denkmalen alter Herrlichkeit und Kunſtblüthe gewährt. Ferner auch: daß nicht leicht in der geätzten oder ſogenannten Aquatinta-Manier trefflichere Blätter gefunden werden

als eben die angezeigte Voyage Pittoresque en Sicile enthält.

Goro. Pompeji.

Schön gedruckt in mäßigem Folioformat erſchien 1825 zu Wien bey Mörſchner und Jasper: Wanderungen durch Pompeji von Ludwig von Goro, Hauptmann im K. K. Genie-Corps.

Der Verfaſſer, ſeit 1821 wegen Dienſtberuf im Königreich Neapel und vornehmlich in den Gegenden der ehemaligen Campania felix, nutzte die ihm gegönnte Zeit, Gelegenheit und Begünſtigung, um den bis jetzt am Fuß des Veſuvs liegenden und wieder aufgedeckten Theil der ſeit dem Jahr 79 chriſtlicher Zeitrechnung verſchütteten Stadt Pompeji mit Fleiß und Aufmerkſamkeit durchzuſtudiren, mehrere Plan- und perſpectiviſche

Zeichnungen, auch einige von andern Gegenſtänden zu entwerfen und ſolche mit den nöthigen Erklärungen, Nachrichten und Anmerkungen zu begleiten. So führt er den Leſer und Beſchauer ſeines Werks durch den ganzen merkwürdigen Ort, wir möchten ſagen durch die alte Welt von Pompeji, aus der Vorſtadt die Straße der Grabmonumente entlang in das Thor und die bis jetzt aufgedeckten Gaſſen der eigentlichen Stadt, wo die Häuſer, ihre Bauart, Einrichtung und Ausſchmückung beſchrieben werden, dann die öffentlichen Gebäude, Markt und Verſammlungsplätze, Tempel, Hallen, Theater, Stadtthore, Ringmauern und Vertheidigungsthürme.

Die 176 gedruckte Folioſeiten einnehmende Beſchreibung mit den zwanzig Planen, perſpectiviſchen Aufriſſen, Durchſchnittzeichnungen und Bildertafeln, theils lithographirt theils in Kupfer geſtochen, verſchafft denen die nicht ſo glücklich geweſen ſind Pompeji zu ſehen einen deutlichen Begriff und Ueberblick

deſſen was daſelbſt geſchehen, erworben und jetzt noch ſchuttbedeckt bey weiterem Nachſuchen zu hoffen iſt; dem Unterrichtetern aber, der ſelbſt den Ort in Augenſchein genommen und die reichen, aus den ſo hier wie in dem weit tiefer verſchütteten Herculanum hervorgezogenen Kunſtdenkmalen veranſtalteten Königlich Neapolitaniſchen Sammlungen, wird das Werk des Herrn von Goro, ungeachtet einiger zu breiten und eben ſo wenig der Gründlichkeit wegen empfehlenswerthen Stellen, wie z. B. die Seite 31 u. f. von den Leichengebräuchen der Alten, darum willkommen und belehrend ſeyn, weil in demſelben die neuern bis im Jahr 1824 geſchehenen Aufgrabungen bemerkt ſind, auch die Ausbeute welche dabey gemacht worden.

In Beziehung auf die beygegebenen Bildertafeln iſt noch zu melden, daß alle in Kupfer radirten Blätter, Plane, architektoniſche Zeichnungen, Umriſſe nach Gemälden und Statuen reinlich behandelt ſind; den lithographirten

perſpectiviſchen Anſichten von der Gräber-Straße, vom Tempel des Quirinus und der Iſis, wie auch vom Innern eines Hauſes fehlt es an Beſtimmtheit, die Schattenpartien erſcheinen zwar kräftig genug aber trübe und unreinlich. Da nun dieſe Steindrücke, vermöge der Unterſchriften aus einer lithographiſchen Anſtalt zu Neapel hervorgingen, ſo mag nach ihnen zu urtheilen ſolche Kunſt daſelbſt bis jetzt noch keine erheblichen Fortſchritte gemacht haben.

Zwey in Kupfer geſtochene Vignetten, eine den ebenfalls geſtochenen Titel des Werks zierend, die andere über der Vorrede, ſtellen jene den großen Ausbruch des Veſuv im Jahr 79 nach Chriſti Geburt dar, dieſe die muſiviſche Verzierung im Fußboden vor der Thüre eines Zimmers mit dem Wort Salve.

Vogel. Pilnitz.

Die Mahlereyen mit denen Herr Profeſſor C. Vogel einen neuerbauten Saal im Königlich Sächſiſchen Luſtſchloſſe zu Pilnitz bey Dresden ausgezieret, ſind rühmlich bekannt. Eines von dieſen Bildern, in einem der Winkel unter dem Kuppelgewölbe des Saales angebracht, hat der geſchickte Dresdner Kupferſtecher Herr A. Krüger, der ſeit einiger Zeit in Mayland ſich noch weiter zu vervollkommnen ſucht, mit lobenswürdigem Fleiß und Zierlichkeit in Kupfer geſtochen. Herrn Vogels Gemälde ſtellt die Philoſophie vor; ſchwebend, ſchön drappirt, in beyden Händen brennende Fackeln haltend. An ihren Seiten befinden ſich zwey kleine Genien, der zur Linken lieſt in einem Buche, der andere, nach der Fackel gewendet, ſcheint ſich an dem Licht derſelben zu freuen. Die große weibliche Figur iſt eine edle Geſtalt mit dem ern-

ſten ihr geziemenden Ausdruck; ſie ſchwebt zwar leicht, ihre Gliederformen aber ſind darum nicht mager, ſondern haben die gemäßigte Fülle welche guter Styl und reiner Geſchmack verlangen. Die Kinder bildete der ſinnige Meiſter ſcherzhaft anmuthig; ſie contraſtiren daher vortrefflich gegen das Strengere im Ausdruck und Haltung der Hauptfigur. Noch eine verdienſtliche Eigenſchaft des Bildes darf nicht übergangen werden; die nämlich, daß alle drey Figuren, zur ſchönen Gruppe geordnet, in den dreyeckigen Raum auf den ſie gemalt ſind ungemein wohl paſſen und denſelben füllen. Herrn Krügers Arbeit wird jeden Kenner und billigen Kunſtrichter zufrieden ſtellen; ſie iſt von ſeltener Reinlichkeit, beſtimmt und ſehr ausführlich doch ohne anſtößige Härte oder kleinlichen Ueberfluß. Seine Behandlung erinnert an die Kupferſtiche des Albrecht Dürer und Hieronymus Wierx, welche er zu Muſtern ſich vorgenommen.

———

Wien.

Schon iſt in dieſen Heften des Werks der Kaiſerl. Königl. Bilder-Galerie in Belvedere zu Wien, nach Zeichnungen Hrn F. von Perger und in Kupfer geſtochen von verſchiedenen guten Künſtlern, mit verdientem Beyfall Erwähnung geſchehen. Auch ſcheinet das Unternehmen vom Publicum hinreichend unterſtützt zu werden, wie ſich wenigſtens aus der thätigen Fortſetzung und mitunter vorkommenden nicht ganz friſchen Abdrücken der Blätter ſchließen läßt.

Gegenwärtig liegen die Hefte vom zwanzigſten bis zum fünf und dreyßigſten vor uns, woraus wir theils die im Stich am beſten gerathenen Blätter, theils diejenigen welche merkwürdigen, durch gehaltvolle Erfindung ſich auszeichnenden Gemälden nachgebildet ſind, namhaft machen.

Im 20ſten Heft iſt Herrmann und Thusnelde, nach einem Gemälde der Angelika Kaufmann, ein ſchönes Blatt, zart und kräftig geſtochen von C. Kotterba. Im 21ſten verdienen das Votivgemälde des Paul Veroneſe die Madonne auf dem Thron ſitzend, zwey knieend anbetende Nonnen und die Schutzpatronin derſelben Sta. Catharina und Sta. Agnes darſtellend, von Axmann, deßgleichen ein Chriſtuskopf, angeblich nach Correggio von Jg. Krepp geſtochen, das Lob ſauberer Arbeit. Gleiche Anerkennung iſt man Hagars Wiederaufnahme nach Pietro Berettini da Cortona, von J. Koratſch im 22ſten Hefte ſchuldig. Im 23ſten beloben wir den Sturz der Engel, nach Luca Giordano, von Eichsner und eine ſchöne Landſchaft J. Boths von Rosmäsler jun. in Dresden. Im 25ſten hat Hr. Axmann in der heiligen Juſtina, nach Pordenone, eines der vorzüglichſten Blätter geliefert; auch die Charitas nach Franceschini, von M. Hofmann, wie nicht weniger die

Landſchaft von Wynants von vorgedachtem Rosmäsler ſind den beſſern beyzuzählen. Im 26ſten Heft iſt das Bildniß des Gaſton de Foix, von Ign. Krepp in punctirter Manier geſtochen, der ausgezeichneten Reinlichkeit wegen zu bemerken. Im 27ſten das in einer maleriſchen und angenehmen Manier behandelte Blatt v. J. Pahſini, nach einem ſchönen Gemälde des N. Berghem. Heft No. 28 iſt wahrhaftig geziert, durch das ſehr ſchöne, von C. Kotterba geſtochene Blatt nach Palma dem ältern, die Madonna mit dem Kinde, den Evangeliſten Markus, die heilige Urſula und drey ihrer Jungfrauen darſtellend. Im 29ſten Heft iſt Jeſus unter den Schriftgelehrten, nach Joſeph Ribera, genannt Spagnoletto, ein ſchöner kräftiger Stich von Bl. Höfel. Im 31ſten hat J. Koratſch vornehmlich in der Spitzenmacherin nach G. Metſü ſein Talent bewieſen.

Hier beginnt nun der dritte Band, deſſen vorliegende vier Hefte, wie wir mit Ver-

gnügen bemerken, ſämmtlich aus wohlgerathnen Blättern beſtehn.

Im 32ſten womit derſelbe beginnt, iſt, von Krepp, nach Parmegiano, Amor der Bogenſchnitzer gearbeitet; der barmherzige Samariter nach J. Baſſano, von Rosmäsler. Eine herrliche Landſchaft nach Everdingen von Dobler und St. Johannes nach Murillo von J. Blaſche geſtochen. Im 33ſten Heft bewährte C. Kotterba, in einem die Madonne mit dem Chriſtkinde, einen Engel, die heilige Catharine und den heiligen Jakobus darſtellenden Blatt nach L. Lotto, ſeine in mehreren andern Blättern erprobte Tüchtigkeit, eben ſo auch Ign. Krepp in dem ſchönen Portrait der ſchönen Prinzeſſin Iſabella d'Eſte nach Tizian.

Im 34ſten Hefte haben wir die Apfelſchälerin nach Therburg von Kobatſch, im 35ſten das Grab der Cäcilia Metella nach Pynacker von Tobler vorzüglich zu rühmen, aber auch von allen übrigen Blättern Gutes zu ſagen

und uns der allgemeinen Theilnahme willig anzuſchließen.

Auch die Erklärungen der Bilder ſind ſchätzenswerth, des Verfaſſers Urtheil in Lob und Tadel einſichtig und mäßig; weicht auch hie und da unſere Anſicht von der ſeinigen ab, ſo iſt es auf eine Art die ſich im Geſpräch leicht ausgleichen würde und von der alſo hier die Rede nicht ſeyn kann.

Shakſpear als Theaterdichter.

(Zu den Mittheilungen in's Morgenblatt, im Jahre 1816.)

Wenn Kunſtliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, ſo ergötzen ſie ſich am Ganzen und durchdringen ſich von der Einheit die ihm der Künſtler geben können. Wer hingegen theoretiſch über ſolche

Arbeiten ſprechen, etwas von ihnen behaupten und alſo lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Dieſe glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakſpear erſt als Dichter überhaupt betrachteten und ſodann mit den Alten und den Neueſten verglichen. Nun aber gedenken wir unſern Vorſatz dadurch abzuſchließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakſpear's Name und Verdienſt gehören in die Geſchichte der Poeſie; aber es iſt eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und ſpäterer Zeiten, ſein ganzes Verdienſt in der Geſchichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von ſeinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen der problematiſch iſt. Nicht alles was der Vortreffliche thut, geſchieht auf die vortrefflichſte Weiſe. So gehört Shakſpear nothwendig in die Geſchichte der Poeſie; in der Geſchichte des Theaters tritt er nur zufäl-

lig auf. Weil man ihn dort unbedingt ver=
ehren kann, ſo muß man hier die Bedingun=
gen erwägen in die er ſich fügte, und dieſe
Bedingungen nicht als Tugenden oder als
Muſter anpreiſen.

Wir unterſcheiden nahverwandte Dich=
tungsarten, die aber bey lebendiger Behand=
lung oft zuſammenfließen: Epos, Dialog,
Drama, Theaterſtück laſſen ſich ſondern.
Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an
die Menge durch einen Einzelnen; Dialog,
Geſpräch in geſchloſſener Geſellſchaft, wo die
Menge allenfalls zuhören mag; Drama,
Geſpräch in Handlungen, wenn es auch nur
vor der Einbildungskraft geführt würde;
Theaterſtück, alles dreyes zuſammen, in=
ſofern es den Sinn des Auges mit beſchäftigt
und unter gewiſſen Bedingungen örtlicher und
perſönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakſpear's Werke ſind in dieſem Sin=
ne am meiſten dramatiſch; durch ſeine Be=
handlungsart das innerſte Leben hervorzukeh=

ren gewinnt er den Leſer; die theatraliſchen Forderungen erſcheinen ihm nichtig, und ſo macht er ſich's bequem und man läßt ſich's geiſtig genommen mit ihm bequem werden. Wir ſpringen mit ihm von Localität zu Localität, unſere Einbildungskraft erſezt alle Zwiſchenhandlungen die er ausläßt, ja wir wiſſen ihm Dank daß er unſere Geiſteskräfte auf eine ſo würdige Weiſe anregt. Dadurch daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation; denn mit den „Brettern die die Welt bedeuten", ſind wir bekannter als mit der Welt ſelbſt, und wir mögen das Wunderlichſte leſen und hören, ſo meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unſern Augen vorgehen; daher die ſo oft mislungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauſpielen.

Genau aber genommen, ſo iſt nichts theatraliſch als was für die Augen zugleich ſymboliſch iſt; eine wichtige Handlung die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakſpear

auch dieſen Gipfel zu erfaſſen gewußt, bezeugt jener Augenblick wo dem todtkranken ſchlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von ſeiner Seite wegnimmt, ſie aufſetzt und damit fortſtolzirt. Dieſes ſind aber nur Momente, ausgeſäte Juwelen, die durch viel Untheatraliſches auseinander gehalten werden. Shakſpear's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerſtrebendes; ſein großes Talent iſt das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erſcheint, ſo müſſen wir auch hier Shakſpear's großes Verdienſt anerkennen, nur läugnen wir dabey, und zwar zu ſeinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für ſein Genie geweſen. Indeſſen veranlaßt ihn grade dieſe Bühnenenge zu eigner Begränzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er ſich zu einzelnen Arbeiten beſondere Stoffe, ſondern er legt einen Begriff in den Mittelpunct und bezieht auf dieſen die Welt und das Univerſum.

Wie er alte und neue Geſchichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er ſich oft ſogar wörtlich hält. Nicht ſo gewiſſenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer, doch zerſtört er den tragiſchen Gehalt derſelben beynahe ganz durch die zwey komiſchen Figuren Mercutio und die Amme, wahrſcheinlich von zwey beliebten Schauſpielern, die Amme wohl auch von einer Mannsperſon geſpielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stücks recht genau, ſo bemerkt man daß dieſe beyden Figuren und was an ſie gränzt, nur als poſſenhafte Intermezziſten auftreten, die uns bey unſerer folgerechten, Uebereinſtimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich ſeyn müſſen.

Am merkwürdigſten erſcheint jedoch Shakſpear, wenn er ſchon vorhandene Stücke redigirt und zuſammenſchneidet. Bey König Johann und Lear können wir dieſe Ver-

gleichung anſtellen, denn die ältern Stücke ſind noch übrig. Aber auch in dieſen Fällen iſt er wieder mehr Dichter überhaupt als Theaterdichter.

Laſſet uns denn aber zum Schluß zur Auflöſung des Räthſels ſchreiten. Die Unvollkommenheit der engliſchen Bretterbühne iſt uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen geſtellt. Es iſt keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbeſſerung der Machinerie und der perſpectiviſchen Kunſt und der Garderobe hineingewachſen ſind, und von wo man uns wohl ſchwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte: vor ein Gerüſte wo man wenig ſah, wo alles nur bedeutete, wo ſich das Publicum gefallen ließ hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter der an einer gewiſſen Stelle immer trompetete und was dergleichen mehr iſt. Wer will ſich nun gegenwärtig ſo etwas zumuthen laſſen? Unter

ſolchen Umſtänden waren Shakſpear's Stücke höchſt intereſſante Mährchen, nur von mehreren Perſonen erzählt, die ſich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteriſtiſch maskirt hatten, ſich, wie es Noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuſchauer jedoch überließen ſich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Paläſte zu imaginiren.

Wodurch erwarb ſich denn Schröder das große Verdienſt Shakſpear's Stücke auf die deutſche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde! Schröder hielt ſich ganz allein an's Wirkſame, alles andere warf er weg, ja ſogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf ſeine Nation, auf ſeine Zeit, zu ſtören ſchien. So iſt es z. B. wahr, daß er durch Weglaſſung der erſten Scenen des Königs Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht, denn in dieſer Scene erſcheint Lear ſo abſurd, daß man ſeinen Töchtern in der

Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm und Mitleid wollte Schröder erregen, ſo wie Abſcheu gegen die zwar unnatürlichen aber doch nicht durchaus zu ſcheltenden Töchter.

In dem alten Stücke welches Shakſpear redigirt, bringt dieſe Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichſten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich, Tochter und Schwiegerſohn, aus romantiſcher Grille, machen verkleidet irgend eine Wallfahrt an's Meer und treffen den Alten der ſie nicht erkennt. Hier wird alles ſüß, was Shakſpear's hoher tragiſcher Geiſt uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieſer Stücke macht dem denkenden Kunſtfreunde immer auf's neue Vergnügen.

Nun hat ſich aber ſeit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutſchland eingeſchlichen, daß man Shakſpear auf der deutſchen Bühne Wort für Wort aufführen müſſe und wenn Schauſpieler und Zuſchauer daran erwürgen ſollten.

Die Verſuche, durch eine vortreffliche genaue Ueberſetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimariſche Bühne bey redlichen und wiederholten Bemühungen das beſte Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakſpeariſch Stück ſehen, ſo muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bey der Vorſtellung von Shakſpear kein Jota zurückbleiben dürfe, ſo ſinnlos ſie iſt, hört man immer wiederklingen. Behalten die Verfechter dieſer Meinung die Oberhand, ſo wird Shakſpear in wenigen Jahren ganz von der deutſchen Bühne verdrängt ſeyn, welches denn auch kein Unglück wäre, denn der einſame oder geſellige Leſer wird an ihm deſto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne wie wir oben weitläufig geſprochen einen Verſuch zu machen, hat man Romeo und Julie für das Weimariſche Theater redigirt. Die Grundſätze wonach ſolches geſchehen, wollen wir eheſtens

entwickeln, woraus ſich denn vielleicht auch ergeben wird, warum dieſe Redaction, deren Vorſtellung keineswegs ſchwierig iſt, jedoch kunſtmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutſchen Theater nicht gegriffen. Verſuche ähnlicher Art ſind im Werke und vielleicht bereitet ſich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

Plato,

als Mitgenoſſe einer chriſtlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1796 durch eine Ueberſetzung veranlaßt.)

Niemand glaubt genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben, wenn er geſtehen müßte, daß für alle ſeine Brüder eben ſo wie

für ihn geſorgt wäre; ein beſonderes Buch, ein beſonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet und auf dieſem allein ſollen alle zum Heil gelangen.

Wie ſehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle die, welche ſich einer ausſchließenden Lehre ergeben hatten, wenn ſie auch außer ihrem Kreiſe vernünftige und gute Menſchen fanden, denen es angelegen war, ihre moraliſche Natur auf das vollkommenſte auszubilden! was blieb ihnen daher übrig, als auch dieſen eine Offenbarung und gewiſſermaßen eine ſpecielle Offenbarung zuzugeſtehen.

Doch es ſey! dieſe Meinung wird immer bey denen beſtehen die ſich gern Vorrechte wünſchen und zuſchreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Erkenntniß ſeiner allgemeinen ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen, Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So iſt denn auch Plato früher ſchon zu der Ehre eines Mitgenoſſen einer chriſtlichen Offenbarung gelangt, und ſo wird er uns auch hier wieder dargeſtellt.

Wie nöthig bey einem ſolchen Schriftſteller, der bey ſeinen großen Verdienſten den Vorwurf ſophiſtiſcher und theurgiſcher Kunſtgriffe wohl ſchwerlich von ſich ablehnen könnte, eine kritiſche, deutliche Darſtellung der Umſtände unter welchen er geſchrieben, der Motive aus welchen er geſchrieben, ſeyn möchte, das Bedürfniß fühlt ein jeder, der ihn lieſt nicht um ſich dunkel aus ihm zu erbauen, — das leiſten viel geringere Schriftſteller — ſondern um einen vortrefflichen Mann in ſeiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein desjenigen was andere ſeyn konnten, ſondern die Erkenntniß deſſen was ſie waren und ſind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Ueberſetzer bey uns verdient haben, wenn er zu ſeinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wie-

land zum Horaz, die wahrſcheinliche Lage des alten Schriftſtellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes ſelbſt kürzlich vorgelegt hätte.

Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein kanoniſches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieſer kleine Dialog nichts als eine Perſiflage iſt? Wahrſcheinlich weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede iſt! Leider ſpricht aber Sokrates hier, wie an mehreren Orten, nur ironiſch.

Durch jede philoſophiſche Schrift geht, und wenn es auch noch ſo wenig ſichtbar würde, ein gewiſſer polemiſcher Faden; wer philoſophirt iſt mit den Vorſtellungsarten ſeiner Vor- und Mitwelt uneins, und ſo ſind die Geſpräche des Plato oft nicht allein auf etwas, ſondern auch gegen etwas gerichtet. Und eben dieſes doppelte Etwas, mehr als vielleicht bisher geſchehen, zu entwickeln, und dem deutſchen Leſer bequem vorzulegen, wür-

de ein unſchätzbares Verdienſt des Ueberſe-
tzers ſeyn.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in dieſem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des platoniſchen Sokrates, denn ſo darf man jene phantaſtiſche Figur wohl nennen, welche Sokrates ſo wenig als die ariſtophaniſche für ſein Ebenbild erkannte, begegnet einem Rhapſoden, einem Vorleſer, einem Declamator, der berühmt war wegen ſeines Vortrags der homeriſchen Gedichte und der ſo eben den Preis davon getragen hat und bald einen andern davon zu tragen gedenkt. Dieſen Jon giebt uns Plato als einen äußerſt beſchränkten Menſchen, als einen, der zwar die homeriſchen Gedichte mit Emphaſe vorzutragen und ſeine Zuhörer zu rühren verſteht, der es auch wagt über den Homer zu reden, aber wahrſcheinlich mehr um die darin vorkommenden Stellen zu erläutern als zu erklären, mehr bey dieſer Gelegenheit etwas zu ſagen als durch ſeine Auslegung die Zuhörer dem Geiſt

des Dichters näher zu bringen. Denn was mußte das für ein Menſch ſeyn, der aufrichtig geſteht, daß er einſchlafe wenn die Gedichte anderer Poeten vorgeleſen oder erklärt würden. Man ſieht, ein ſolcher Menſch kann nur durch Tradition oder durch Uebung zu ſeinem Talente gekommen ſeyn. Wahrſcheinlich begünſtigte ihn eine gute Geſtalt, ein glückliches Organ, ein Herz fähig gerührt zu werden; aber bey alledem blieb er ein Naturaliſt, ein bloßer Empiriker, der weder über ſeine Kunſt noch über die Kunſtwerke gedacht hatte, ſondern ſich in einem engen Kreiſe mechaniſch herumdrehte und ſich dennoch für einen Künſtler hielt und wahrſcheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künſtler gehalten wurde. Einen ſolchen Tropf nimmt der platoniſche Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erſt giebt er ihm ſeine Beſchränktheit zu fühlen, dann läßt er ihn merken, daß er von dem homeriſchen Detail wenig verſtehe und nöthigt ihn, da der arme

Teufel ſich nicht mehr zu helfen weiß, ſich für einen Mann zu erkennen der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeiſtert wird.

Wenn das heiliger Boden iſt, ſo möchte die ariſtophaniſche Bühne auch ein geweihter Platz ſeyn. So wenig der Maske des Sokrates Ernſt iſt den Jon zu bekehren, ſo wenig iſt es des Verfaſſers Abſicht den Leſer zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon ſollte in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt werden und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beſchämte Rhapſode; denn mit der Poeſie hat das ganze Geſpräch nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in dieſem Geſpräch, wie in andern platoniſchen, die unglaubliche Dummheit einiger Perſonen auf, damit nur Sokrates von ſeiner Seite recht weiſe ſeyn könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poeſie gehabt, ſo würde er auf die alberne Frage des Sokrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken ſpricht,

beſſer verſtehe, der Wagenführer oder der Rhapſode? keck geantwortet haben: gewiß der Rhapſode: denn der Wagenlenker weiß nur ob Homer richtig ſpricht; der einſichts- volle Rhapſode weiß ob er gehörig ſpricht, ob er als Dichter, nicht als Beſchreiber eines Wettlaufs, ſeine Pflicht erfüllt. Zur Beur- theilung des epiſchen Dichters gehört nur An- ſchauen und Gefühl und nicht eigentlich Kennt- niß, obgleich auch ein freyer Blick über die Welt und alles was ſie betrifft. Was braucht man, wenn man einen nicht myſtificiren will, hier zu einer göttlichen Eingebung ſeine Zu- flucht zu nehmen? Wir haben in Künſten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schuſter von der Sohle urtheilen darf, denn der Künſt- ler findet für nöthig ſubordinirte Theile hö- hern Zwecken völlig aufzuopfern. So habe ich ſelbſt in meinem Leben mehr als einen Wa- genlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geſchirr dennoch den Wagen ziehen ſollten. Freylich hatte der Wagenlen-

ker recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künſtler hatte auch recht die ſchöne Form ſeines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Dieſe Fictionen, dieſe Hieroglyphen, deren jede Kunſt bedarf, werden ſo übel von allen denen verſtanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die Kunſt aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen hypothetiſche Aeußerungen alter und berühmter Schriftſteller, die am Platz wo ſie ſtehen zweckmäßig ſeyn mögen, ohne Bemerkung wie relativ falſch ſie werden können, ſollte man nicht wieder ohne Zurechtweiſung abdrucken laſſen; ſo wenig als die falſche Lehre von Inſpirationen.

Daß einem Menſchen, der eben kein dichteriſches Genie hat, einmal ein artiges lobenswerthes Gedicht gelingt, dieſe Erfahrung wiederholt ſich oft, und es zeigt ſich darin nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenſchaft hervorbringen kann. Man geſteht dem Haß zu daß er das Genie ſupplire,

und man kann es von allen Leidenſchaften ſa-
gen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbſt der anerkannte Dichter iſt nur in Momenten fähig ſein Talent im höchſten Grade zu zei-
gen, und es läßt ſich dieſer Wirkung des menſchlichen Geiſtes pſychologiſch nachkom-
men ohne daß man nöthig hätte, zu Wun-
dern und ſeltſamen Wirkungen ſeine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug beſäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wiſſenſchaft anbietet, über die es freylich bequemer iſt vornehm hinweg zu ſehen als das was ſie leiſtet mit Einſicht und Billigkeit zu ſchätzen.

Sonderbar iſt es in dem platoniſchen Ge-
ſpräch, daß Jon, nachdem er ſeine Unwiſſen-
heit in mehreren Künſten, im Wahrſagen, Wagenfahren, in der Arzneykunde und Fi-
ſcherey bekannt hat, zuletzt doch behauptet daß er ſich zum Feldherrn beſonders qualificirt fühle. Wahrſcheinlich war dieß ein indivi-
duelles Steckenpferd dieſes talentreichen aber

albernen Individui, eine Grille, die ihn bey ſeinem innigen Umgang mit homeriſchen Helden angewandelt ſeyn mochte, und die ſeinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir dieſe und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche ſonſt verſtändiger ſind als Jon ſich hier zeigt? ja wer verbirgt wohl zu unſern Zeiten die gute Meinung die er von ſich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigſte ſey?

Mit wahrer ariſtophaniſcher Bosheit verſpart Plato dieſen letzten Schlag für ſeinen armen Sünder, der nun freylich ſehr betäubt daſteht, und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwiſchen dem Prädicate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicherweiſe nach dem letzten greift und ſich auf eine ſehr verblüffte Art höflich bedankt, daß man ihn zum Beſten haben wollen. Wahrhaftig! wenn das heiliges Land iſt, möchte das ariſtophaniſche Theater auch für einen geweihten Boden gelten.

Gewiß, wer uns auseinander ſetzte, was Männer wie Plato im Ernſt, Scherz und Halbſcherz, was ſie aus Ueberzeugung, oder nur discurſive geſagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienſt erzeigen und zu unſerer Bildung unendlich viel beytragen; denn die Zeit iſt vorbey da die Sibyllen unter der Erde weiſſagten; wir fordern Kritik und wollen urtheilen ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

Collection des Portraits historiques de M. Le Baron Gérard, premier peintre du Roi, gravés a l'eau-forte par M. Pierre Adam: précédée d'une Notice sur le Portrait historique. I. et II. Livraison. Paris. Urbain Canel, Éditeur, rue Saint-Germain-des-Prés, No. 9. 1826.

Da uns die auf dem Titel verſprochene Notiz über das hiſtoriſche Portrait nicht zu-

gleich mit den Kupfern zugekommen; ſo müſſen wir uns hierüber aus den vorliegenden Blättern einen Begriff zu bilden ſuchen.

Unter einem hiſtoriſchen Portraite kann man verſtehen daß Perſonen, die zu ihrer Zeit bedeutend ſind, abgebildet werden und dieſe können wieder in den gewöhnlichen Lagen ihres Zuſtandes, oder auch in außerordentlichen Fällen vorgeſtellt ſeyn, und ſo möchten wohl von jeher viele hiſtoriſche Portraite einzeln gemalt worden ſeyn, wenn nur der Künſtler treu an dem Zuſtand geblieben iſt um einen ſolchen zu überliefern.

Die gegenwärtige Sammlung jedoch, von der uns zwey Hefte vorliegen denen noch vielleicht ein Dutzend folgen ſollen, ſcheint auf etwas Ganzes und Zuſammenhängendes zu deuten.

Der Künſtler nämlich Hr. Gerard, im Jahre 1770 geboren, anerkannt tüchtigſter Schüler Davids, gefälliger als ſein Meiſter, kam in die bewegteſte Weltepoche, welche je-

mals eine geſittete Menſchheit aufregte; er bildete ſich zur wilden Zeit, ſein zartes Gemüth aber ließ ihn zurückgehen in das reine Wahre und Anmuthige, wodurch denn doch der Künſtler zuletzt allein ſich das Publicum verpflichtet. In Paris als Künſtler von Rang anerkannt malte er durch alle Epochen die bedeutenden Einheimiſchen und Fremden, hielt von jeder ſeiner Arbeiten eine Zeichnung zurück, und fand ſich nach und nach im Beſitz eines wahrhaft hiſtoriſchen Bilderſaales. Bey einem ſehr treuen Gedächtniß zeichnete er außerdem auch die Beſuchenden, die ſich nicht malen ließen und ſo vermag er uns eine wahrhaft weltgeſchichtliche Galerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen.

Was aber das Intereſſe an dieſer Sammlung eigentlich erregen und erhalten kann iſt der große Verſtand des geiſtreichen Künſtlers, der einer jeden Perſon ihre Eigenthümlichkeit

zu verleihen und faſt durchaus auch ihre Um-
gebung individuell charakteriſtiſch anpaſſend
und mitwirkend zu bilden gewußt hat.

Wir gehen ohne weiteres Vorwort zu den
Gemälden ſelbſt, dasjenige was wir noch im
Allgemeinen zu ſagen hätten bis zum Schluſſe
verſparend. Nur Eines haben wir zu erin-
nern: Wer an die Leiſtungen des pariſer
Steindrucks gewöhnt, hier das Gleiche der
Bildniſſe gleichzeitiger Männer oder der Ga-
lerie der Herzogin von Berry erwartet, wird
ſich nicht befriedigt, vielleicht abgeſtoßen fin-
den. Hier iſt, was man ſonſt ſo ſehr zu
ſchätzen wußte und noch von der Hand älterer
niederländiſcher Meiſter theuer bezahlt, eine
meiſterhaft geiſtreiche Nadel, welche alles lei-
ſtet was ſie will, und nur will was zum Zwe-
cke dient. Wer dieſes erkennt und zugeſteht
wird ſich auch in dieſem Kreiſe gleich einhei-
miſch finden.

Alexander der Erſte,
Kaiſer von Rußland, gemalt 1814.

Das Auftreten, oder vielmehr das auf ſich ſelbſt Stehen (pose) dieſer allgemein gekannten, verehrten, majeſtätiſchen Perſon iſt gar trefflich ausgedruckt: das Wohlverhältniß der Glieder, der natürliche Anſtand, das ruhige Daſeyn, ſicher und ſelbſtbewußt ohne mehr zu zeigen als es iſt und war; die glücklich ausgedruckten Localtinten des frey nach der rechten Hand blickenden Antlitzes, der dunklen Uniform, des klareren Ordensbandes, der ſchwarzen Stiefel wie des Hutes, welches zuſammen dem Bilde viel Anmuth giebt.

Eben dieſen Hut, flammenartig bebuſcht, hält die Hand des rechten niederſinkenden Armes, die Linke greift in den Bügel des rückwärts hängenden Degens, und betrachtet man das Haupt nochmals, ſo iſt es gar ſchön durch militairiſchen Schmuck des Kragens, der Ach-

ſel= und Ordenszierden begleitet. Mit entſchiedenem Geſchmack iſt das Ganze behandelt und wir müſſen uns die Landſchaft oder vielmehr Unlandſchaft gefallen laſſen. Die Figur iſt auf großer Höhe gedacht, die hinterſten Berge gehen nur ein weniges über den Ferſen hin, und der Vordergrund iſt kümmerlich an Erdboden und Pflanzengewächs.

Doch wüßten wir nichts dagegen zu ſagen, denn dadurch ſteht die Figur ganz auf dem Wolken= und Himmelsgrunde und es ſcheint als wenn die Vaſtität der Steppe uns an das unermeßliche Reich das er beherrſcht erinnern ſollte.

Carl der Zehnte,

König von Frankreich.

Ein höchſt merkwürdiger Gegenſatz, eine wohlgebaute edelmänniſche Figur, hier im Krönungsornate, zur Erinnerung eines einzigen freylich höchſtbedeutenden Lebensmomentes.

Der obere Theil dieſer edlen Wohlgeſtalt, zwar mit Hermelin und Spitzen, mit Poſament, Ordenskette und Spange verziert, aber nicht überladen, läßt noch die Figur gut durchſehen, nachher aber umhängt ein koſtbarer Mantel den unteren Theil, außer den linken Fuß, und reicht als ſchwere Wolke weit nach beyden Seiten zum Boden hin. Den Federhut in der Linken, den umgekehrten Scepter in der Rechten ſteht der Fürſt neben Stuhl und Kiſſen worauf Krone und die Hand des Rechtes ruhen; auf teppichbeſchlagenen Stufen, ein Thron mit geflügelten Löwenköpfen, faltenreiche Vorhänge, unter und neben welchen Säulen, Pilaſter, Bogen und Bogengänge uns nach dem Grund eines Prachtgebäudes hinblicken laſſen. Beyde beſchriebene Bilder neben einander gelegt geben zu wahrhaft großen hiſtoriſchen Betrachtungen Anlaß.

Ludwig Napoleon,
König von Holland, gemalt 1806.

Ungern nehmen wir dieß Bild vor uns und doch wieder gern, weil wir den Mann vor uns ſehen den wir perſönlich hochzuſchätzen ſo viel Urſache hätten; aber hier bedauern wir ihn. Mit einem wohlgebildeten, treuen, redlichen Geſichte blickt er uns an, aber in ſolcher Verkleidung haben wir ihn nicht gekannt und hätten ihn nicht kennen mögen. In einer Art von ſogenannter ſpaniſcher Tracht, in Weſte, Schärpe, Mantel und Krauſe, mit Stickerey, Quaſten und Orden geſchmackvoll aufgeputzt, ſitzt er ruhig nachdenkend, ganz in Weiß gekleidet, ein dunkles hellbefiedertes Barett in der rechten Hand, in der linken auf einem ſtarken Polſter ein kurzes Schwerdt haltend, dahinter ein Turnierhelm, alles vortrefflich componirt. Mag es nun für die Augen ein ſchönes harmoniſches Bild ſeyn; aber dem Sinne nach kann es

uns nichts geben, vielleicht weil wir dieſen herrlichen Mann gerade in dem Augenblick kennen lernten, als er allen dieſen Aeußerlichkeiten entſagte und ſein ſittliches Zartgefühl, ſeine Neigung zu äſthetiſchen Arbeiten ſich im Privatſtande ungehindert weiter zu entwickeln trachtete.

Ueber ſeine kleinen höchſt anmuthigen Gedichte, ſo wie über ſein Tragödie Lukrezia kam ich ſchon oft in Verſuchung einige Bemerkungen niederzuſchreiben, aber die Furcht ein mir ſo freundlich geſchenktes Vertrauen zu verletzen hielt mich ab, wie noch jetzt.

Friedrich Auguſt,

König von Sachſen, gemalt 1809.

Stellte das vorhergehende Bild eine flüchtig vorübergehende Repräſentation dar, ſo giebt das vorliegende den entſchiedenen Eindruck von Beharrlichkeit und Dauer. Eine edle, charakteriſtiſch ſichere Geſtalt eines be-

jahrten, aber wohlerhaltenen, wohlgebilde-
ten Herrn zeigt ſich in herkömmlicher Klei-
dung; er ſteht vor uns wie er lange vor ſei-
nem Hofe von den Seinigen und unzähligen
Fremden geſehen worden: in Uniform, mehr
der Hofſitte als militairiſchen Beſtimmun-
gen gemäß, in Schuh und Strümpfen, den
Federhut unter dem Arm, Bruſt und Schul-
tern mäßig mit Orden und Achſelzierden ge-
ſchmückt, ein regelmäßiges und ernſt und treu
anſchauendes Geſicht, das Haar nach älte-
rer Weiſe in Seitenlocken gerollt. Mit Zu-
trauen würden wir uns einem ſolchen Fürſten
ehrerbietig darſtellen, ſeiner klaren Ueberſicht
vertrauend, unſere Angelegenheit vortragen
und, wenn er unſere Wünſche gerecht und
billig fände, einer wohlüberdachten Gewäh-
rung völlig ſicher ſeyn.

Der Grund dieſes Bildes iſt einfach wür-
dig gedacht, aus einem anſtändigen Sommer-
palaſt ſcheint der Fürſt ſo eben in's Freye zu
treten.

Ludwig Philipp,
Herzog von Orleans, gemalt 1817.

Ein würdiges Geſicht, an hohe Vorfahren erinnernd. Der Mann wie er da ſteht zeigt ſich in ſeinen beſten Jahren, Ebenmaaß der Glieder, ſtark und muskelhaft, breite Bruſt, wohlhäbiger Körper, vollkommen geſchickt als Träger einer der wunderlichen Uniformen zu erſcheinen, die wir längſt an Huſaren, Uhlanen, in der neuern Zeit aber unter mancherley Abweichungen gewohnt geworden. Auch hier fehlt es nicht an Borten und Litzen, an Poſament und Quaſten, an Riemen und Schnallen, an Gürteln und Haken, an Knöpfen und Dörnern. In der rechten Hand eine herrlich orientaliſche Mütze mit der Reiherfeder, die linke auf dem weitabſtehenden, durch lange Bänder gehaltenen und mit der herabhängenden Taſche verbundenen Säbel. Ebenfalls iſt die Figur ſehr glücklich geſtellt, und componirt vortrefflich;

die großen Flächen der weißen Aermel und Beinkleider nehmen ſich gar hübſch gegen den Schmuck des Körpers und der Umhüllung.

Wir wünſchen eine ſolche Figur auf der Parade geſehen zu haben, und indem wir dieſes ſagen, wollen wir gerade den landſchaftlichen Grund nicht tadeln. In einiger Ferne wartet ein Adjutant, auch wird ein geſatteltes Pferd, das ſich nach ſeinem Herrn umſieht, dort gehalten. Die Ausſicht nach der Tiefe hin iſt rauh und wild, auch das Wenige vom Vorder=, Mittel= und Hintergrund iſt mit großem Geſchmack hinzugefügt, woran wir das Bedürfniß und die Intention des Malers erkennen; aber freylich die Figur tritt eigentlich nur auf um ſich ſehen zu laſſen, ſie beobachtet nicht, ſie gebietet nicht, deßwegen wir ſie denn als auf der Parade ſich zeigend nach unſerer Art betrachten mußten.

Herzog v. Monte Bello,
Marſchal Lannes, gemalt 1810.

Das Gegentheil des vorigen Bildes erblicken wir hier; ein ſchlanker wohlgebauter, wohlgebildeter Krieger, nicht mehr geſchmückt als nöthig iſt um ihn an ſeiner hohen Stelle als Befehlshaber zu bezeichnen. In einiger Gemüths- und Körperbewegung iſt er dargeſtellt, und wer ſollte in ſolcher Lage ohne Gegenwirkung gegen die äußerſte Gefahr ſich unbewegt erhalten dürfen. Aber die große Mäßigung bezeichnet den Helden, er ſteht zwiſchen den Trümmern einer Batterie die zuſammengeſchoſſen iſt und zuſammengeſchoſſen wird; noch ſauſen die Splitter umher, Lavetten krachen und berſten, Kanonenröhren wälzen ſich am Boden, Kugeln und zerſchmetterte Waffen ſind in Bewegung.

Ernſthaft, aufmerkſam blickt der Mann nach der Gegend wo das Unheil herkommt, die geballte linke Fauſt, der ſcharf in den Hut

eingreifende Daumen der Rechten geben, wie die ganze Silhouette des ganzen Körpers von oben bis unten, den Eindruck von zuſammengehaltener, zuſammenhaltender Kraft, von Anſpannung, Anſtrengung und innerer Sicherheit; es iſt auch hier ein Auf- und Eintreten ohne Gleichen. Welche Schlacht hier gemeint ſey wiſſen wir nicht, aber es iſt immer dieſelbe Lage in die er ſich ſo oft verſetzt geſehen und die ihm denn endlich das Leben koſtete.

Uebrigens finden wir ihn hier im Bilde ſehr viel älter als im Jahr 1806, wo wir ſeiner anmuthigen Perſönlichkeit, ja man dürfte wohl ſagen ſchnell gefaßten Neigung, eine in damaligen Tagen unwahrſcheinliche Rettung verdankten.

Carl Moritz von Talleyrand,
Prinz von Benevent ꝛc., gemalt 1808.

Je weiter wir in Betrachtung dieſer Sammlung vorwärts ſchreiten deſto wichtiger

erſcheint ſie uns. Jedes einzelne Blatt iſt von großer Bedeutung, welche zunimmt indem wir eins mit dem andern, vor- und rückwärts vergleichen.

In dem vorigen ſahen wir einen der erſten Helden des franzöſiſchen Heeres, heroiſch gefaßt mitten in der größten augenblicklichſten Lebensgefahr; hier ſehen wir den erſten Diplomaten des Jahrhunderts, in der größten Ruhe, ſitzend und alle Zufälligkeiten des Augenblicks gelaſſen erwartend.

Umgeben von einem höchſt anſtändigen aber nicht prunkhaften Zimmer, finden wir ihn im ſchicklichen einfachen Hofkleide, den Degen an der Seite, den Federhut nicht weit hinterwärts auf dem Kanapee liegend, eben als erwarte der Geſchäftsmann die Meldung des Wagens, um zur Conferenz zu fahren; den linken Arm auf eine Tiſchecke gelehnt, in der Nähe von Papier, Schreibzeug und Feder, die Rechte im Schooß, den rechten Fuß über den linken geſchlagen, erſcheint er voll-

kommen impaſſibel. Wir erwehrten uns nicht des Andenkens an die epikuriſchen Gottheiten, welche da wohnen „wo es nicht regnet noch ſchneiet noch irgend ein Sturm weht“; ſo ruhig ſitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen, die um ihn her ſauſen. Begreifen läßt ſich daß er ſo ausſieht, aber nicht wie er es aushält. Sein Blick iſt das Unerforſchlichſte; er ſieht vor ſich hin, ob er aber den Beſchauer anſieht iſt zweifelhaft. Sein Blick geht nicht in ſich hinein wie der eines Denkenden, auch nicht vorwärts, wie der eines Beſchauenden; das Auge ruht in und auf ſich, wie die ganze Geſtalt, welche, man kann nicht ſagen ein Selbſtgenügen, aber doch einen Mangel an irgend einem Bezug nach außen andeutet.

Genug, wir mögen hier phyſiognomiſiren und deuten wie wir wollen, ſo finden wir unſre Einſicht zu kurz, unſre Erfahrung zu arm, unſre Vorſtellung zu beſchränkt, als daß wir uns von einem ſolchen Weſen einen

hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrſcheinlicher Weiſe wird es künftighin dem Hiſtoriker auch ſo gehen, welcher dann ſehen mag, in wie fern ihn das gegenwärtige Bild fördert. Zu annähernder Vergleichung gab uns das Portrait dieſes wichtigen Mannes auf dem großen Bilde vom Congreß zu Wien, nach Iſabey, jedoch einigen Anlaß. Wir bemerken dieß um forſchender Liebhaber willen.

Ferdinand Imecourt,

Ordonnanz-Officier des Marſchal Lefèvre, umgekommen vor Danzig 1807, gemalt 1808.

Alſo, wie das Datum beſagt, aus der Erinnerung oder nach einer Skizze gemalt.

Einen merkwürdigen Contraſt giebt uns auch dieſes Bild. Die militairiſche Laufbahn des Mannes deutet auf einen brauchbaren Thätigen, ſein Tod auf einen Braven; aber in dem Incognito des Civilkleides iſt jeder charakteriſtiſche Zug verſchwunden. Gen-

tlemanartig in Stellung und Kleidung iſt er eben im Begriff die breiten Stufen zu einem einfachen Gartenhaus hinaufzuſteigen; den Hut in der herabhängenden Linken, auf den Stock in der rechten Hand geſtützt, hält er einen Augenblick inne als ſich umſehend ob er vielleicht noch wo einen Bekannten in der Nähe gewahr würde. Die Züge des Geſichts ſind die eines verſtändigen gelaſſenen Mannes; die Geſtalt von mittlerer Größe, anſtändiger Zartheit. In der Societät würden wir ihn für einen Diplomaten angeſprochen haben; und es iſt wirklich ein glücklicher Gedanke, die vollkommne edle Proſe einer vorübergegangenen Gegenwart hier zwiſchen ſo bedeutenden welthiſtoriſchen Männern zu finden.

Graf und Gräfin Frieſe,
gemalt 1804.

Dieſes Familienbild paßt recht gut zum

vorigen; denn jener Mann durfte nur hier hereintreten und er wäre willkommen geweſen.

Der Gemahl hat ſich auf die Ecke eines ausgeſchweiften dreyſeitigen Tiſches geſetzt und zeigt ſich in einer ſehr natürlichen glücklichen Wendung. Eine Reitgerte in der rechten Hand deutet auf Kommen oder Gehen, und ſo paßt das augenblickliche nachläſſige Hinſitzen auf einer ſolchen Stelle gar wohl. Die Gemahlin, einfach weiß gekleidet, einen bunten Shawl über dem Schooß, ſitzt und ſchaut, den Blick des Gemahls begleitend, gleichſam nach einem Eintretenden. Dießmal ſind wir es, die Anſchauenden, die wir glauben können auf eine ſo freundlich-höfliche Weiſe empfangen zu werden. Die linke Hand der Dame ruht auf der Schlafſtätte eines kleinen Kindes, das in halbem Schlummer ſich ganz wohl zu behagen ſcheint. Wand und Pilaſter, die freye Durchſicht in einen Bogengang, ein Schirm hinter dem Bette des Kindes bilden einen mannigfaltigen, anmuthigen, offe-

nen und doch wohnlichen Hintergrund. Das Bild componirt ſehr gut und mag in Lebensgröße, der Andeutung nach colorirt, eine ſehr erfreuliche Wirkung thun.

Katharina,

königliche Prinzeſſin von Würtenberg, Königin von Weſtphalen, gemalt 1813.

Dieſes Bild ſpricht uns am wenigſten an, wie man in der Converſationsſprache zu ſagen pflegt. Eine mit Geſchmack, der an's Prächtige hinneigt, gekleidete, wohlgeſtaltete Dame ſitzt auf einem architektoniſch mäßig verzierten Marmorſeſſel, dem es nicht an Teppich und Kiſſen fehlt; die niedergeſenkte Rechte hält ein Büchlein, offen durch den eingreifenden Daumen, eben als hätte man aufgehört zu leſen; der linke Arm, auf ein Polſter geſtützt, zeigt die Hand in einer Wendung als hätte das nun erhobene Haupt

noch erſt eben darauf geruht. Geſicht und Augen ſind nach dem Beſchauer gerichtet, aber in Blick und Miene iſt etwas Unbefriedigtes, Entfremdetes, dem man nicht beykommen kann. Die Ausſicht nach Berg und Thal, See und Waſſerfall, Fels und Gebüſch mag auf die Anlagen von Wilhelmshöhe deuten, aber das Ganze iſt doch zu heroiſch und wild gedacht, als daß man recht begreifen könnte, wie dieſe ſtattliche Dame hier zu dieſem feenhaften Ruheſitz gelangt.

Sodann entſteht noch die Frage über ein höchſt wunderliches Beyweſen. Warum ſetzt die Dame ihre netten Füßchen auf Kopf und Schnabel eines Storchs, der von einigen leichten Zweigen umgeben in dem Teppich oder Fußboden ſkizzenhaft gebildet iſt. Dieß alles jedoch beſeitigt, mag dieß Bild als trefflich componirt gelten und man muß ihm die Anlage zu einem vollkommen wohl colorirten Gemälde zugeſtehen.

Eliſa,

ehemalige Großherzogin von Toskana, und ihre Tochter

Napoleon Eliſa,

Prinzeſſin von Piombino, gemalt 1811.

Das reichſte Bild von allen welches zu dem mannigfaltigſten Farbenwechſel Gelegenheit gab. Eine ſtattliche Dame, orientaliſcher Phyſiognomie, blickt euch an mit verſtändigem Behagen; Diadem, Schleyer, Stirnbinde, Locken, Halsband, Halstuch geben dem Obertheil Würde und Fülle, wodurch er hauptſächlich über das Ganze dominirt; denn ſchon vom Gürtel an dienen die Gewande der übrigen Figur eigentlich nur zur Folie für ein anmuthiges Töchterchen, auf deſſen rechter Schulter von hinten her die mütterliche rechte Hand ruht. Das liebliche Kind hält am Bande ein zierliches, nettes, ſeltſam ſchlank-

geſtaltiges Hündchen, das unter dem linken Arm der Mutter ſich behaglich fühlt. Das breite mit Löwenköpfen und Tatzen architektoniſch verzierte weißmarmorne Kanapee, deſſen wohlgepolſterter, geräumiger Sitz von der Hauptfigur bequem eingenommen wird, verleiht dem Ganzen ein ſtattliches Anſehen; Fußkiſſen und herabgeſunkene Falten, Blumenkorb und eine lebhafte Vegetation zunächſt, deuten auf die mannigfaltigſte Färbung. Der Hintergrund, wahrſcheinlich in mildem Luftton gehalten, zeigt hoher dichter Bäume überdrängtes Wachsthum; wenige Säulen ruinenartig, eine milde Treppe, die in's Gebüſche führt, erwecken den Begriff einer ältern romantiſchen Kunſtanlage, aber bereits von langherkömmlicher Vegetation überwältigt, und ſo geben wir gern zu, daß wir uns wirklich auf einem Großherzogl. Florentiniſchen Landſitz befinden.

Madame Recamier,

gemalt 1805.

Zum Abſchluß dieſer Darſtellungen ſehen wir nun das Bild einer ſchönen Frau, das uns ſchon ſeit zwanzig Jahren gerühmt wird. In einer von ſtillem Waſſer angeſpülten Säulenhalle, hinten durch Vorhang und blumiges Buſchwerk geſchloſſen, hat ſich die ſchönſte anmuthigſte Perſon, wie es ſcheint nach dem Bade, in einen gepolſterten Seſſel gelehnt: Bruſt, Arme und Füße ſind frey, der übrige Körper leicht, jedoch anſtändig bekleidet; unter der linken Hand ſenkt ſich ein Shawl herab zu allenfalſigem Ueberwurf. Mehr haben wir freylich von dieſem lieblichen und zierlichen Blatte nicht zu ſagen. Da die Schönheit untheilbar iſt und uns den Eindruck einer vollkommnen Harmonie verleiht, ſo läßt ſie ſich durch eine Folge von Worten nicht darſtellen. Glücklich ſchätzen wir die welche

das Bild, das gegenwärtig in Berlin ſeyn ſoll, beſchauen und ſich daran erfreuen können. Wir begnügen uns an dieſer Skizze, welche die Intention vollkommen überliefert; und was macht denn am Ende den Werth eines Kunſtwerkes aus? es iſt und bleibt die Intention, die vor dem Bilde vorausgeht und zuletzt, durch die ſorgfältigſte Ausführung, vollkommen in's Leben tritt. Und ſo müſſen wir denn auch dieſes Bild, wie die ſämmtlichen vorhergehenden, wohlgedacht, in ſeiner Art bedeutend, charakteriſtiſch und gehörig anſprechend anerkennen.

Steht es nun freylich nicht in unſerm Vermögen, die äußern Vorzüge einer ſchönen Perſon mit Worten auszudrücken, ſo iſt doch die Sprache eigentlich da, um das Gedächtniß ſittlicher und geſelliger Bezüge zu erhalten; deßwegen wir uns nicht verſagen können, mitzutheilen wie ſich über dieſe merkwürdige Frau, nach zwanzig Jahren, die neueſten Tagesblätter vernehmen laſſen.

„Die letzte und lieblichſte dieſer Geſtalten iſt Madame Recamier. Niemand wird ſich wundern, dieſes Bild den erlauchten weiblichen Zeitgenoſſen beygeſellt zu ſehen. Eine Freundin der Frau von Stael, eines Camille Jordan, des Herrn von Chateaubriand wäre zu ſolchen Ehren berechtigt, wüßte man auch nicht, daß die unendliche Anmuth ihrer Unterhaltung und die Gewalt ihrer Gutmüthigkeit unabläſſig die vorzüglichſten Männer aller Parteyen bey ihr verſammelt hat. Man darf ſagen, daß durch Ausüben des Guten, durch Dämpfen des Haſſes, durch Annähern der Meinungen, ſie die Unbeſtändigkeit der Welt gefeſſelt habe, ohne daß man bemerkt hätte, Glück und Jugend habe ſich von ihr entfernen können. Diejenigen welche glauben möchten, ihr Geiſt ſey die Wirkung eines anhaltenden Umgangs mit den vorzüglichſten Menſchen, der Wiederſchein eines andern Geſtirns, der Wohlgeruch einer andern Blume, ſolche ſind ihr niemals näher getreten. Wir

wollen zwar nicht unterſuchen, ob nicht mit ſechzehn Jahren die Sorge für den Putz und ſonſtige Hauptgeſchäfte deſſelbigen Alters eine Frau vielleicht verhindern können andere Vorzüge als die ihrer Schönheit bemerken zu laſſen; aber jetzo wäre es unmöglich ſo viel Geſchmack, Anmuth und Feinheit zu erklären, ohne zu geſtehen, daß ſie immer Elemente dieſer Eigenſchaften beſeſſen habe."

„Ohne etwas herausgegeben, vielleicht ohne etwas niedergeſchrieben zu haben, übte dieſe merkwürdige Frau bedeutenden Einfluß über zwey unſrer größten Schriftſteller. Ein ſolcher ungeſuchter Einfluß entſpringt aus der Fähigkeit, das Talent zu lieben, es zu begeiſtern, ſich ſelbſt zu entzünden bey'm Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt. Diejenigen welche wiſſen wie der Gedanke ſich vergrößert und befruchtet, indem wir ihn vor einer andern Intelligenz entwickeln, daß die Hälfte der Beredſamkeit in den Augen derer

iſt, die euch zuhören, daß der zu Ausführung eines Werkes nöthige Muth aus dem Antheil geſchöpft werden muß, den das Unternehmen in Andern erweckt, ſolche Perſonen werden niemals erſtaunen über Corinna's und des Verfaſſers der Märtyrer leidenſchaftliche Freundſchaft für die Perſon, welche ſie außerhalb Frankreich begleitete, oder ihnen in der Ungunſt treu blieb. Es giebt edle Weſen die mit allen hohen Gedanken ſympathiſiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um ſie ihnen zu vertrauen; das Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen. Dieß iſt das Geheimniß des Einfluſſes der Madame Recamier. Vor ihr hatte man niemals ſo viel Uneigennutz, Beſcheidenheit und Berühmtheit vereinigt. Und wie ſollte man ſich nicht freuen, ein durch die Kunſt ſo wohl überliefertes Bild einer Frau zu beſitzen, welche niemals auf mächtige Freundſchaften ſich lehnte, als um das unbekannte Verdienſt belohnt

zu ſehen; die nur dem Unglück ſchmeichelte und nur dem Genie den Hof machte.“

Ueberliefert nun werden uns dieſe Bilder durch eine höchſt geiſtreiche Radirnadel. Man kann ſich denken daß Herr Gerard zu einem Werke, das eigentlich ſeinen Ruf als denkender Künſtler begründen ſoll, einen trefflichen Arbeiter werde gewählt haben. Es iſt von großem Werthe wenn der Autor ſeines Ueberſetzers gewiß iſt, und ganz ohne Frage hat man Herrn Adam allen Beyfall zu gewähren. Es iſt ein ſolches Sentiment in ſeiner Nadel und der Abwechſelung derſelben, daß der Charakter des zu behandelnden Gegenſtandes nirgends vermißt wird, es ſey nun in den zarteſten Puncten und Strichlein mit welchen er die Geſichter behandelt, durch die gelinden womit er die lichten wie die Localtinten andeutet, bis zu den ſtarken und ſtärkern womit er Schatten und mehr oder minder dunkle Lo=

calfarben auszudrücken weiß; wie er denn auch auf eine gleichſam zauberiſche Weiſe die verſchiedenen Stoffe durch glückliche Behandlung andeutet und ſo einen jeden der Auge und Sinn für ſolche Hieroglyphen gebildet hat, vollkommen befriedigen muß.

Wir ſtimmen daher völlig in die Ueberzeugung ein, daß es wohlgethan war dieſe geiſtreich ſkizzenhafte, obſchon genugſam ausführliche Radirungsart dem Steindruck vorzuziehen; nur wünſchen wir daß man bey'm Abdruck die Platten ſorgfältig behandeln möge, damit ſämmtliche Kunſtliebhaber auf eine wünſchenswerthe Weiſe befriedigt werden können.

Joſeph Haydn's Schöpfung.

Aufgeführt
an deſſen Geburtstage den 31. März 1826.

Das Andenken eines Mannes ſey heute feſtlich bey uns aufgefriſcht, der durch den größten Theil eines Jahrhunderts als neue geiſtige Quelle des Schönen auf Erden, als leuchtender Stern am Horizonte des Kunſthimmels erſchien, auch noch fortleuchtet und fortfließt durch Breiten und Weiten der Welt.

Joſeph Haydn iſt den 31. März 1732 (1733) zu Rohrau, einem Dorfe in Unter-Oeſterreich, wenige Stunden von Wien, alſo vor etwa 94 Jahren geboren. Daß ſein Vater ein Wagenbauer daſelbſt geweſen, die Harfe geſpielt und das Mütterchen dazu geſungen habe iſt bekannt genug; daß aber die guten Eltern in dieſem ihrem Joſeph ein Rad in die Welt ſetzen ſollten, das durch folgende

Zeiten unaufhaltſam fortrollen werde, dürften ſie wohl ſchwerlich dabey geahnet haben.

So ſchläft das Saatkorn einer noch unbekannten ſüßen Frucht in der Nachbarſchaft der Nabe eines Rademachers; wie denn die alte Natur fort und fort überall Neues und Dauerndes hervorbringt: denn die Wirkung unſeres Freundes geht ſeit ſechzig und mehr Jahren wie ein Silberfaden durch die Kunſtgeſchichte; ſie hat ſich in tauſend Aeſte verbreitet und verzweigt, daß ihr kein Ende abzuſehen iſt.

Bleibt unſrer heutigen Muße nicht ſo viel Zeit, ſolch ein thätiges ſchönes Leben vollſtändiger vorzulegen, ſo bemerken wir, daß ja Vieles davon gedruckt zu leſen ſey; und wer iſt von uns ſo jung, daß er nicht durch des Mannes Herrlichkeit belebt und erquickt worden wäre. Die beſte Geſchichte dieſes Kunſtherrn und Meiſters ſteht in unſern Buſen eingedruckt.

Hier aber werde noch einmal wieder erinnert, daß wir in Haydn nicht etwa ein vorzügliches Nachbild, ſondern ein ächtes Originalgenie vor uns haben, das ſich nach Form und Gehalt aus ſeiner Vorzeit wie ein Phönix erhebt.

Zwar gehörte der Zuſtand der Muſik in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts keineswegs zu den geringen, alle Provinzen des feſten Landes erfreuten ſich unſchätzbarer Talente; aber die Kunſt überhaupt war von ihrem Urſprung entfernt und in ihren Theilen zertrennt, es waren Künſte geworden in der Mehrzahl, und ein Rangſtreit unter ihnen ward ſelbſt von Philoſophen begünſtigt, welche berufen ſind Geiſtiges in Reih' und Glied zu ſtellen.

Noch war das Theater ein Vereinigungsort, der ein Ganzes hätte feſthalten ſollen, wo aber die Zerſplitterung erſt recht offenbar erſchien, indem eine jede der Künſte die andere zu überbieten, ja zu beherrſchen dachte,

bis die verſchmähteſte unter ihnen, die Muſik, das Feld gewann. Denn wer wollte leugnen, daß die Oper das Drama weit hinter ſich gelaſſen hat, wenn man bemerkt, wie die Poeſie ſich ſubordiniren mußte und wie wenig ſie für ſich allein ausrichtete; mit welcher Obermacht der Kapellmeiſter alles beſceptert, wenn jeder andere Dirigent ſich im Winkel halten muß.

Freylich war der Oper ein ernſthafter hoher Styl, ja ein tiefer Sinn geblieben, indem ſie ſich im Kreiſe der Götter- und Heldengeſchichte oder großer Weltbegebenheiten bewegte, worin das Allgemeine das Beſondere nicht ausſchließt. Denn daß Händel, ein deutſcher Genius, dadurch zu ernſten Fortſchritten angeregt worden, iſt gewiß. Aber auf dem vaterländiſchen Boden fand er keinen Wirkungskreis, den er in der Fremde ſuchen und ſo auch in der Fremde den Ruhm ſeines Namens finden mußte. Ja wer wäre ſo unbekannt mit unſrer Kunſt, der nicht wiſſen

ſollte, wie wir uns noch heute die kräftigſten Originalwerke deutſcher Componiſten nur durch Zurückſetzung in unſre Sprache wieder aneignen können. Genug, eine deutſche Muſik war da, mächtig, edel, tief, groß, doch unbekannt mit ſich ſelber und fremd in ihren Formen.

Endlich erſcheint unangemeldet, auf der Gränze zweyer Nationen, in der Krippe einer Stellmacherwerkſtatt, das auf Erden arm geborne neue Wunderkind, das unſere Kunſt von dem Gängelbande und fremden Formenweſen erlöſen ſoll, ſieht fromm und klug aus ſich heraus in die friſche grüne Welt, nährt ſich von Säften ſüßer Blüthen und bringt den goldnen Honig zum Stocke.

Wer aber wollte noch ein neueres Lob erſinnen unſeres Helden, den ſich ſchon zwey Generationen angeeignet haben? Doch dem Einzelnen ſey es erlaubt, nach bedächtiger Selbſtprüfung ſeinen Antheil daran zu beurkunden. So hat mir, beynahe funfzig Jahre

her, das eigne Ausüben und Anhören ſeiner Werke eine wiederholte Total-Empfindung mitgetheilt, indem ich dabey die unwillkührliche Neigung empfand, etwas zu thun, das mir als gut und gottgefällig erſcheinen möchte. Das Gefühl war unabhängig von Reflexion, und ohne Leidenſchaft.

Und hierdurch werde ich erinnert an den Vorwurf zu denken, den man Haydn machen wollen: ſeine Muſik ermangle der Leidenſchaft. Hierauf nun erwiedere ich Folgendes: Das Leidenſchaftliche in der Muſik, wie in allen Künſten, iſt leichter als man denkt, ſchon weil es leichter nachempfunden wird; es iſt nicht urſprünglich, die Gelegenheit bringt es hervor, und nach dem Begriffe der Alten verdeckt es die reine Natur und entſtellt das Schöne. Haben ſüdlich geſinnte Theoriſten die Leidenſchaften als Bedingung aller Kunſt aufſtellen wollen, ſo mögen ſie darüber auch nicht getadelt werden, am we-

nigſten von uns, die wir nicht ihres Klima's ſind.

Unſer Haydn iſt ein Sohn unſrer Zone, und wirkt ohne Hitze was er wirkt; wer will denn auch erhitzt ſeyn? Temperament, Sinn, Geiſt, Humor, Fluß, Süße, Kraft und endlich die ächten Zeichen des Genie's: Naivetät und Ironie, müſſen ihm durchaus zugeſtanden werden. Sind nun die hier genannten Elementartheile, welche ohne Wärmeſtoff nicht denkbar ſind, Haydnſche Eigenheiten, ſo begrüßen wir ſeine Kunſt als antik im beſten Sinne, und daß ſie modern ſey iſt, unſres Wiſſens, nicht beſtritten worden, was auch ſchwer gelingen möchte, da alle moderne Muſik auf ihm ruht.

Ob nun dieſe unſerm Freunde zugeſtandenen Eigenſchaften auf die Urſache hindeuten, weßhalb er nicht thätiger für das Theater geweſen, dieß möge dahin geſtellt ſeyn; daß aber der Grundaccord ſeines ganzen Genius kein geringerer ſey als der ſichere Ausdruck

einer freyen, klaren, keuſch geborenen Seele, wünſchte ich wohl ſo wahr und warm ausſprechen zu können als ich es fühle. Auch bin ich es nicht allein, auf den ſeine Productionen ſolche Wirkungen ausüben. Wollte Jemand einzelne Beyſpiele des Gegentheils anführen, ſo würde ich mich alſobald durch Haydn's Symphonieen und Quartetten zu ſchützen wiſſen, die allein ganz ſein eigen ſind, und worin keiner über ihm ſteht. Dieſe ſeine Werke ſind eine ideale Sprache der Wahrheit, in ihren Theilen nothwendig zuſammenhängend und lebendig. Sie ſind vielleicht zu überbieten, aber nicht zu übertreffen. Macht man ferner einen Unterſchied zwiſchen Geſangs- und Inſtrumentalmuſik, nicht ohne Hinſicht auf ihre Zuſammenwirkung, ſo iſt eben hier Haydn auch an ſeiner Stelle: ſeine Begleitungen haben ein mitgewachſenes Verhältniß zum Ganzen, ſie treten ein und ab, ſie reden mit, einzeln und maſſenhaft, aber ſie laſten nicht.

An die nur kurz mir gegönnte Zeit erinnert, gedenke ich noch etwas von ſeiner Perſönlichkeit dem Geſagten anzufügen. Hier nun finden ſich alle Nachrichten übereinſtimmend, daß ſowohl ſein öffentliches, als auch ſein einſames kunſtgeſchmücktes Leben dem angegebenen Sinne ſeiner Werke gemäß war. Hiernach mögen als Beleg ſchließlich einige ſeiner gelegentlichen Aeußerungen, wie ich ſie von gutem Munde weiß, freundlich aufgenommen werden.

Der Dichter Carpani ſetzte ſeinen Freund Haydn zur Rede: Wie es doch zugehe, daß ſeine meiſten Kirchenſtücke gar zu munter, ja humoriſtiſch-leichtfertig gerathen ſeyen? Hierauf antwortete Haydn:

„Ich weiß es nicht anders zu machen; wie ich's habe ſo geb' ich's; wenn ich aber an Gott denke ſo iſt mein Herz ſo voll Freude, daß mir die Noten wie von der Spule laufen. Und da mir Gott ein fröhliches Herz

gegeben hat, ſo wird er mir's ſchon vergeben, wenn ich ihm fröhlich diene."

Ein andermal fragte Carpani: Wie Haydn in der Schöpfung ein ſo herrliches Bild des Sonnenaufgangs habe darſtellen können? Darauf ward geantwortet: „Ich ſtellte mir den Vater des Lichts vor mit Stahl und Stein in Händen und als die beyden Härten aneinander geriethen, ſo war der Funke da, aus welchem das prächtige Licht hervorſtrahlte." Irgend Jemand hat dieß Bild ſubaltern und kindiſch finden wollen; mir iſt dabey die uralte Fabel des Prometheus klar geworden, ja ich wüßte mir kein erhabneres Bild zu denken als das allmächtige Licht im Funken, das Allergrößte im Kleinſten, das Fließendſte aus dem Härteſten, das Allerhellendſte aus der Dunkelheit, und worüber uns die Weiſen aller Welt noch Belehrung geben ſollten, das hätte der Künſtler unſerm feinſten Sinne geoffenbart.

Joſeph Haydn ſtarb am 31. May 1809 zu Wien; ſein letztes Werk, die Jahreszeiten, iſt immer noch nicht genug anerkannt, aber es bleibt die Krone der muſikaliſchen Werke ſeiner Zeit.

3.

Brasilianisch.

Schlange, halte stille!
Halte stille, Schlange!
Meine Schwester will von dir ab
Sich ein Muster nehmen;
Sie will eine Schnur mir flechten,
Reich und bunt wie du bist,
Daſs ich sie der Liebsten schenke.
Trägt sie die, so wirst du
Immerfort vor allen Schlangen
Herrlich schön gepriesen.

Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand; précédées d'une Notice biographique et litéraire. 4 voll. in 8.

In dem Augenblick, da der deutſchen Nation die Frage vorgelegt wird, in wiefern ſie eine Sammlung von Goethe's vieljährigen literariſchen Arbeiten günſtig aufnehmen wolle, muß es angenehm ſeyn zu erfahren, wie ſich ſeine Bemühungen einer Nachbarnation darſtellen, welche von jeher nur im Allgemeinen an deutſchem Beſtreben Theil genommen, weniges davon gekannt, das wenigſte gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht läugnen daß wir Deutſche gerade wegen dieſes eigenſinnigen Ablehnens auch gegen ſie eine entſchiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Ur-

theil wenig bekümmert und ſie gegenſeitig nicht zum günſtigſten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neuſten Zeit werden, wenn dasjenige was wir an uns ſelbſt ſchätzten, auch von ihnen anfing geſchätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher, von einzelnen beſonders gewogenen Perſonen, ſondern in einem ſich immer weiter ausbreitenden Kreiſe.

Woher dieſe Wirkung ſich ſchreibe, verdient gelegentlich eine beſondere nähere Unterſuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umſtand hervorgehoben daß Franzoſen ſich entſchieden überzeugten: bey dem Deutſchen walte ein redlicher Ernſt ob, er gehe bey ſeinen Productionen mit dem beſten Willen zu Werke, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht abläugnen; und nun mußte freylich aus einer ſolchen Ueberſicht unmittelbar der reine richtige Begriff entſpringen, daß man eine jede Nation, ſodann aber auch die bedeutenden Arbei-

ten eines jeden Individuums derſelben aus und an ihnen ſelbſt zu erkennen, auch was noch mehr iſt, nach ihnen ſelbſt zu beurtheilen habe. Und ſo darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch ſo viel Prüfungs- und Läuterungsepochen durchgegangenes Volk ſich nach friſchen Quellen umſieht um ſich zu erquicken, zu ſtärken, herzuſtellen, und ſich deßhalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, ſondern zu einem lebendigen, ſelbſt noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutſchen richten ſie ihre Aufmerkſamkeit, ſondern auch auf den Engländer, den Italiäner; und wenn ſie Schiller's Kabale und Liebe in drey Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drey Theatern günſtig aufnehmen; wenn ſie Muſäus Mährchen überſetzen: ſo ſind Lord Byron, Walter Scott, und Cooper bey ihnen gleichfalls ein-

heimiſch, und ſie wiſſen die Verdienſte Manzoni's nach Gebühr zu würdigen.

Ja wenn man genau auf den Gang den ſie nehmen Acht giebt, ſo möchte die Zeit herannahen, wo ſie uns Deutſche an gründlich freyſinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge ſich dieß ein jeder, den es angeht, geſagt ſeyn laſſen. Wir wenigſtens beobachten genau, was ſie auf ihrem hohen nicht längſt erreichten Standpuncte günſtiges oder ungünſtiges über uns und andere Nachbarnationen ausſprechen. Dieß ſey hinreichend, um eine Recenſion der obengenannten Ueberſetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu leſen iſt ſie Globe 1826. No. 55. 64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und ſpätern Wirkungen Werther's in Frankreich charakteriſtiſch bezeichnet, ſodann aber die Urſachen bemerkt und ausſpricht, warum ſeit ſo vielen Jahren von meinen übri-

gen Arbeiten nur wenige Kenntniß dorthin gekommen.

„An der Langſamkeit, mit welcher Goethe's Ruf ſich bey uns verbreitete, iſt größtentheils die vorzüglichſte Eigenſchaft ſeines Geiſtes Schuld, die Originalität. Alles was höchſt original iſt, d. h. ſtark geſtempelt von dem Charakter eines beſondern Mannes oder einer Nation, daran wird man ſchwerlich ſogleich Geſchmack finden, und die Originalität iſt das vorſpringende Verdienſt dieſes Dichters; ja man kann ſagen, daß in ſeiner Unabhängigkeit er dieſe Eigenſchaft, ohne die es kein Genie giebt, bis zum Uebermaaß treibe. Sodann bedarf es immer einer gewiſſen Anſtrengung, um uns aus unſern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Geſtalt vor uns tritt. Aber bey Goethe iſt es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes ſeiner Werke erneuern, denn alle ſind in einem verſchiedenen Geiſt verfaßt. Wenn man von einem zum

andern geht, ſo tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannigfaltigkeit kann freylich faule Imaginationen erſchrecken, ausſchließenden Lehrweiſen ein Aergerniß geben; aber dieſe Mannigfaltigkeit des Talents iſt ein Zauber für Geiſter die ſich genug erhoben, um es zu begreifen; kräftig genug ſind ihm zu folgen."

„Es giebt Menſchen deren ſtark ausgeſprochener Charakter uns Anfangs in Erſtaunen ſetzt, ja abſtößt; hat man ſich aber ihrer Art und Weiſe befreundet, ſo ſchließt man ihnen ſich an, gerade um der Eigenſchaften willen die uns erſt entfernten. So ſind die Werke unſeres Dichters; ſie gewinnen wenn man ſie kennt, und um ſie zu kennen, muß man ſich die Mühe geben, ſie zu ſtudiren; denn oft verbirgt die Seltſamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er iſt immer ſo unterſchieden von den andern und von ſich

ſelbſt; man erräth oft ſo wenig wo er hinaus will, er verrückt dergeſtalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja ſogar der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, eben ſo wenig literariſche Vorurtheile haben muß als er ſelbſt, und vielleicht fände man eben ſo ſchwer einen Leſer, der davon völlig frey wäre, als einen Poeten, der, wie er, ſie alle unter die Füße getreten hätte."

„Man darf ſich alſo nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich iſt, wo man die Mühe fürchtet und das Studium, wo jeder ſich beeilt über das zu ſpotten was er nicht begreift, aus Furcht ein anderer möge vor ihm darüber ſpotten, in einem Publicum wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter iſt ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzuſehen, warum es andere ſchön finden. Man begreift daß vielleicht mehr Geiſt nöthig iſt, um den Werth

einer fremden Literatur zu ſchätzen, als zu bemerken daß ſie fremd iſt, und das für Fehler zu halten, was ſie von der unſrigen unterſcheidet. Man ſieht ein daß man ſich ſelbſt verkürzt, wenn man neue Genüſſe der Einbildungskraft verſchmäht um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit zu genießen, der Eitelkeit nicht zu verſtehen, des Stolzes nicht genießen zu wollen."

„Als Goethe ſeine Laufbahn antrat war die Literatur in Deutſchland in einem Zuſtande wie ohngefähr jetzt in Frankreich. Man war müde deſſen was man hatte und wußte nicht was an deſſen Stelle zu ſetzen wäre, man ahmte wechſelsweiſe die Franzoſen, die Engländer, die Alten nach, man machte Theorien auf Theorien in Erwartung von Meiſterſtücken. Die Verfaſſer dieſer Lehrgebäude rühmten die künftigen Reſultate ihrer Sätze und beſtritten die Hoffnungen entgegenſtehender Doctrinen, mit einer Lebhaftigkeit welche an

den Zorn der beyden Brüder in Tauſend und Einer Nacht erinnert, die ſich eines Tags im Geſpräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden ſollten."

„Goethe, welchen dieſer Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poeſie abgewendet hatte, ward bald durch einen herriſchen Beruf wieder zurückgeführt; und ſogleich beſchloß er den Stoff ſeiner Productionen in ſich ſelbſt zu ſuchen, in dem was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts malen als was er geſehen oder gefühlt hatte, und ſo fing für ihn die Gewöhnung an, woran er ſein ganzes Leben hielt: als Bild oder Drama dasjenige zu realiſiren, was ihn erfreut, geſchmerzt, beſchäftigt hatte. Und ſo gedachte er, ſeiner Art die äußern Gegenſtände zu betrachten eine Beſtimmtheit zu geben und ſeine innerlichen Bewegungen zu beſchwichtigen. Dieſes bezeugt er uns ſelbſt, und ſein ganzes literariſches Leben iſt in jenen merkwürdigen Zeilen zuſammengefaßt. Lieſt

man ihn, ſo muß man von dem Gedanken aus- gehen, daß ein jedes ſeiner Werke auf einen gewiſſen Zuſtand ſeiner Seele oder ſeines Gei- ſtes Bezug habe: man muß darin die Geſchich- te der Gefühle ſuchen, wie der Ereigniſſe, die ſein Daſeyn ausfüllten. Alſo betrachtet ge- ben ſie ein doppeltes Intereſſe, und dasjeni- ge was man für den Dichter empfindet iſt nicht das geringſte. Und wirklich, was ſollte man intereſſanter finden, als einen Menſchen zu ſehen, begabt mit reiner Empfindungsfähig- keit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der ſich mit voller Frey- heit dieſer hohen Eigenſchaften bedient, un- abhängig von allen Formen, durch das Ueber- gewicht ſeines Geiſtes die eine nach der an- dern brauchend, um ihnen den Stempel ſei- ner Seele aufzuprägen. Welch ein Schau- ſpiel, einen kühnen Geiſt zu ſehen, nur auf ſich ſelbſt geſtützt, nur ſeinen eigenen Einge- bungen gehorchend! Giebt es wohl etwas Be- lehrenderes als ſein Beſtreben, ſeine Fort-

ſchritte, ſeine Verirrungen? Aus dieſem Geſichtspunct verdient unſer Dichter betrachtet zu werden, und ſo werden wir ihn in dieſen Blättern beſchauen, bedauernd daß ihr Zweck unſre Studien über ihn nur auf ſeine Theaterſtücke beſchränkt hat und daß die Gränzen eines Journals uns nöthigen ſein Leben nur oberflächlich zu ſkizziren."

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recenſent das körperliche und ſittliche Mißgeſchick und die daraus entſtandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die ſich hart und niedrig in den Mitſchuldigen, edler und freyer im Werther, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im Fauſt manifeſtirt:

„Die Unbilden welche der erſten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düſtere Niedergeſchlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemiſche Melancholie vermehrt ward, damals unter der deutſchen Jugend durch Verbreitung Shakſpear's veranlaßt. Eine ſchwere Krankheit trat noch zu dieſer verdrießlichen

Sinnesart hinzu, woraus ſie vielleicht entſtanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in ſolchen Leiden, wie die erſten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele die ſich ſelbſt ſucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen geben, ehe ſie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat der ihr gemäß iſt. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, vom Myſticismus ſich zum Zweifel wendend, wandelbar in ſeinen Studien, ſeine Neigungen ſelbſt zerſtörend, gereizt durch die Geſellſchaft, erdrückt durch die Einſamkeit; weder Energie fühlend zu leben noch zu ſterben: ſo war er in eine ſchwarze Traurigkeit gefallen, einen ſchmerzlichen Zuſtand, aus dem er ſich erſt durch die Darſtellung des Werther befreyte, und der ihm den erſten Gedanken an Fauſt eingab.“

„Aber indeſſen das wirkliche Leben wie es die gegenwärtige Societät beſtimmt und geordnet hat, ihn durch ſein ganzes Gewicht erdrückte, freute ſich ſeine Einbildungskraft, in

jene Zeiten freyer Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daſeyns klar vorlag, das Leben ſtark und einfach. Es ſchien dem melancholiſchen entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harniſch des Kriegsmannes gelebt hätte, beſſer in der feſten Burg des Ritters; er träumte ſich das alte Deutſchland mit ſeinen eiſernen Männern und rohen freyſinnigen abenteuerlichen Sitten. Der Anblick gothiſcher Gebäude, beſonders des Doms zu Strasburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter das er vermißte. Die Geſchichte welche der Herr von Berlichingen mit eigner Hand ſchrieb, bot ihm das Muſter das er ſuchte und gewährte ihm den Grund ſeiner Dichtung. Und ſo entſtand in ſeinem Kopfe das Werk, das Deutſchland mit Entzücken aufnahm und für ein Familienbild erkannte."

„Götz von Berlichingen iſt ein Gemälde oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des ſechszehnten Jahrhunderts; denn der Dichter, welcher erſt die Abſicht hatte es auszu-

bilden und in Verſe zu bringen, entſchied ſich ſolches in dem Zuſtand wie wir es beſitzen, herauszugeben. Aber jeder Zug iſt ſo richtig und feſt, alles iſt mit ſo großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt einen der Entwürfe des Michel Angelo zu ſehen, wo einige Meißelhiebe dem Künſtler zureichten, um ſeinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinſehen will, findet daß im Götz kein Wort ſey das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bey die große Geſtalt des hinſterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann ſagen: das Mittelalter ſey eigentlich der Held dieſes wunderlichen Drama's, man ſieht es leben und handeln, und dafür intereſſirt man ſich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in dieſem Götz mit der eiſernen Hand; hier iſt die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieſer Epoche, ſie ſpricht durch den Mund dieſes Individuums, vertheidigt ſich durch ſeinen Arm, unterliegt und ſtirbt mit ihm."

Nachdem der Recenſent den Clavigo beſei≈tigt und mit möglichſter Artigkeit das Schlimm≈ſte von Stella geſagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter in die Welt, in's Ge≈ſchäft eintretend, eine Zeitlang von aller Pro≈duction abgehalten, in einem gewiſſen mitt≈lern Uebergangszuſtand verweilt, im geſelli≈gen Umgang die düſtere Rauheit ſeiner Ju≈gend verliert, und ſich unbewußt zu einer zwey≈ten Darſtellungsweiſe vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben ſo viel Aus≈führlichkeit als Geneigtheit in der Folge be≈handelt.

(Fortſetzung folgt.)

Dom zu Köln.

Die Vorhalle nach den Ergänzungen von Sulpiz Boiſſerée, gezeichnet von G. Moller. Probedruck der von Leisnier radierten Anlage. Zuſtand der Platte im Frühjahr 1825.

Unſrem Ermeſſen nach kann das hier anzuzeigende Blatt für ein wahres Meiſterſtück in ſeiner Art gelten. Im Ganzen iſt die Haltung ſowohl als die Luftperſpective trefflich beobachtet, die Beleuchtung nicht gar zu künſtlich ſondern alle gewaltſamen Schatten und Gegenſätze mit Sorgfalt vermieden, das von einfallenden Sonnenſtrahlen bewirkte Dunſtige im entferntern Theile des Gebäudes nach der offen ſtehenden Hauptpforte hin, durch welche ſo eben eine Proceſſion einzieht, thut die beſte maleriſche Wirkung.

Ueberhaupt genommen möchte ſich keine große Anzahl architektoniſcher Darſtellungen

in Kupferſtich finden welche der gegenwärtigen an Deutlichkeit, räumlichem, großartigem vom Ganzen bewirkten Eindruck gleichzuſchätzen wären; ſo hochgewölbt, ſteinern, feſt, auf ewige Dauer berechnet ſcheint alles übereinander gebaut dazuſtehen, auch die im Coſtume der Vorzeit auftretenden Figuren welche das Ganze zweckmäßig ſtaffiren, verdienen ehrenhafte Erwähnung. Was der Grabſtichel durch zartere Ausführung zum guten oder beſſern Anſehen dieſes in allen Theilen verdienſtlichen Kupferblatts noch hinzufügen könne, wird die Folge ausweiſen, dem bloß auf das Weſentliche ſehenden Kunſtfreund iſt Herrn Leisnier's Arbeit jetzt ſchon vollkommen genügend.

Nachſchrift.

Dieſe Platte wird von demſelben Künſtler mit dem Grabſtichel ausgeführt. Sie gehört zu dem bekannten Werke deſſen Fortſetzung durch den Tod eines Kupferſtechers und andere

hemmende Umſtände verzögert worden. Es ſind ſeitdem Vorkehrungen getroffen, das Werk in deſto ſchneller aufeinander folgenden Lieferungen zu vollenden.

Steindruck.

München.

Dem Werk von der Königl. Baieriſchen Gemäldeſammlung zu München und Schleisheim widmeten wir ſeit geraumer Zeit theilnehmende Aufmerkſamkeit und haben ſeiner in dieſen Heften mehrmals Erwähnung gethan; wir fanden uns zur Beachtung deſſelben um ſo mehr aufgefordert als die Lithographie darin zuerſt wetteifernd mit der Kupferſtecherkunſt auftrat, und die ſchnell aufeinander gefolgten Verbeſſerungen ſo im kunſtmäßigen Verfahren wie in den mechaniſchen

Mitteln am deutlichſten können wahrgenommen werden.

Mögen die lithographiſchen Arbeiten welche Herr Strixner in Stuttgart nach Gemälden der in ihrer Art einzigen Sammlung der Herren Boiſſerée und Bertram ausgeführt eben ſo ehrenwerth ſeyn, einiges vielleicht der Bewunderung am allermeiſten würdig; ſo iſt doch auch dieſer wackere Künſtler aus der Münchner Anſtalt, Wiege der Lithographie, hervorgegangen, hat ſelbſt zu dem Galerie-Werk ſehr ſchätzbare Blätter geliefert, und was er leiſtet iſt als Erfolg der dortigen urſprünglichen Bemühungen zu betrachten.

Gewilligt nun abermal den Stand der Lithographie und die in ſolchem Fach geſchehenen Fortſchritte im Allgemeinen zu betrachten, geben wir vorerſt Bericht über die am beſten gelungenen Blätter der vier neu erſchienenen Hefte, nämlich des 34. 35. 36. und 37ſten.

Das Hauptblatt aus dem 34ſten Heft ſtellt den Erlöſer dar auf Wolken, getragen von den

Symbolen der vier Evangeliſten und zwey kleinen an Schultern und Füßen geflügelten Engeln, nach Francia (vermuthlich Giacomo Francia, Sohn des berühmten Francesco) von Piloti mit Verſtand, Geiſt und Sorgfalt auf Stein gezeichnet.

Auch die von Hohe gezeichnete Pferdeſchwemme nach Ph. Wouwermanns mag man den guten lithographiſchen Blättern beyzählen.

Gleiche Anerkennung verdient die im 35ſten Heft befindliche Madonne auf dem Thron, an deſſen Stufen St. Antonius von Padua und ein Heiliger in biſchöfflichem Gewand, vielleicht St. Auguſtinus, ſtehen, nach Jakob Baſſano von Flachenecker gezeichnet.

Dem 36ſten Heft gereicht zur Empfehlung: eine auf der Flucht nach Aegypten ruhende heilige Familie mit zwey ſie begleitenden kleinen Engeln, nach Tobar, einem guten ſpaniſchen Maler der von 1678 bis 1758 lebte und den Murillo nachzuahmen befliſſen war. Die

Figuren dieſes Werks erheben ſich zwar durch Styl nicht über gemeine bürgerliche Natur, aber die Erfindung iſt anmuthig und wohlvertheiltes Licht, in ſinnreicher zarter Abſtufung, verbreitet gefällige ſtille Ruhe über das Ganze.

Eine noch beſſer gelungene lithographiſche Arbeit aber aus dem genannten Heft, ja ein Meiſterſtück ſeiner Art iſt das Bild des Giorgione, nach deſſen eigenhändigem Gemälde von Flachenecker gezeichnet. Zarte Behandlung, wohl beobachtete Maſſen von Licht und Schatten, belebter Ausdruck, Kraft und Deutlichkeit in allen Theilen laſſen einige wenige, vermuthlich dem Vorbilde zur Laſt fallende, Disproportionen leicht überſehen.

Der Pferdeſtall nach Ph. Wouwermanns von F. Hohe gezeichnet, verdient kaum weniger Lob. Das Blatt nimmt ſich im Allgemeinen ſehr kräftig aus, die menſchlichen Figuren ſind geiſtreich, die Thiere ſchön geſtaltet, voll Bewegung und Leben. Selbſt das vierte Blatt in dieſem Heft: Ein Dorffiedler

in der Schenke, nach D. Teniers, von Winterhalder, iſt gute mit Geiſt aufgefaßte Nachbildung.

Heft No. 37. enthält zwey Blätter, welche ohne Bedenken zu den allerbeſten Erzeugniſſen der Lithographie dürfen gezählt werden; das erſte ſtellt zwey Satyrn dar, von denen der zunächſtſtehende, Halbfigur ganz von vorne geſehen, eine Traube hält; der andere, deſſen Profilgeſicht, linke Hand und weniges vom Arm nur geſehen wird, trinkt aus einer Muſchel. Das Charakteriſtiſche in Geſtalt und Zügen, die Wahrheit, das Leben im Ausdruck, Deutlichkeit, Rundung und Uebereinſtimmung aller Theile, kräftige klare Schatten und vollkommen wohl beobachtete Haltung laſſen nichts zu wünſchen übrig. Herr Piloti hat dieſes vortreffliche Werk nach einem Gemälde von Rubens auf Stein gezeichnet.

Das andere, die Bewunderung des Beſchauers in Anſpruch nehmende Blatt, zeichnete der ſo eben gelobte Piloti nach würdigem

Vorbild des Paris Bordone. Es iſt das Portrait einer ſchönen Frau, halbe Figur, in dunklen Sammt gekleidet, reich mit Perlen und Juwelen geſchmückt. Da ſteht ſie die Herrliche, Junoniſch gebietend; der Kopf, die Bruſt leuchten gleichſam, blenden durch Lichtgewalt und Gewalt ihrer Reize. Die zierlich geordneten Haare allein könnten, ſollten ſogar beſſer ausgeführt ſeyn, indeſſen läßt ſich vermuthen das Gemälde ſey in dieſem Theile beſchädigt und ausgebeſſert.

Faſt geräth man in Verſuchung nach der Urſache zu fragen, wodurch die Herausgeber ſich bewogen fanden ſolchen vortrefflichen Blättern die nicht erfreulich ausgefallene Familienſcene nach P. de Hooghe beyzugeſellen.

Stuttgart.

Von der Sammlung der Herren Boiſſerée und Bertram, lithographirt von Strixner,

liegt die 13te und 14te Lieferung nebſt dem zur 15ten gehörigen Chriſtusbildniß nach Hemling vor uns.

In der dreyzehnten befinden ſich zwey Blätter, nach Flügelbildern von Albrecht Dürer im Jahre 1523 für die Hauskapelle eines Köllniſchen Patriziers gemalt. Auf dem einen Joſeph und Joachim, auf dem andern Simeon und Lazarus, letzterer in biſchöfflichem Ornat, weil er nach ſeiner Auferweckung der erſte Lehrer des chriſtlichen Glaubens in Marſeille geweſen ſeyn ſoll. Das Mittelſtück zu dieſen Flügelbildern iſt nicht auf uns gekommen.

Auf dem dritten Blatte ſieht man den auferſtandnen Chriſtus nach Hemling, die Figur in derſelben Größe wie die vorgenannten Heiligen.

Die Beſitzer der Sammlung haben dieſe ganz ſelbſtſtändige Figur aus dem reichen Gemälde von Hemling herausgenommen, aus welchem ſie bereits die Geburt und das Pfingſt-

feſt gegeben, und zwar um das Doppelte ver-
größert; auf einem einfachen gelben Hinter-
grund, mit Beſeitigung der landſchaftlich fort-
laufenden und übergreifenden epiſodiſchen Dar-
ſtellung. Oben genannte Flügelbilder erhalten
dadurch einigermaßen ein paſſendes Mittel-
ſtück.

Man durfte ſich übrigens dieſe Vergröße-
rung gar wohl erlauben, da Hemling's Ge-
mälde vollkommen ausgeführt iſt, ſo daß bey
Nachbildung in's Größere nichts hinzugethan
zu werden brauchte. Es iſt als wenn man das
Gemälde durch eine Loupe ſähe. Inſofern,
und weil die erſten Bilder dieſer Sammlung
in ſehr verkleinertem Maaßſtabe lithographirt
werden mußten, iſt es ganz willkommen und
lehrreich ausnahmsweiſe auch einmal das Um-
gekehrte zu ſehn.

Die 14te Lieferung enthält ein weibliches
Bildniß nach Lucas Kranach, ferner die Ruhe
in Aegypten, nach einem unbekannten deut-
ſchen Meiſter aus dem Ende des funfzehnten

Jahrhunderts, welcher die Landſchaft ſich zu ſeinem Hauptzwecke vorſetzte und ſie mit großem Erfolg zu behandeln wußte. Drittens folgt die Predigt des heiligen Norbert, Biſchoffs von Magdeburg, gegen den Gottesläugner Tanchlin in Antwerpen, von Bernhard von Orley, bewundernswürdig lithographirt von Bergmann, einem Schüler Strixners, von welchem letzteren zu dieſem wie zu allen übrigen Blättern die Ton-, Licht- und Maſſenplatten, mit der ihm durchaus eigenthümlichen Kunſt gefertigt worden.

Das Bildniß Chriſti nach Hemling, in Lebensgröße wie das Original, iſt ganz nach dem von alten Zeiten her als Bildniß Chriſti überlieferten Typus. Der Künſtler hat nur die maleriſche Ausführung hinzu gethan, dieſe aber iſt und beſonders im Colorit ſo meiſterhaft, daß die lithographiſche Nachbildung, wie gelungen ſie auch erſcheinen muß, doch keinen hinreichenden Begriff davon geben kann.

Uns aber darf es wohl höchlich freuen daß die Boiſſeréeſche Sammlung unſchätzbarer Gemälde, die wir ſeit zehen Jahren kennen und zu würdigen verſtehen, bisher von ſo vielen durch eigenes Anſchauen erkannt worden, und nun, durch die immer fortwirkende Lithographie, nach ihrem Hauptſinn und Zweck wenigſtens allgemeiner bekannt wird. In dem erſten Stück des erſten Bandes gegenwärtiger Zeitſchrift haben wir vor acht Jahren dieſer Angelegenheit Erwähnung gethan und wie ſehr muß es uns freuen daß, in einer ſo flüchtig dahin rollenden, ſich ſelbſt aufzehrenden Zeit, ein ſo ernſtes und ſchwieriges Werk immer ſeinen reinen, ruhigen und geſteigerten Fortſchritt erhalten.

Es ſind nun fünf Jahre ſeit Ausgabe der erſten Lieferung, und betrachtet man was in der Zeit bezüglich auf lithographiſche Technik für das Werk geleiſtet ward, ſo bemerkt man eine ununterbrochene Steigerung; das Korn der Kreide iſt immer feiner, dadurch die Zeich-

nung beſtimmter und zarter geworden, die Schattenmaſſen haben an Kraft und Durchſichtigkeit, die Töne mehr an Klarheit gewonnen; auch hat man ſich an den mannigfaltigſten Gegenſtänden verſucht. Wir finden die einfachſten ſo wie die reichſten und complicirteſten Darſtellungen: Köpfe von der Dimenſion eines Zolls bis zur Lebensgröße; die verſchiedenſten architektoniſchen und landſchaftlichen Hintergründe; bedeutender Lichteffect, Stoffe und Beywerk aller Art ſind auf's vorzüglichſte nachgebildet.

Auf der Höhe, welche das Werk erreicht hat, kann derjenige der die Sammlung ſelbſt nicht geſehen ſich bereits einen entſprechenden Begriff von dem eigentlichen Charakter derſelben machen. Die vorliegende Maſſe von drey und vierzig Blättern zerlegt ſich, wie die Sammlung ſelbſt, in drey Hauptabtheilungen, wie wir ſolches durch eine beygefügte Tabelle anſchaulicher zu machen geſucht haben.

Es dürfte daher kaum nöthig ſeyn auszuſprechen daß dieſes Werk als eine nothwendige Zierde einer jeden Kunſtſammlung anzuſehen ſey. Wir aber freuen uns, bey gleich Anfangs liebevoller Theilnahme, unſere Wünſche auf einen ſo hohen Grad erfüllt zu ſehen, um für die Zukunft zu erhoffen, daß dieſe Nachbildungen fortgeſetzt und ohne Unterbrechung mitgetheilt, ein ſowohl vaterländiſches wie allgemein kunſthiſtoriſches Intereſſe, nach mehreren Seiten behaupten werden.

Die Fortſetzung bringt Berlin, Breslau, Hamburg, Oeſterreich, Schweiz, St. Petersburg, Niederlande, England, Italien, Frankreich. Zum Schluß eine allgemeine Ueberſicht.

Ueber
Goethe's Recenſionen
für die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773.

Vorwort.

In ſpätern Jahren betrachten wir unſre frühern Arbeiten niemals mit reiner Billigkeit; wir ſchämen uns der Symptome mancher Entwickelungskrankheit, die uns doch in's Leben weiter förderte, deren Kenntniß für Andere noch gar wohl belehrend ſeyn dürfte. Und ich habe daher, bey Auswahl deſſen was ich von manchem Vorräthigen in die angezeigte Ausgabe aufzunehmen hätte, in Betracht der pſychologiſchen Abſichten gar mancher Leſer, geſorgt daß nichts Brauchbares beſeitigt und verheimlicht werde.

Was aber der lebendigen Gegenwart intereſſant ſeyn könnte, darüber hat eine gebildete

ſolche heftweiſe herausgekommen,

	XVI. Jahrhundert.
ß .	Freyere Nachahmung der Natur, Einfluß der Italiäniſchen Kunſt, Hinneigung zur Manier. Kunſt und Prachtliebe von Kaiſer Max und Carl V.
d.	Mehrere Schulen neben einander wirkend.

Jugend am erſten zu entſcheiden. Solchen jungen Freunden pflege ich zu übergeben was mir zweifelhaft iſt, mit dem Erſuchen ihre Anſichten mitzutheilen. Und ſo entſtand auch nachfolgender Aufſatz. Wenn er mir aber entſchieden zu Gunſten lautet, ſo verzeihe man eine unbewundene Mittheilung. In einem langen Leben ſetzen ſich Lob und Tadel, gute Aufnahme und ſchlechtes Behandeln dergeſtalt in's Gleichgewicht, daß es einer beſtätigten ſittlichen Kraft bedarf, um gegen beyde nicht vollkommen gleichgültig zu werden.

Recenſionen aus einer vergangenen Literatur-Epoche können in zwiefacher Hinſicht einen hohen Werth haben.

Einmal, wenn die Gegenſtände derſelben, die beurtheilten Werke, von ſolcher Bedeutung waren, daß ſie bis auf den gegenwärtigen Tag ſich in unverletzter Liebe und Anſehn erhalten haben; in welchem Fall es denn beſonders intereſſant iſt zu ſehen, in

wiefern ein bedeutendes Werk bey ſeinem Erſcheinen gleich erkannt und richtig gewürdigt, oder in wiefern es nicht verſtanden und ſchief beurtheilt worden. So findet man großes Intereſſe an Recenſionen, wie ſie vor funfzig Jahren über die vorzüglichſten Werke von Klopſtock, Leſſing und Wieland, ſo wie beſonders über Goethe's erſte Productionen gemacht worden. Der Standpunct bis zu welchem man damals im Urtheil gekommen war, tritt uns in ſolchen Ausſprüchen deutlich vor Augen.

Zweytens aber können Recenſionen aus einer vergangenen Literatur-Epoche einen hohen Werth haben, wenn der Geiſt ſelbſt, von dem ſie ausgegangen, ein bedeutender war. Mögen in ſolchem Fall die beurtheilten Gegenſtände ſelbſt längſt vergeſſen ſeyn, der Geiſt der ſich darüber ausgelaſſen wird in unveralteter Friſche uns daraus anwehen.

Dieſes iſt der Fall bey Goethe's Recenſionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen. —

Die beurtheilten Gegenſtände ſelbſt haben bis auf wenige für uns das Intereſſe verloren, ſie ſind veraltet; aber der Geiſt der ſich darüber ausgeſprochen tritt uns auf jeder Seite mit unverwüſtlicher Kraft und Friſche entgegen, und zwar um ſo mehr, als Goethe ſich nicht eigentlich in die Gegenſtände verloren und ſich ihrer Entwickelung hingegeben, ſondern vielmehr alle die Gegenſtände nur als Anläſſe benutzt hat, um ſein volles Innere daran auszulaſſen.

Die Zeit in der dieſe Recenſionen entſtanden fällt zwiſchen den beendigten academiſchen Studien und dem Götz von Berlichingen. Das academiſche Leben lag dem Dichter noch nahe, für poetiſche Production ſelbſt hätte er noch nicht die gehörige Ruhe und Einheit im Leben erlangt; aber die Fülle ſeines Innern wollte doch Luft haben, und ſo mochte ihm die Aufforderung ſeiner Freunde zur Theilnahme an den Frankfurter gelehrten Anzeigen nicht unwillkommen ſeyn.

Wir möchten dieſe Recenſionen Nachklänge ſeiner academiſchen Jahre nennen. Hiezu veranlaſſen uns nicht allein die manchen gelehrten Ausdrücke, Anſpielungen und Redensarten, wie wir ſie in keinem der übrigen Goetheſchen Werke wiederfinden, ſondern auch die auf jeder Seite friſch hervorbrechende Naturkraft des Dichters, die in alles todte Gelehrten- und Theorien-Weſen heftig drein ſchlägt und ſich dagegen auf alle Weiſe Luft zu machen ſucht. Und beydes ſteht mit einander keineswegs in Widerſpruch. Denn eine ſolche Natur wird ſich eben dann im Gegenſatz heftig äußern, wenn ein ihr nicht Gemäßes, ja Feindliches, wie dieß auf Academien leicht der Fall ſeyn kann, Gewalt und Herrſchaft über ſie zu gewinnen ſtrebt.

Von den Lehrſtühlen der Profeſſoren mochte einem jungen Dichter damals noch wenig Brauchbares entgegenkommen. Ein allgemein feſtſtehendes Urtheil über literariſche Gegenſtände hatte man noch nicht, weil noch die

Literatur ſelbſt fehlte. Jeder urtheilte nach ſeiner Meinung, nach ſeinem Gefühl; wem das richtigſte angeboren war, der traf es am beſten, wen aber die Natur in Stich gelaſſen hatte, der war in dieſer Hinſicht überall verlaſſen.

Denn wie bey einer fertigen Literatur, bey allgemein anerkannten und feſtſtehenden Maximen auch geringere Geiſter gewiſſermaßen ein Urtheil haben und viel Gutes und Brauchbares lehren können, indem ſie nur das bereits Vorhandene ſich anzueignen und wiederzugeben brauchen: ſo vermögen ſie doch bey einer noch im Werden begriffenen gar wenig, vielmehr beruhet in einer ſolchen Alles auf der Perſönlichkeit Einzelner, und zwar bedeutender Talente; denn nur dem großen Talent iſt Alles angeboren, ſowohl Ausübung als Geſetze.

Es iſt daher natürlich, daß in einer ſolchen Zeit eine ausgezeichnete Natur mit den geringer begabten Geiſtern in beſtändigem

Krieg liegen wird, wie wir dieſes denn bey Goethen faſt in allen dieſen Recenſionen ſehen. Die meiſten ſind wild und aufgeregt, weil Falſches, Schiefes und Unnatürliches zu bekämpfen und der Dichter ſich ſeiner überwiegenden Kraft in keckem jugendlichem Uebermuthe bewußt war. Da iſt denn auch kein Behagen am Gegenſtande, kein ruhiges Verweilen und Ausbilden, ſondern Alles wird nur ſkizzenhaft flüchtig hingeworfen.

Nur wenige Recenſionen, worunter beſonders die über Wieland, haben dieſen wilden Charakter nicht, vielmehr findet man da ſchon ein Hinneigen zu der ſpäteren Ruhe und Beſonnenheit die Goethen eigen. Denn Wieland regt nicht zu feindlichen Gegenſätzen auf, da iſt Harmonie, der läßt ſich mit Neigung und Ruhe betrachten. Findet er überall das Rechte, wie die Gedichte von Bürger, Hölty, Claudius u. ſ. w. im Göttinger Muſenalmanach, ſo iſt die Freude groß und er weiß nicht genug zu loben.

In den Recenſionen über Poeſie finden ſich Worte die nie veralten, Maximen von unverwüſtlichem Werth, unſern jungen Dichtern noch eben ſo gut heute zuzurufen als damals, vor funfzig Jahren. Und weil Alles nur ſo hingeworfen iſt, ſo ganz in ſeiner unzertheilten Fülle und Kraft, ſo thut auch Alles eine um ſo größere Wirkung und belebt und erfriſcht wo irgend noch zu beleben iſt.

Aus manchen Andeutungen ſieht man welche große Anſicht im Dichter lag und wir blicken um ſo ſchärfer in die Tiefe ſeiner Natur, je ſchneller Alles an uns vorübergeht: ſo wie man am tiefſten in die unendlichen Abgründe des Himmels ſieht, wenn zur Nacht vorbeyeilende dichte Wolken nur flüchtige Lücken laſſen. Für alle diejenigen aber, denen eine ſolche Anſicht durch einen einzigen Wink nicht in ihrer völligen Größe auseinander geht, wären ſie wohl einer weiteren Ausführung werth. Goethe ſelbſt hatte vielleicht von allen den herrlichen Dingen damals noch nicht

das völlige Bewußtſeyn, es war wohl mehr eine Ahnung des Rechten, oder vielmehr ein angeborenes Rechte, als ein beſtimmtes Wiſſen.

In manchen Stellen ſieht man Spuren jener Werke, deren Keime ſchon damals im Dichter lagen. Doch ſie näher zu bezeichnen unterlaſſen wir, es macht Freude ſolche Stellen ſelbſt zu finden.

Das Wichtigſte endlich, was wir über dieſe Recenſionen zu ſagen haben, iſt folgendes:

Sie ſind ein Schlüſſel zu Goethe's ganzer Natur. Wer über Goethe's Weſen Aufſchluß haben will, der ſtudire dieſe Recenſionen. Hier liegt Alles im Keime vor uns. Hier iſt der Beginn, der erſte Standpunct; und wenn wir hier feſten Fuß faſſen, und von hieraus alles dasjenige betrachten was ſpäter von ihm ausgegangen iſt, und nun ſehen was von dieſen erſten Richtungen ſich durch alle übrigen Werke hindurch hält, ſo haben wir von

Goethen den eigentlichen Kern, das Unveränderliche, Unverwüſtliche, Dämoniſche.

In dieſer Hinſicht ſind dieſe Recenſionen ganz unſchätzbar, und zwar nicht allein weil ſie zu dem Erſten gehören was von Goethen ausgegangen, ſondern weil es Recenſionen ſind.

In allen eigentlich poetiſchen Leiſtungen eines Dichters nämlich, iſt es nicht ſo gar leicht ſeine wahre Natur zu erkennen, denn er tritt nie perſönlich hervor, ſondern er verbirgt ſich ſtets hinter ſeine Charaktere und läßt nur dieſe immer vorwalten. Bey Recenſionen hingegen findet keine Maske ſtatt, da tritt er immer entſchieden perſönlich mit ſeiner Herzens-Meinung heraus und legt uns durch das was er billigt und nicht billigt die wahre Geſtalt ſeiner Natur klar und offen vor Augen.

Sind zudem die Gegenſtände, die das Urtheil hervorlocken, mannigfaltiger Art, ſo daß das Innere des Urtheilenden auf mannigfaltige Weiſe angeregt wird, ſo wird der Blick

den wir in eine ſolche Natur thun, groß und umfaſſend ſeyn.

Und auch dieſes iſt der Fall bey dieſen Recenſionen; denn wiewohl die Poeſie das Vorwaltende iſt, das ihn vor Allem erfüllt, ſo nimmt er doch nicht weniger Intereſſe an Religion, Staat und einzelnen Perſonen und läßt ſich darüber mit gleicher Wärme aus.

Wir können daher dieſe Recenſionen allen denjenigen, denen es um ein gründliches Studium Goethe's zu thun iſt, nicht angelegentlich genug empfehlen.

Notice sur la vie et les Ouvrages de Goethe par Albert Stapfer.

Die dem erſten Theile jener Ueberſetzung meiner dramatiſchen Werke vorgeſetzte Notiz, meine Lebensereigniſſe und ſchriftſtelleriſche Laufbahn betreffend, durfte ich bey dieſer Gelegenheit auch nicht außer Acht laſſen. Hier gab es mancherley zu denken und zu bedenken, und zwar im allgemeinſten, über Menſchen-Weſen und Geſchick. Das Gewebe unſeres Lebens und Wirkens bildet ſich aus gar verſchiedenen Fäden, indem ſich Nothwendiges und Zufälliges, Willkührliches und Rein-Gewolltes, jedes von der verſchiedenſten Art und oft nicht zu unterſcheiden, durcheinander ſchränkt.

Die eigenthümliche Weiſe, wie der Einzelne ſein vergangenes Leben betrachtet, kann

daher niemand mit ihm theilen; wie uns der Augenblick ſonſt nicht genügte, ſo genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Abſchluß am Ende mit unſern Wünſchen meiſtens nicht übereinſtimmt, ſo ſcheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem ſonderlichen Werth: wie denn gerade dadurch die weiſeſten Menſchen verleitet wurden auszuſprechen, daß alles eitel ſey.

Der Biograph an ſeiner Stelle iſt, als Dritter, gegen den Mann dem er ſeine Aufmerkſamkeit widmete, entſchieden im Vortheil, er hält ſich an das Reſultat wie es im Ganzen erſcheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgeloſe Handeln, forſcht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Beſondere unentdeckt bleibt, ſo leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für alles was ſittlich genannt wird giebt es eben ſo ſichere Deutezeichen als für das

was wir durch ſinnliche Gegenwart erkennen; in beyden Fällen aber ungetrübt zu ſchauen, tüchtig zu ergreifen, klar zu ſondern und gerecht zu beurtheilen, dazu gehört angeborner Tact und unausgeſetzte leidenſchaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünſche daß meine Freunde obgedachte Notiz leſen mögen. Hie und da wiſſen ſie es anders, hie und da denken ſie anders, aber ſie werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare ſich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt hat. Ferner iſt merkwürdig, wie er auf dieſem Wege zu gewiſſen Anſichten über ſeinen Gegenſtand gelangte, die denjenigen in Verwunderung ſetzen der ſie vor allen andern hätte gewinnen ſollen, und dem ſie doch entgangen ſind, eben weil ſie zu nahe lagen.

Jene Recenſion, deren Auszug wir oben mitzutheilen angefangen, ſind wir, wie es ſich ergiebt, eben dieſen Bemühungen ſchul-

dig. Recenſion und Notiz ſind übereinſtimmend, nicht gleichlautend, und für mich gerade in dem Augenblick höchſt bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden mich mit mir ſelbſt, meinem Geleiſteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Verſäumten zu beſchäftigen.

Zu einer Zeit wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort ſich kreuzen, iſt einem jeden Strebſamen höchſt nöthig ſeine Stellung gegen die eigne Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deßhalb findet ein denkender Literator alle Urſache jede Kleinkrämerey aufzugeben und ſich in der großen Welt des Handelns umzuſehen. Der deutſche Schriftſteller darf es mit Behagen, denn der allgemeine literariſche Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerſt von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft,

bis er ſich ringsumher über die Gränzen verbreitete.

Fänd' ich Raum zu einer Fortſetzung ſo würd' ich deſſen erwähnen was die Herren Stapfer, Fauriel, Guizot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun ſchon dreyßig Jahre dauernde Conflict zwiſchen Claſſikern und Romantikern ſich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzgefaßtes Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone, Milano 1825. Er führt uns zu den heiteren Gruppen der Götter und Halbgötter wie ſie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weiſt ſodann auf unſer, am Hochgericht um des Rades Spindel, bey Mondenlicht tanzendes luftiges Geſindel hin, wobey er ſich freylich ſehr im Vortheil fühlt.

Dagegen regte ſich Carl Tedaldi-Fores. Er ſchrieb Meditazioni Poetiche, Cremona 1825. ein Gedicht von größerem Umfang, deſſen Inhalt jedoch nicht leicht in's Enge zu bringen iſt. Der Verfaſſer behandelt nicht unglücklich die moderne Anſicht von Umfaſſung eines weiteren Kreiſes menſchlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wiſſen, und vermag die Argumente der Partey zu der er ſich bekennt, obwohl etwas düſter, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Kurze Anzeigen.

Bey verſpäteter Herausgabe des gegenwärtigen Heftes kann ich mich nur im Allgemeinen als Schuldner bekennen für ſo manches vorzügliche Werk, welches mir indeſſen zu Gute gekommen. Ich füge daher den einzuführenden Titeln nur wenige Bemerkungen bey, meinen Antheil für ein mannigfach edles Beſtreben vorläufig anzudeuten.

„Graf Eduard Raczinsky's maleriſche Reiſe in einigen Provinzen des osmanniſchen Reichs, aus dem Polniſchen, durch van der Hagen. Breslau 1824.“ Ein unterrichteter umſichtiger Weltmann reiſt zu Lande von Warſchau bis Odeſſa, von da zu Waſſer bis Conſtantinopel; ferner an die aſiatiſche Küſte, beſucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunſtfertiger Zeichner begleitet ihn und nun

werden uns die mannigfaltigſten Gegenſtände in vollendeten Kupferſtichen überliefert.

Sehr intereſſant war uns z. B. die Darſtellung der allgemein-polizeylichen Vorkehrungen, ſo wie der fromm-wohlthätigen Privatanſtalten, um eine gränzenloſe Bevölkerung in und um Conſtantinopel mit friſchem Trinkwaſſer unausgeſetzt zu verſehen. Von ungeheuren, Waſſer zurückſtauenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten, bis zum einfachſten Schöpfrad, ſind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einſamkeiten, vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnißreich die bildlichen Darſtellungen, welche dadurch erſt ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreund ſollte dieß Werk in ſeiner Sammlung fehlen.

„Reiſen und Unterſuchungen in Griechenland, von Brönſted, erſtes Buch. Paris

1820.“ Eine höchſt willkommene Monographie der Inſel Zea, ſonſt Keos. Dieſes Eiland, bey aller ſeiner Kleinheit von den frühſten Zeiten her merkwürdig, wegen dem Bezug ſeiner Lage zu Euböa, dem atheniſchen Gebiet und den übrigen Cycladen, wird von einem vielſeitig gebildeten Reiſenden beſucht, unterſucht und uns auf alle Weiſe näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugniſſe, Wein, Honig, Oel, in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf ſeiner Höhe noch bewohnbares Gebirg.

Alterthum und Geſchichtswechſel, neuere Zuſtände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angeſiedelte, freylich ſeit jenem Frühling der Zeiten ſehr zuſammengeſchmolzene Völkchen noch immer unter dem heiterſten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in ſonſt glücklicher Abgeſchiedenheit wie von jeher Seeräu-

dern ausgeſetzt, genöthigt mit ihnen Verträge zu ſchließen, behutſam und liſtig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reiſende bethätigt vollkommen ſeinen Beruf, durch methodiſche Unterſuchung, Aufgrabung bedeutender Alterthümer, an Bau- und Bildwerken ſo wie an Inſchriften. Merkwürdig iſt der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandſteinfelſen herausgehauen, von gutem Styl, freylich durch die lang, erduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugeſagte Fortſetzung Gelegenheit werden auf's neue zu ſolchen Betrachtungen zurückzukehren.

„Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der Geſchichte der alten Welt und ihrer Cultur, von Schloſſer, Frankfurt 1826.“ Wie oben gedachte beyden Werke den gegenwärtigen Zuſtand jener Gegenden ausdrückend, die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken,

ſo giebt uns dieſes den entſchiedenen Anlaß uns die frühſten Zuſtände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinſte, Vergangenſte, Nichtheranzubringende der Urgeſchichte unſer Schauen hinzuwenden und von da an die Völkerſchaften nach und nach zu unſerm Blick heranquellen zu laſſen.

Höchſt erfreulich iſt es demjenigen der ſein ganzes Leben ſolchen Betrachtungen gewidmet hat, das Gränzenloſe für den Geiſt begränzt, und die höchſtbedeutende Summe, in ſo fern das Einzelne nur einigermaßen ſicher iſt, klar und vernünftig gezogen zu ſehen.

Hab' ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, ſo war mir doch der vierte Abſchnitt „die Zeichen der griechiſchen Herrſchaft im ſüdöſtlichen Europa" darſtellend, meinen liebſten Studien beſonders angemeſſen. So belehrend als genußreich erſchien es mir das vielfach Gewußte und Gedachte in's Enge gebracht und um einen Mit-

telpunct vereinigt zu ſehen. Der Verfaſſer gehört zu denjenigen die aus dem Dunkeln in's Helle ſtreben, ein Geſchlecht zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unſere Pflicht, ſelbſt die Idee, in ſo fern es möglich iſt, zu verwirklichen, warum ſollten wir das erlangte Wirkliche einer auflöſenden vernichtenden Einbildungskraft dahin geben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters „Heinrich Meyers Tabelle, deſſen Kunſtgeſchichte" abſchließend, in ihrer ganzen intentionirten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, ſo wird mir in dem griechiſchen Bezirk abermals alles faßlicher, indem ich hier die politiſche Geſchichte, wie die Geſchichte der Bildhauerkunſt, der Plaſtik, Malerey und Literatur, ſynchroniſtiſch überſchaue und mit einem Blick das Mannigfaltigſte wieder erfaſſen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in

einander greifend und wirkend lebendig gewe-ſen. Wie erquickend und tröſtlich iſt es, in beyden genannten Werken die Reſultate nicht nur gezogen, ſondern auch das Einzelne im Beſondern ausgeſprochen zu finden, was ich mir ſelbſt, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte.

„Die elegiſchen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber. Frankfurt a. M. 1826.“ Eine holde geiſtreiche Gabe demjenigen, der ohne der griechiſchen Sprache mächtig zu ſeyn, im-merfort mit jenem einzigen Volke und in deſ-ſen früheren und ſpäteren Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bey dem wiederholten Leſen dieſes anziehenden Werks bey mir ſich entwickelten, ſey ein weniges mit-getheilt.

Wir ſind gewohnt die Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art ſie auch ſeyn mö-

gen, in's Allgemeine zu deuten und ſie unſern Umſtänden, wie es ſich ſchicken will, anzupaſſen. Dadurch erhalten freylich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zuſammenhang woraus wir ſie geriſſen: ein Sprüchlein des Terenz nimmt ſich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und ſo erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholten Malen abgequält und ihm als einem pädagogiſch-rigoroſen Moraliſten einigen Vortheil abzugewinnen geſucht, jedoch immer vergebens, deßhalb wir ihn denn aber und abermals bey Seite legten. Erſchien er uns doch als ein trauriger ungriechiſcher Hypochondriſt. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat ſo verderbt ſeyn, daß es dem Guten durchaus ſchlecht, dem Schlechten gewiß gut ginge, in dem Grade daß ein rechtlicher wohldenkender Mann den Göttern alle Rückſichten auf redliches und tüchtiges Wollen und

Handeln abzuſprechen verharrte. Wir ſchrie- ben dieſe widerwärtigen Anſichten der Welt einer eigenſinnigen Individualität zu und wen- deten unwillig unſere Bemühungen an die hei- tern und frohſinnigen Glieder ſeiner Landes- genoſſen.

Nun aber, durch treffliche Alterthums- kenner und durch die neuſte Weltgeſchichte be- lehrt, begreifen wir ſeinen Zuſtand und wiſſen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara ſeine Vaterſtadt, durch Altreiche, Herkömmlich-Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrſchaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Beſi- tzenden, Geſitteten, häuslich und reinlich Ge- wöhnten werden auf das ſchmählichſte öffent- lich bedrängt und bis in ihr innerſtes Fami- lienbehagen verfolgt, geſtört, verwirrt, er- niedrigt, beraubt, vernichtet oder vertrieben; und mit dieſer Claſſe, zu der er ſich zählt, lei- det Theognis alle mögliche Unbilden. Nun

gelangen deſſen räthſelhafteſte Worte zum klarſten Verſtändniß, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter dieſe Elegien gedichtet und geſchrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dante's Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht ſtets im Auge behalten, daß ein großer Geiſt, ein entſchiedenes Talent, ein würdiger Bürger, aus einer der bedeutendſten Städte jener Zeit, zuſammt mit ſeinen Gleichgeſinnten von der Gegenpartey in den verworrenſten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, in's Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im Ganzen für die klare anmuthige Ueberſetzung beſtens zu danken haben, ſo geſtehen wir gern, wie ſehr uns das Gehörige der Noten zum Vortheil gediehen. Hier findet ſich abgemeſſen was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles andere, was auch dem Verfaſſer wohl zu Gebote geſtanden hätte, wird beſcheidentlich abgelehnt; deßhalb ſich denn daraus alles was man in

einem ſolchen Werke ſucht, Anſchauung, Effect, Begriff, nach eines jeden Leſers Fähigkeit und Bedürfniß, vollkommen ausbilden und beleben kann.

„Ferienſchriften von Carl Zell.“ Der Verfaſſer will, wie er im Vorworte ſagt, ſeine Aufſätze gern Idyllien, in antikem Sinne des Worts, genannt haben. „Hier wie dort,“ ſagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenſtandes, ſo wie durch die Art der Darſtellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder erſetzen.“ Dieſe Anſicht hat er für uns völlig gerechtfertigt, wir haben ſeine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen laſſen und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöſchte wieder erneuert, manches neu dargebracht und, ohne daß uns ſeine Beleſenheit läſtig geweſen wäre, uns in den hinzuge-

fügten Noten manchen angenehmen Blick in's Alterthum thun laſſen.

Die ſämmtlichen Aufſätze, von dem erſten, die Wirthshäuſer der Alten behandelnd, an, bis zum letzten, der uns auf das Sittliche in der griechiſchen Volksreligion merken läßt, benutzten wir zu Vorleſungen, in Geſellſchaft gebildeter Freunde, welche ſich unterhalten, zu hiſtoriſchen, antiquariſchen, äſthetiſchen und artiſtiſchen Geſprächen aufgeregt ſeyn wollen, und ſie kamen uns mehrfältig zu ſtatten. Wir rühmen daß der Verfaſſer die behandelten Gegenſtände ſich dergeſtalt anzueignen gewußt und ſie ſo heiter vorzutragen verſteht, daß man ſich dabey befindet, als hätte man das ſchon ſelbſt gedacht. Als man nun daher bey'm lauten Vortrag weder an ſich noch andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, ſo ward die Unterhaltung dergeſtalt angenehm, daß man bey kürzer Dauer der Aufſätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewiſſe Lücke empfand, im Vorleſen weiter

fortſchritt und zuletzt den Wunſch entſchieden ausſprach, der Verfaſſer möge es nicht an Fortſetzung einer ſo angenehmen Sammlung fehlen laſſen.

Hieran ſchloß ſich bedeutend folgendes Werk an: „Geſchichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Fr. von Raumer.“ Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen und dürfen nicht läugnen daß, gleich ihren Siegen und Künſten, auch ihre Verfaſſungen uns höchlich intereſſiren und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechſel, dem dieſelben unterworfen geweſen, mit dem innigſten Antheil zu betrachten und zu ſtudiren; wir würden ja ſonſt die Abſicht und Beſtrebungen ihrer Schriftſteller keineswegs einſehen noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von dorther die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, ſo führt es uns durch eine Reihe

von Zuſtänden, Geſinnungen und Meinungen durch, deren Conflict vielleicht noch nie ſo lebhaft geweſen als in unſern Tagen. Dankbar erkennen wir deßhalb die Förderniß die uns hieraus zugegangen.

Durch die Verſpätung des gegenwärtigen Heftes bin ich ein gar mannigfacher Schuldner für angenehme Mittheilungen geworden. Zum Schluß als vorläufige Anzeige Folgendes:

Die deutſche poetiſche Literatur hat drey ſchöne Geſchenke erhalten, die ich der Reihe nach als groß, lieblich und würdig bezeichnen möchte. Serbiſche Lieder, überſetzt von Talvi, zweyter Theil; Lettiſche Lieder, von Rheſa; Frithiof, durch Amalie von Helwig, aus dem Schwediſchen.

Immer mehr werden wir in den Stand geſetzt einzuſehen was Volks- und Nationalpoeſie heißen könne: denn eigentlich giebt es nur Eine Dichtung, die ächte, ſie gehört we-

der dem Volke noch dem Adel, weder dem König noch dem Bauer; wer ſich als wahrer Menſch fühlt wird ſie ausüben; ſie tritt unter einem einfachen, ja rohen Volke unwiderſtehlich hervor, iſt aber auch gebildeten, ja hochgebildeten Nationen nicht verſagt. Unſere wichtigſte Bemühung bleibt es daher zur allgemeinſten Ueberſicht zu gelangen, um das poetiſche Talent in allen Aeußerungen anzuerkennen und es als integranten Theil durch die Geſchichte der Menſchheit ſich durchſchlingend zu bemerken.

Altgriechiſche Räthſel.

Nicht ſterblich, nicht unſterblich, aber von Natur
Gebildet alſo daß er nicht nach Menſchenart,
Noch Götterweiſe lebe, ſondern ſtets auf's neu
Geboren werde, wechſelsweis zum Untergang;
Geſehn von keinem, allen aber doch bekannt,
Vorzüglich Kindern, die er ſich beſonders liebt.

Es giebt ein weiblich Weſen,
Im Buſen trägt es Kinder,
Geboren ſtumm doch ſchwatzhaft,
Die über Erd' und Meere
Nach Luſt ſich unterhalten
Und aller Welt verſtändlich,
Nur nicht dem nahen Hörer
Im mindeſten vernehmlich.

Bayerische Staatsbibliothek München

Johann Haydn's Schöpfung. . S. 120.
Braſilianiſches Liedchen. . . . — 130.
Oeuvres dramatiques de Goethe. 4 voll. — 131.
Vorhalle des Doms zu Cöln, Aetzdruck. — 146.
Steindruck:
München. . . . . . . — 149.
Stuttgart . . . . . . — 153.
Goethe's Recenſionen von 1772 u. 1773. — 160.
Notices sur la vie et sur les Ouvrages de Goethe par Albert Stapfer. — 171.
Kurze Anzeigen:
Vincenzo Monti, Sulla Mitologia. — 175.
Carlo Tedaldi - Fores, Meditazioni Poetiche. . . . . . — 176.
Graf Raczinsky's maleriſche Reiſe. — 177.
Brönſted, Reiſen in Griechenland. — 178.
Schloſſer, univerſalhiſtoriſche Ueberſicht. . . . . . . — 180.
Meyers Tabelle zur Kunſtgeſchichte. — 182.
Weber, die elegiſchen Dichter der Hellenen. . . . . . — 183.
Carl Zell, Ferienſchriften. . — 187.
Raumer, geſchichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. . . . . . — 189.

Ankündigungen: . . . . . S. 190.
Serbiſche Lieder, überſetzt von Talvi, 2r Theil.
Lettiſche Lieder, von Rheſa.
Frithiof, aus dem Schwediſchen, durch Amalie von Helbig.
Altgriechiſche Räthſel. . . . — 192.

Ilias, in Proſa überſetzt von Zauper, Odyſſee, freye Nachbildung in zehnzeiligen Reim-Strophen, von Hedwig Hülle, als entgegengeſetzteſte Behandlungsweiſen einer altkanoniſchen Ueberlieferung, verdienten in einem folgenden Hefte ausführlicher beſprochen zu werden.

37
8
21

---

al

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Ueber Kunst und Alterthum

Bd.: 5

Stuttgart 1816 - 1832

Res/Art. 127 k-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10913667-2